

*Der*

---

**PFERDE-  
MANN**

---

Übersetzung nach  
"The Horseman" von Michael Kiok

**Mark Matthews**

**Mark Matthews**  
übersetzt von Michael Kiok

**Der Pferde-Mann**  
**(The Horseman)**  
... was einen Zoophilen antreibt ...

## Impressum

© für die deutsche Übersetzung Michael Kiok

1. Auflage im Verlag Jahn und Ernst
2. Auflage bei Books on Demand

Ich stelle diese Übersetzung unter eine Creative Commons Lizenz.  
Jeder darf damit machen, was er will.  
Einzigste Einschränkung: Der Text darf nicht verändert werden.



Mark Matthews: Der Pferde-Mann von Michael Kiok [Übersetzer] steht unter einer Creative Commons Namensnennung-Keine Bearbeitung 3.0 Unported Lizenz.

Michael Kiok, 25. August 2011

Umschlagentwurf:  
Anne-Meike Holland-Kunz nach dem Amerikanischen Original

**Mark Matthews**

Übersetzt von Michael Kiok

# **Der Pferde-Mann**

**(The Horseman)**

... was einen Zoophilen antreibt ...



# Inhalt

Danksagungen .....	9
1. Kapitel .....	11
April 1987 .....	11
2. Kapitel .....	28
März 1951 .....	28
Mai 1960 .....	30
3. Kapitel .....	46
April 1987, der nächste Morgen .....	46
4. Kapitel .....	67
Am selben Tag. ....	67
5. Kapitel .....	75
August 1967 .....	75
6. Kapitel .....	80
April 1968 .....	80
7. Kapitel .....	94
April 1987, in der selben Nacht in dem Motel .....	94
8. Kapitel .....	148
April 1987 .....	148
Mai 1987 .....	159

9. Kapitel .....	175
Mai 1987 .....	175
10. Kapitel .....	186
Mai 1987 .....	186
11. Kapitel .....	205
Juni 1987 .....	205
12. Kapitel .....	224
Juli 1987 .....	224
13. Kapitel .....	238
August 1987 .....	238
Oktober 1987 .....	243
November 1987 .....	244
Anfang Dezember 1987 .....	245
Heiligabend 1987 .....	247
Neujahrstag 1988, 0.01Uhr .....	249
März 1988 .....	251
Juni 1988 .....	251
14. Kapitel .....	253
Sommer 1988 .....	253
September 1988 .....	253
Nachwort und Anmerkung des Autors ...	267
Nachnachwort .....	278
Nachwort des Übersetzters .....	286
In Memoriam .....	288

# Danksagungen

Dieses Buch zu schreiben war keine leichte Aufgabe, und ohne die Unterstützung einiger sehr guter Freunde hätte ich es nicht vollbringen können. Mein Dank gebührt zuvörderst den Teilnehmern des WRITING-Echos des FIDO-Computer-Netzes, insbesondere P. C. D., E. H., D. H., D. F., B. S. M., J. L., D. McF., und anderen Bewohnern dieser elektronischen Eckkneipe - Danke für die Hilfe und Ermutigung, die ihr mir so freigiebig habt zukommen lassen, als ich Eurem Rat folgte und diese Geschichte in Buchform brachte, anstatt sie an einem ihr nicht angemessenen Platz in Männermagazinen unterzubringen, wie ich es zuerst vorhatte. Mein Dank auch an Dr. John Money vom Johns Hopkins University Teaching Hospital, der mir Prometheus Books als Verlag empfohlen hat.

Ganz besonders danken möchte ich zwei kleinen Ponies, die mir das Leben lebenswert gemacht haben. Und Dank an meine Freunde hier am Ort, die über meine Seltsamkeit hinwegsehen.

Und last, aber ganz sicher nicht least gehen mein Dank und meine Liebe an meine Mutter, die meinen Lebensstil nicht schätzt und mich dennoch als ihren Sohn annimmt und liebt, wie es nur eine Mutter kann.

Ich danke Euch allen.

Mark Matthews  
September 1992





# Kapitel 1

*April 1987*

Die Frage war: »warum?«. Seit fast einem Jahr kreiste sie im Kopf des Mannes herum. Warum war er, wie er war? So anders? Warum waren ihm all diese schrecklichen Dinge passiert? Warum? Er war doch ein netter Mensch. Warum? Ob er nun Auto fuhr oder ein elektronisches Gerät reparierte, ob er aß oder schlief, die Frage blieb.

In letzter Zeit schien sich die Frage nach dem »warum?« zuzuspitzen; sie bildete eine Unterströmung in seinem Verstand, die immer stärker wurde. Ein Sog, der drohte, ihn in die Tiefen eines Meeres der Verzweiflung zu ziehen. Und so begann eine weitere einsame Nacht. ...

Er saß in dem dunklen Raum an dem alten Eichentisch, der mit den Jahren Narben und an den Ecken Brandspuren von seinen Zigaretten bekommen hatte. Eine kleine Lampe beleuchtete mit ihrem Lichtkegel seine linke Seite. Der Computermonitor vor ihm war angeschaltet, das Modem auch, und es verband ihn mit Anderen überall in den Vereinigten Staaten.

James Falabella kicherte vor sich hin, als er die Worte las, die über den Monitor glitten. MR. MASTER beschrieb seine Verabredung vom letzten Wochenende; er hatte eine Frau in ein Steakhaus eingeladen ohne zu wissen, daß sie strenge Vegetarierin war - das Ergebnis war natürlich peinlich und wie man sich denken konnte, witzig.

Das waren seine Freunde, obwohl er nicht einmal ihre richtigen Namen wußte. Sie kannten sich durch »Handles« oder Alias-

namen. ROB 37, MR. MASTER, HONEYBUNS und andere kamen und gingen in diesen frühen Morgenstunden und die Rechnung seines Onlinedienst-Anbieters erhöhte sich jede Minute um 6 Cents. James' Handle war POLKA PONY und er hatte es sich mit einer gewissen Selbstironie ausgesucht.

ROB 37 und HONEYBUNS waren wieder bei ihrem üblichen Thema, sie stritten über Frauenbefreiung, Chancengleichheit und Schutzrechte im amerikanischen Scheidungsrecht.

Diese ungebetene Erinnerung an seinen eigenen Zustand dämpfte James' gute Laune. Die beiden würden noch ein paar Minuten so weitermachen, ihre Kommentare in die eigenen Tastaturen tippen, auf die Return-Taste ihrer Commodore-Computer drücken und darauf warten, daß Quantum-Links Großrechner in Virginia ihre Eingaben akzeptierte und sie auf die Bildschirme all jener gesichtslosen Leute im ganzen Land druckte, die teilnahmen oder nur zusahen.

James hatte Zeit. Er hatte immer Zeit. Er würde sich immer Zeit nehmen.

Zeit für eine weitere kleine Dosis des Vergessens.

James' Augen irrten zur linken Seite seiner Tastatur ab. Da in dem Lichtkegel der Lampe lag ein großer, nichtrostender Beerenlöffel, er enthielt eine Pfütze einer orangenen Flüssigkeit mit einer kalkigen Ablagerung am Grund.

Er griff nach einer 1-ml-Insulinspritze und sah sich im Zimmer um, um sicher zu gehen, daß die Türen und Vorhänge in seinem Raum geschlossen waren. Er war zwar sicher, daß seine alternden Eltern fest am anderen Ende des Hauses schliefen, aber man mußte ja kein Risiko eingehen.

*Das ist dumm. Ich will das nicht. Warum mach ich das, wenn ich's nicht will? Laß es. Laß es, verdammt! Ich mach das nicht! Ich mach's nicht, ich mach's nicht! Ich mach's nicht!!*

Seine Hände ignorierten seinen Verstand und mit einer durch lange Übung erworbenen Fingerfertigkeit entfernten sie schnell aber sorgfältig die Kappe, die die Nadel schützte, zogen eine Wattefluse aus einem Tupfer, rollten sie zu einem winzigen Ball zusammen und legten ihn an den Rand der orangenen Pfütze.

James Gesicht gefror zu einer Maske der Konzentration, als er vorsichtig den Löffel in eine Position direkt vor ihm schob, ohne die Flüssigkeit so aufzuwühlen, daß sie über den winzigen Watteball schwappte, der dann nutzlos in den unlöslichen Abfall auf dem Grund des Löffels gleiten würde.

Scheidung. 36 Jahre alt und geschieden, oder so gut wie - sobald James' entfremdete Frau es sich leisten konnte, ihrem Anwalt den Rest seiner Rechnung zu bezahlen, die der in weiser Voraussicht im Voraus verlangte, sobald sie Zeit fand aus der Stadt im westlichen Kansas zurückzukehren, in die sie und die Kinder gezogen waren.

*Sie war einfach gegangen. Hat mir nicht gesagt, daß sie ans Fortgehen dachte, hat nichts gesagt, bis sie schon eine neue Stelle organisiert und ein Apartment gemietet hatte. Fast hatte sie sich davongeschlichen, als hätte sie Angst davor, was ich tun würde, wenn ich es zu früh herausfände. So ein Unsinn. Ich habe weder sie noch die Kinder jemals verletzt, obwohl Gott weiß, daß ich mich oft genug dazu provoziert fühlte; ich habe nie die Hand gegen sie erhoben und sie schon gar nicht geschlagen. Warum hat sie immer das Schlimmste angenommen bei allem, was ich sagte oder was ich tat, obwohl sich ihre vorurteilsgeprägte Sichtweise normalerweise als falsch herausstellte?*

Warum? Er war ein guter Ernährer gewesen, ein guter Vater seiner Kinder, wenn auch vielleicht manchmal ein bißchen distanziert. Es muß an ihren Eltern gelegen haben, diesen christlichen

Möchtegerns von eigenen Gnaden. Zwischen James und den Jones war es Haß auf den ersten Blick gewesen. »Poseurs,« oder wie immer das französische Wort ist - *der Schein ist wichtiger als die Wirklichkeit. Snobs, die außer ihren eigenen Illusionen wenig haben.*

Warum Drogen? Warum die Mittel, die er brauchte, um ein halbwegs normales Leben zu leben, mißbrauchen? Besonders, wo er nicht einmal mehr den Kick, diese Euphorie, dabei erlebte?

Dafür gab es einfache Patentantworten, von denen man jede Menge in Zeitschriften, unzähligen Fernseh-Talkshows oder in den Selbsthilfeabteilungen der Buchhandlungen finden konnte; James war sich sicher, daß nichts davon auf ihn zutraf.

*Da wird von sich mitteilen gesprochen, von Kommunikation. Mein Gott, ich habe doch versucht zu kommunizieren. Aber es war, als wenn ich in einer Fremdsprache redete. Wenn ich für eine Schachtel Zigaretten zum Laden ging und aufmerksamere Weise eine Flasche Limo und eine Tüte ihrer Lieblingschips mitbrachte, dann versuchte ich, ihre Diät zu sabotieren. Tat ich das aber nicht, war ich selbstsüchtig und gedankenlos! Wenn ich ihr ein Kompliment über ihre Kleidung machte, dann hieß das offensichtlich, daß ich meinte, sie zöge sich normalerweise wie eine Schlampe an. Sagte ich nichts, dann beachtete ich sie zu wenig. Ich hatte keine Chance.*

*Und die Drogen? Ich habe es mit Gruppen versucht, mit Büchern, mit Beratungsstellen - das Beste, was man mir dort gesagt hat, war, daß ich »vor meinen Schmerzen davonliefe«. Nein, verdammt!*

Das waren die einfachen »Warums«. Es blieb aber eine große Frage übrig, und James wußte irgendwie, daß, wenn er die Antwort zu dieser einen Frage fand, sich der Rest von selbst ergeben würde.

Warum waren da diese lockenden Sirenengesänge tief in ihm, die er in den letzten 10 Jahren mißachtet, ignoriert und abgelehnt hatte, und die versuchten, ihn zu den Praktiken seiner Jugend, zu seiner frühesten Liebe zu locken? Zu der ländlichen Umgebung von Bauernhöfen und Feldern, Ställen und Weiden, wo Mähnen und Schweife elegant mit dem Wind wehten?

James nahm die Spritze und begutachtete sorgfältig die Spitze der Kanüle, um sicher zu sein, daß sie noch scharf war. Er machte einen Fingernagel naß und zog die Spitze leicht über diese rosa Fläche. Ob er irgendeinen Widerstand spüren könnte, der ihm zeigen würde, daß die Spitze sich umgebogen hatte und damit die empfindliche Venenwand zerreißen könnte.

Es konnten nicht die Drogen gewesen sein, die seine Ehe ruiniert hatten - zumindest war er nüchtern gewesen, als der Zusammenbruch begann. James hatte noch nicht den vergänglichen Frieden entdeckt, den er finden konnte, wenn er sich die ihm verschriebene Medizin injizierte statt sie zu schlucken, bis Sheila das erste Mal im letzten Sommer zum »Urlaub« fuhr. Er wurde mißtrauisch, als er das Haus in ihrer Abwesenheit aufräumte und eine zerknüllte Liste von Schulen fand, die Sprachtherapeuten suchten, was ihre Spezialität war. Sie waren alle in Kansas, in der Nähe ihrer Eltern.

Er wußte schon, daß die Beziehung in Gefahr war. Kein Sex seit über einem Jahr - James und Sheila schliefen in Räumen in verschiedenen Flügeln des Hauses. Er war selber aus ihrem Schlafzimmer ausgezogen, um die Frustration zu vermeiden, die sich bei ihm durch die dauernde Zurückweisung seiner Annäherungsversuche aufgebaut hatte.

*Da haben die Bücher in einem Punkt nun allerdings Recht. Sex ist nicht alles in einer Ehe, aber er ist fürchterlich wichtig! Zuerst waren's die althergebrachten Ausreden: »Ich bin müde«.*

*»Ich habe Kopfschmerzen«. »Morgen«. Aber bald kam »morgen« etwas dazwischen und ich kam dann auch nicht mehr auf sie zu. Ich hab sogar aufgehört, es zu versuchen. Sie wollte keine Liebe mehr machen; sie gab sogar vor zu schlafen, wachte aber wütend auf, wenn sie fühlte, wie das Bett bebte, wenn ich aus schierer Frustration masturbierte. Irgendwann war es dann angenehmer, in dem alten Lehnstuhl neben dem Bett zu schlafen. Später war es sogar leichter, wenn ich bis spät in meinem Laden hier am anderen Ende des Hauses arbeitete, bis ich wußte, daß sie wirklich schlief. Leichter sogar, wenn ich einfach nur nach Hause kam und auf der Couch im Familienwohzimmer einschliefe. Was ein Name für einen Raum. Was für eine »Familie«? Scheiße!*

Sheila hatte ihm vorgeworfen, er sei ein schlechter Mensch. Wenn er nicht ehrlich einer akzeptablen Kirchengemeinschaft beitrete und versprechen würde, ihre Kinder in einer »gesunden christlichen Umgebung« aufwachsen zu lassen, wäre er kein Vater, kein Mann, kein Ehemann und ein Nichtsnutz.

Die Sprüche waren vorgestanz, eingeschliffen und wurden immerwährend wiederholt. James erinnerte sich nur zu gut an sie: *»Ich will meine Kinder nicht in einer schlechten Atmosphäre aufwachsen sehen. Sie brauchen Kirche, sie brauchen einen guten geistlichen Rückhalt. Wenn sie erwachsen sind, dann können sie immer noch entscheiden, ob sie ihre religiöse Erziehung annehmen oder ablehnen wollen«.*

*»Wirklich? Genauso wie Du? Wenn sie erwachsen sind, ist es zu spät! Dann hast Du ihre Hirnwäsche schon erledigt, und sie werden so tief in Sumpf irgendeiner Lehre versunken sein, daß sie vielleicht nie die Kraft haben werden, da wieder herauszuklettern!«*

*»Mir hat's nicht geschadet und für Dich wäre das auch besser, wenn Du zurückkommen würdest, bevor es zu spät ist! Komm*

*wieder in die Kirche und vielleicht können wir wieder eine Familie sein.«*

*Quatsch. Sogar das funktionierte nicht, egal wie hart ich mir auf die Zunge biß und die Lügen herunterwürgte, die ich von der Kanzel hörte - dieselben Lügen, die ich einstmals anderen erzählt habe.*

James' Hände zitterten bei dieser Erinnerung. Er atmete dreimal tief durch, um seine Aufmerksamkeit wieder auf die jetzt anstehende Aufgabe zu lenken. Er drehte die Spritze so, daß die abgeschrägte Öffnung am Ende der Nadel nach unten zeigte, senkte sie auf die vollgesaugte Watte ab und drückte sie leicht darauf. Mit einer sanften Bewegung zog er den Kolben ganz langsam zurück, so gab es nicht zu viele kleine Blasen. Er füllte die Spritze mit der Flüssigkeit.

Als sie voll war, hielt James die Spritze aufrecht und tippte mit dem Fingernagel dagegen, um diese paar kleinen Bläschen zu lösen, die einfach entstehen, egal wie sorgfältig man ist. Sie glitten nach oben und James zog den Kolben noch ein bißchen weiter zurück, um einen Luftspalt zu bilden. Einige weitere sanfte Stöße verschmolzen die Bläschen zu einer großen Luftblase, die er hinausdrücken konnte, ohne etwas von der wertvollen drogendurchgesetzten Flüssigkeit zu vergeuden.

James legte die fertige Spritze nieder und griff nach der kurzen Schnur mit der Schleife am Ende.

*Wie konnte Sheila nur auf einmal so etwas verlangen? Als wir vor fast 10 Jahren geheiratet haben, habe ich kein Geheimnis aus meinen Neo-heidnischen Überzeugungen gemacht. Um ehrlich zu sein, war sie anfangs von ihnen begeistert, und begleitete mich zu den traditionellen »wolkenbekleideten« Nackttänzen innerhalb des magischen Kreises; sie zeigte keinen Neid, als ich die rituellen Küsse und Zärtlichkeiten mit den anderen Frauen in*



*der Gruppe austauschte und schien auch das Gleiche mit den Männern dort zu genießen. Immerhin waren dies vertraute Freunde, und deswegen war keine sexuelle Untreue in diesen Handlungen. Wir blieben wahrhaftig miteinander und entdeckten die Freude der Einheit in einer Gruppe, die sich anschickte, das Wahre, die Macht, die Götter selbst zu berühren.*

*Die alte Religion, Wicca, das Wissen der Weisen, weiße Magie - nenn es, wie Du willst, es ist eine liebevolle Religion der Natur, die sich auf die alten Bindungen der Menschheit an die Fruchtbarkeit der Erde und die eigene Art stützt. Manche unwissenden Narren nennen es »Teufelsanbetung«, aber die Wahrheit der alten Religion war schon alt als die Zoroastrier das erste Mal das Konzept eines Antischöpfers von fast gleicher Macht wie der Schöpfer selbst formulierten. Wir dienen keiner Verkörperung des Bösen; die Tatsache, daß unser Gott, der Göttin leicht untergeordnet, oft mit Hörnern dargestellt wird, hat nichts mit Satan zu tun. Aber versuch das einmal in die Betonköpfe und vernagelten Herzen mancher Leute zu bekommen.*

*In der Gemeinschaft zelebrierten wir unsere Verbindung zu Erde, Sonne und Mond, zu der schöpferischen Essenz des Universums. Es war schön, freudig und entließ uns als Menschen, die näher zueinander und näher der ganzen Schöpfung waren. Wir verehrten die Mutter Erde und die weibliche Schöpfungskraft.*

*Aber jetzt ist das auf einmal »Das Böse«?*

Das war der Einfluß ihrer Eltern. Vielleicht hätte ihr Vater sein Heidentum unter anderen Umständen akzeptieren können, aber der alte Mann, ein pensionierter Geistlicher wie James' Vater, konnte nie die Tatsache vergeben oder vergessen, daß James ein Jahr lang in seiner eigenen Kirche von der Kanzel gepredigt hatte und dann der Kirche in freiwilliger Abtrünnigkeit den Rücken gekehrt hatte.

*Ihre Eltern... Jedesmal, wenn sie sie besucht - diese andauernden Anspielungen, die schlaun Fragen ... Verdammt seien ihre verrosteten schwarzen Herzen, ihre kleingeistigen Seelen!*

James zog das Ende der Schnur durch die Schlinge und streifte es dann über seine linke Hand bis zum Bizeps hinauf. Er zog den Ärmel so weit hoch, daß er nicht im Weg war und rückte dann das Ende mit der Schlinge an die Außenseite des Armes. Er legte das Band glatt an den Arm und zog es fest. Dann ballte er die linke Faust und winkelte den Arm an, um seine Venen anschwellen zu lassen.

James nahm das Band zwischen die Zähne um die Spannung zu halten, der linke Arm war vor ihm ausgestreckt, und das Licht zeigte dünne rote Streifen, die die Lage der Venen nachzeichneten, die dicht unter der Oberfläche in seinem Ellbogen lagen. Er hatte einen perversen Handwerkerstolz daran, daß sich keine Verletzungen unter der Haut zeigten. Er war sehr gut mit der Nadel, zerriß nie seine Venen und benutzte immer gute, scharfe, neue Kanülen.

Er hielt die Spritze zwischen Daumen und Ringfinger, während er unter der Haut nach der Lage einer guten Vene suchte. Als er eine gefunden hatte hielt er den Atem an, um unwillkürliche Muskelbewegungen zu minimieren und ließ die Nadel durch die Haut gleiten.

Er fühlte den leichten Widerstand abnehmen als die Spitze der Kanüle in die Vene eindrang, dann zog er den Stempel der Spritze mit Zeige- und Mittelfinger zurück. Er seufzte vor Freude als der dünne Strahl Blut in die orangene Flüssigkeit schoß und ihm ein weiteres Mal seine Fingerfertigkeit bewies.

James entspannte seine Faust und ließ dann auch das Band aus dem Mund fallen. Ein kleiner Zug am Stempel und ein weiterer

Blutstrahl versicherte ihm, daß die Nadel beim Wechsel von Spannung zu Entspannung nicht aus der Vene gerutscht war.

Dann drückte er mit der Fingerspitze auf das Ende des Stempels, preßte ihn hinein und leerte den halben Inhalt der Spritze in den Blutstrom, machte eine Pause, zog dann zurück, um die Spritze wieder mit Blut zu füllen, leerte sie wieder zur Hälfte und füllte sie wieder.

»Mit dreifachem Nachbrenner«, so der Jargon der Drogenabhängigen, war die Injektion endlich vollendet und James zog die Nadel hinaus.

Die Injektion war nicht besonders stark, sie enthielt weniger als 1 mg Dextroamphetaminsulfat Markenname Dexedrin. Speed. Eine vom Arzt verschriebene Droge. James lehnte sich einen Moment zurück, als die sanfte Welle der Anregung kam und verging. Er war jenseits des Stadiums, wo man noch Herzrasen erlebte, die Erschütterung der Eindrücke und Gedanken, die mit der ersten Injektion von Speed kamen. Jetzt nach hunderten - sogar tausenden - von Anwendungen war das Ritual der Injektion selbst viel wichtiger als die eigentliche Wirkung der Droge.

Er wußte, daß er sich selbst bei dieser Verdünnung umbrachte, aber es interessierte ihn nicht besonders. Er wollte den Prozeß nur so lange wie möglich hinauszögern.

Als er die Spritze mit frischem Wasser ausspülte und sich den Rest in den Mund spritze, um den letzten Rest von Drogen auszunützen, bemerkte James, daß ROB 37 ihm eine Nachricht geschickt hatte.

Er tippte auf seiner Tastatur herum, und nach einem Moment erschien seine Antwort auf dem Bildschirm, als sie durch die Telefonleitung von dem fernen Großrechner zurückkam.

»POLKA PONY: Ja, Rob, das Leben ist eine Hure, und dann heiratest Du eine!«

Das würde ein Kichern von ROB und einen neuen Wutausbruch von HONEYBUNS hervorrufen, aber keinen *allzu* schlimmen. Sie hatte Sportsgeist.

James genoß den Kontakt mit seinen elektronischen Freunden. Sie waren so sicher in ihrer Anonymität, wie er in seiner war. Das Äußerste, was ein anderer Nutzer des Systems herausfinden konnte, ohne daß man es ihm freiwillig sagte, war die Stadt, in der er lebte. Keine realen Namen, keine Adressen, keine Telefonnummern. Er konnte genau wie sie seine innersten Gefühle und tiefsten Geheimnisse enthüllen, wenn er es wollte; es konnte keine Rückwirkung auf ihn geben. Wahrheit oder Lüge war egal. Durch seinen kleinen Commodore-Computer konnte er werden, was immer er wollte. Oder er konnte oberflächlich bleiben und nur ganz kleine Hinweise auf sich selbst durchscheinen lassen.

Honeybuns antwortete, »Au ja, Polka Pferdearsch. Laß mich nur nach Missouri kommen und ich zeig Dir was von Hure, Du schwanzlose Mißgeburt!«

James lächelte. Er wußte, daß sie das nicht so meinte, genau wie er es nicht so meinte. Vielleicht sogar weniger. Vielleicht wären sie im Verlauf der nächsten Stunde zusammen in einem »privaten Raum« dieses kommerziellen Kommunikationsdienstes, und schrieben sich gegenseitig ihre Phantasien, daß sie zusammen wären und wilden vulgären Sex zusammen hätten. Vielleicht würde einer oder sie beide vor ihren Bildschirmen masturbieren oder einfach nur anonyme, elektronische sexuelle Phantasien bei 1200 Baud genießen. Vielleicht würde HONEYBUNS sein Lieblingsspiel wieder spielen, wo er ein mächtiger Hengst und sie die hübsche Flicka war ...

Zumindest hatte James seine besten Freunde am Computer gefunden. Da lacht dich niemand aus wegen Deinem Erscheinungs-

bild. Sie kennen's nicht. Da war man sicher. Wenn keiner dich kennt, kann dich auch niemand dafür hassen, wie du wirklich bist, für deine dunkle verborgene Seite. Es waren alles nur Elektronen, Photonen, Wellen, die über einen Bildschirm flossen. Die konnten dich nicht verletzen, dir ein Messer in den Rücken stechen, nachdem du dich selber verwundbar gemacht hattest. Konflikte konnte man mit einem Knopfdruck lösen.

Es war nicht das, was James wollte, nicht wirklich. Er brauchte Sex, er hatte Orgasmen wenigstens täglich gebraucht, und das seit vor seiner Pubertät. Computersex, Telefonsex, Pornofilme und Bücher - all das brachte ein wenig Erleichterung, Erleichterung, die, wenn schon nicht von der Gesellschaft befürwortet, doch wenigstens von der Gesellschaft akzeptiert war. Was er wirklich wollte, war nicht ..., nicht normal, nicht fein, nicht ...

*Ich will Sex, eine Frau. Eine Frau mit großartigem Körper. Jawoll. Ich will, daß sie den Mund hält, es sei denn ich sage ihr, sie soll ihn aufmachen. Ich will eine Frau ... mit einem tollen Körper... und reich ... die eine Apotheke hat... und mich lieben wird, was immer ich tue... ich -*

*SCHWACHSINN! Ich fürchte mich zu Tode vor jeder Art gefühlsmäßiger Beziehung zu einer Frau; Sheila hat mich wirklich ausgebrannt. Verdammt. Ich kann auch nicht genießen, welche aufzureißen, wo diese ganze Herpes- und Aids-Geschichte im Gange ist. Diese Berichte, diese Leute, die ins Nichts dahinsiechen mit einem Lächeln auf dem Gesicht. Sie erschrecken mich. ...*

*Ich will Sex. Ich will keine Männer, ich will keine Frauen. Scheiße. Ich weiß, was ich wirklich will.*

*Nein!*

*Das will ich nicht. Nein. Das würde mich wirklich zu dem machen, was sie - diese Leute in den Büchern - sagen, daß ich*

*bin. Das würde ihnen Recht geben. Das ist nicht das, was ich will. Nein. Ist es nicht. Nein.*

*Blödsinn. Erinnerst du dich an letzte Woche, als du zu dieser kleinen Landkirche gefahren bist? All diese Leute in dem schmutzig armen Dorf mit all diesen Pferden und Ponys in den Pferchen? Manche davon müssten zu verkaufen sein... Es ist nicht sehr weit weg. ...*

*Interessiert mich nicht! Das ist es nicht, was ich will! Ich will normal sein. Ich will ein Ehemann und ein Vater meiner Kinder sein - ich will das tun, was jeder sonst tut. Das fühlen, was jeder sonst fühlt. Wollen, was jeder sonst will. Ich will mein Haus im Rancherstil in der Vorstadt, einen normalen 40-Stunden-Job, einen großen Fernseher, eine Mikrowelle. Ich will mich nach meiner Footballsaison sehnen, ein Baseball-Spiel genießen, Fischen, Golfspielen und mit den Jungs Bier trinken.*

*Alles Schwindel! Fernsehfootball ist was für die Idioten, die Eierschützer tragen, damit ihnen das Hirn nicht ausläuft; ich bin kein Athlet, ich bin ein Denker! Ich will nicht normal sein, aber ich wünschte mir, das zu wollen - es würde das Leben viel einfacher machen.*

*Was ich mir wünsche ist ... nicht akzeptabel. ...*

Sieben Stunden später hatte James den Inhalt des Löffels aufgebraucht und sein von Drogen geschundener Körper verlangte nach Ruhe. Es war 4 Uhr morgens. Er stellte den Computer ab, schaltete die Lichter aus, zog sich aus und tappte zu der Couch, die ihm seit 2 Jahren als Bett diente. Er hoffte müde genug zu sein, um direkt einzuschlafen, aber so ein Betäubungsmittel war noch nicht erfunden; sein Geist war noch zu angeregt, um Ruhe zu geben.

In der Dunkelheit, ohne jede Ablenkung, kam die Frage wieder: Wie hatte sein Leben so in Unordnung kommen können?

Was war so Besonders an ihm, daß Gott sich ihn ausgesucht zu haben schien ihn im Pech zu ertränken? Verdammt, er war doch ein netter Mensch! *Vielleicht wenn es ich einfach nur gesagt hätte ...*

*Ist es die Narkolepsie? Ich weiß, sie war schwer verärgert, als Diane geboren wurde. Sie war mit den Wehen im Krankenhaus, und ich bin dauernd in dem Sessel an ihrem Bett eingeschlafen. Ich fühlte mich einfach so schwach. ... Natürlich, wußte ich zu der Zeit nicht, daß das Narkolepsie war und die mit ihr einhergehende Lähmung. Die macht einen das Leben nun wirklich zur Hölle. Jedesmal, wenn ich ein starkes Gefühl habe, erschlaffen meine Muskeln, manchmal bis zu dem Punkt, daß ich hilflos zusammenbreche.*

*Zuerst fing ich an einzuschlafen, wenn ich mit Kunden sprach - ich hörte in der Mitte des Wortes auf und starrte in die Luft. Manchmal wußte ich nicht mal, daß mir das passiert war. Wenn dasselbe geschah, wenn ich zu Sheila sprach, wurde sie sauer und meinte, es würde mich nicht interessieren, was sie sagte.*

*Nachdem es endlich diagnostiziert worden war, war es offensichtlich, daß ich einige frühe Symptome schon seit der sechsten Klasse hatte. [Da war er ca. 13 Jahre alt]. Immer wenn ich wütend genug war, um mich mit einem anderen Jungen zu prügeln, war es, als wenn ich versuchte, meine Fäuste und Arme durch Sirup zu bewegen. Ich dachte immer, das sei das Adrenalin. Aber in der darauf folgenden Zeit mußte ich lernen cool zu bleiben, um diese Schwächeanfälle zu vermeiden. Ich lache nicht stark, ich werde nicht leicht wütend, ich fühle mich abgehoben von Verletzungen und von Schmerzen, ob nun körperlicher oder seelischer Art. Meistens. Oh, ich habe die Gefühle, sicher! Aber ich halte sie vergraben und weit von mir fern. Ich kann sie mir ansehen und sagen, »das ist witzig«, oder »ich bin wütend«,*

*aber es ist eine intellektuelle Beobachtung. Ich wage nicht, mich selbst diese Gefühle fühlen zu lassen. »Flachlinie«. So hat mich einer meiner Freunde mal beschrieben. Nie zu fröhlich, nie zu traurig. Zumindest nicht nach außen. Irgendwo tief innen krei-  
sche ich, schreie ich, bin ich verletzt. Gott, wie ich verletzt bin!  
Aber ich kann es nicht zeigen. Wenn ich das tue, dann breche ich  
zusammen, hilflos, der Gnade des Schicksals und der Gnade  
von ... ihnen... ausgeliefert.*

*Letztens sind wir auf Besuch bei ihren Eltern vorbeigefahren. Da waren sie alle versammelt. Ein Bruder und seine Frau, die ich schon kannte und verachtete. Die andere hatte ich nur kurz bei unserer Hochzeit gesehen. Diesmal waren wir für eine Woche bei ihnen auf dem Land. Und das im Kreise von Sheilas Familie. Diese armseligen arroganten Mistviecher! Ich war nervös, fühlte mich nie willkommen, nie »gut genug«, um ein Teil ihrer Familie zu sein. Arschlöcher. Sie waren natürlich höflich. Da machten sie keinen Fehler. Das wäre nicht gut für ihr Image.*

*Wir kamen spätabends an. Das war noch, bevor ich das mit den Lähmungserscheinungen erfuhr. Die Fahrt war lang gewesen, 14 Stunden in dem Kleinbus mit zwei kleinen Kindern. Alle saßen im Wohnzimmer und sahen überaus wichtig aus. Wir brachten unsere Koffer und Kinder herein und dann setzte ich mich in einen großen Sessel. Die Unterhaltung drehte sich um mich, mit leichtem Grinsen, die ich aus den Augenwinkeln sehen konnte, begutachteten mich diese »schönen Leute«. Jeans und ein Hemd mit zwei Taschen, Wellington-Schuhe, der Bauch hing mir fett über den Gürtel und beulte die Knöpfe des Hemdes auf, auf dem Kopf eine Baseballkappe. Es machte mir nichts aus. Zumindestens bildete ich mir das ein.*

*Ich kann mich nicht an den speziellen Auslöser erinnern, vielleicht war es einfach nur die allgemeine Spannung, aber*



*ich hatte einen Anfall. Die Augen halb geschlossen, weich wie 'ne gekochte Nudel. Sheilas Bruder Bill war der erste, der es bemerkte.*

*»He, James, bist Du noch da?« Er stand vor mir und wedelte mit seiner Hand vor meinem Gesicht herum. Ich konnte ihn hören, ich war wach, aber ich konnte keinen Muskel bewegen. Das erschreckte mich. »Sollen wir ein paar Familienphotos machen, was meinst du?«*

*Bill holte seine Kamera heraus und hockte sich neben meine Füße. Oh, das Bild war witzig, sicher. Von meinen Knien zur Nase hin aufgenommen, sah ich aus wie Kingkong in Räuberzivil mit flatternden Nüstern, lose Kiefer und offenem Mund, aus dem der Speichel tropfte. Die anderen lachten und ich schäumte in meiner Hilflosigkeit: Ich konnte nicht einmal zucken oder einen Ton von mir geben. Bill zog mir die Kappe vom Kopf, drehte sich um und hob eine Kinderpuppe auf. Er nahm meinen Arm und schob ihn über meinen Bauch, als Bob, der ältere Bruder sich in das Geschehen einmischte. Er holte eine Windel und wickelte die Puppe darin ein, dann plazierte er das Bündel in meinem Arm und trat zurück, um noch mehr Photos zu machen. Bill machte Kleinbilder, und Bob nahm die ganze Szene mit einer Filmkamera auf, während meine Schwägerinnen und Sheilas Eltern (UND SHEILA!) vornehm kicherten. In diesem Moment wollte ich sie alle umbringen. Und weil sie dachten ich schlief, erfuhr ich, wofür sie mich wirklich hielten - ein Clown, ein Objekt der Verachtung und der Lächerlichkeit. Aber ich konnte nichts dagegen tun. Die Clownerie ging noch ein wenig weiter, bis sie langweilig wurde. Irgendwann schlief ich lange genug ein, so daß meine Gefühle wieder unter Kontrolle kamen.*

*Das war das erste Mal, daß mich die Lähmungserscheinungen wirklich erschreckten, weil ich nicht wußte, was da vor sich*

*ging. Alles was ich wirklich wußte, war, daß ich hilflos war - und sie nutzten das aus!*

*Ich bin sicher, daß meine durch die Lähmung erzwungene emotionale Ruhe ein Stachel in Sheilas Fleisch war, obwohl sie ihr Bestes versuchte es zu verstehen. Einmal sagte sie »ich kann dich überhaupt nichts fühlen machen!«. Vielleicht ist es das, warum sie versuchte, mich wütend zu machen - sie hatte es aufgegeben, mir Lachen oder Anzeichen von Trauer zu entlocken, oder Leidenschaft oder Begeisterung ... Ärger war alles, was übrig blieb.*

*Verdammt. Und ich bin so schwer zu ärgern, da mußte sie sich wirklich anstrengen. Wie als sie die Rate für die Hypothek dafür genommen hat, für Doug's Zimmer altmodische Metallregale zu kaufen, so daß ich mir Geld von meiner Schwester leihen mußte, oder als sie einfach ihren Anteil aus unserem Audiometerkalibrierungsgeschäft herauszog - ohne mir etwas davon zu sagen - alles, was sie sich nur einfallen lassen konnte, um mich auf die Palme zu bringen, nur um mich irgendeine Gefühlsregung zeigen zu lassen.*

Frustriert von der endlosen, jahrealten Litanei von Selbstbefragung und Gegenanklage wickelte sich James enger in das Tuch und drehte sein Gesicht gegen die Sofalehne. Um aus den Wiederholungen herauszukommen, wandte er seine Gedanken seiner Kindheit zu und suchte nach Hinweisen auf das letzte, das verwirrendste »warum«.

Warum hatte er diese seltsame sexuelle Besessenheit, die auch nach 20 Jahren ihren Griff nicht gelockert hatte?

*Warum bin ich so ein komischer Kauz? Das hat doch niemand so geplant. Und ich schon gar nicht!*

## Kapitel 2

*März 1951*

Der Reverend Antonio Falabella stand an diesem Sonntag abend vor dem Pfarrgemeinderat, ein nervöser Mann mit lockigem, vor Pomade glänzendem schwarzem Haar über einem ausdrucksstarken Gesicht. Seine Augen betrachteten die Leute, denen er in den letzten 8 Monaten gedient hatte und er bemühte sich, seine Unruhe hinter einem Pokerface zu verbergen. Das war seine erste vierteljährliche Konferenz als neu ordinierter Pfarrer und seine Frau lag mit ihrem vierten Kind in den Wehen.

Der Superintendent des Bezirks, der direkte Vorgesetzte des Pastors, nahm die Berichte des Komitees über die Beziehungen zwischen Pastor und Gemeinde, des Kuratoriums, des Superintendenten der Sonntagsschule und anscheinend von jedem anderen Bürger dieser Stadt im Nordosten von Kansas entgegen. Das war die erste Bewertung seiner neuen Karriere als Prediger. Eine Karriere, die für ihn nur zweite Wahl war.

Zu dieser Angst kam noch die Sorge um seine Frau. Die Ärzte hatten sie gewarnt nach den ersten zwei Mädchen, und Frau Falabella hatte diesmal soviel Gewicht zugelegt, und es war über 7 Jahre her seit ihrem letzten Kind.

*Dad wollte immer Arzt sein. Er wurde auf einer staubig roten Farm in Oklahoma geboren, lebte dort ein paar Jahre und wuchs dann in einer Schmiede in Kansas weiter auf. Er war gut - er baute sein eigenes Elektroschweißgerät, eines der ersten in diesem Teil des Staates, und wurde bald zugelassen für*

*Hochdruckdampf- und Brückenschweißungen. Er konnte so ziemlich alles mit einer Drehbank und für eine Mühle entwerfen und herstellen, aber der beste Maschinist, Schweißer oder Mühlenbauer in Kansas-City zu sein war ihm nicht gut genug. Keine Herausforderung, die groß genug gewesen wäre. Er liebte Menschen und liebte die Geheimnisse der Medizin, aber das Geld für eine Medizinerschule war einfach nicht da, nicht bei drei kleinen Mädchen. Und seine Mutter weigerte sich, ihn bei seinem Vorhaben zu unterstützen. Statt dessen knauserte und kämpfte sie, um ihm eine theologische Ausbildung zu ermöglichen. Sie sagte, es sei »besser, Seelen, denn Leben zu retten«. Dad wäre ein guter Arzt geworden, vielleicht ein besserer, als er ein Prediger war.*

Das hielt Anthony nicht davon ab, soviel er konnte über Medizin zu lesen und zu lernen. Das Wissen, das er so erworben hatte, war ihm jetzt keine große Hilfe, weil er mehr als die meisten Laien wußte, was im Kreissaal alles schiefgehen konnte.

Die Konferenz zog sich über Nachmittag und Abend hin, die Berichte waren gemacht, sie bereiteten sich auf das Abschlußgebet vor, als die Türen am Ende des heiligen Raumes aufflogen, einer der örtlichen Hilfssheriffs hineinstürmte und Reverend Falabella zuwinkte:

»Prediger, es ist ein Junge! Ein großer! Fast zwölf Pfund, aber allen geht's gut!«

Alle Gedanken an das Abschlußgebet waren verflogen, als sich die Ratsmitglieder und der Bezirkssuperintendent um die Ehre drängten, ihm als erster zur glücklichen Vaterschaft zu gratulieren. Ein Sohn!

Eine spontane Sammlung wurde schnell auf die Beine gestellt und sogar der Bezirkssuperintendent spendete 10 Dollar, was zu dieser Zeit eine erkleckliche Summe war. Obwohl sich die

Konferenzmitglieder noch bestimmt eine Stunde aufgehalten hätten, strebte Reverend Tony der Tür zu.

Kurz bevor er sich in Richtung Krankenhaus verdrücken konnte, hielt ihn der Vorsitzende des Kuratoriums an und steckte ihm einen Zwanziger zu. Der alte Farmer sah dem Prediger in die Augen und zwinkerte ihm zu: »Da haste jetzt wohl einen kleinen Prediger gekriegt, was, Reverend?«

Eine kleine Pause zum Nachdenken und dann ein Nicken. »Kann gut sein, Jasper!«. Dann war er weg.

### *Mai 1960*

Die Kirche war langweilig.

James saß auf den Sitzen vor der ersten Kirchenbank und zapfelte im Fadenkreuz der aufmerksamen Augen seines Vaters von hinter der Kanzel vorne und denen seiner Mutter von hinter der ersten Bank hin und her.

Sein bester Freund, Johnny Mason, saß bei ihm. Sie hatten schon »Punkte verbinden« gespielt und den ganzen freien Platz auf dem Ankündigungszettel aufgebraucht. Keiner hatte irgendwelche kleinen Spielzeuge mit, die wären sowieso konfisziert worden.

Johnny popelte mit seinem Kerzenanzünder/Löscher auf dem Sitz neben ihm herum und schraubte den Docht darin aus dem Schaft hinaus und wieder hinein. Klein-Jimmy griff nach oben und kratzte sich am Nacken. Die Stärke in der weißen Meßdienerrobe juckte ihn immer.

Der Klang der Orgel lenkte seine Aufmerksamkeit von dem Kragen ab. Gut! Die Predigt war vorbei. Eine letzte Hymne, dann der Segen ...

Die zwei Jungen hoben ihre Geräte auf und schritten feierlich zur Kanzel, wo sie in all ihrer kindlichen Würde an den Seiten des Altars standen, während die Hymne noch 4 Strophen weiter dröhnte.

Jimmy war gerne Kerzenanzünder. Er hätte sowieso mit seiner Mutter vorne sitzen müssen. Und so konnte er da mit einem Freund sitzen und die Aufmerksamkeit der Gemeinde einheimsen und den Neid der anderen Kinder, wenn sie ihren Vater jeden Morgen in die Kirche hinein- und dann am Ende wieder hinausführten.

Als sie da standen und warteten, bewunderte Jimmy wieder die glänzenden Kerzenhalter. Sie waren aus herrlicher Bronze, dreieckig gekreuzt, und vergrößerten sich von einem kleinen Punkt an der Unterseite, wo sie in Mahagonifundamenten ruhten, zu einer großen gedrehten Spitze für die Kerzen.

Zwei Jahre vorher war die alte Kirche niedergebrannt, während er und seine Familie in Urlaub waren, aber Jimmys Vater hatte die Stücke der mächtigen Glocke geborgen. Nachdem er eine Form aus Holz geschnitzt hatte, hatte Reverend Tony Falabella ein Loch in den Boden gegraben und es mit Holzkohle gefüllt. Eine Röhre führte durch einen Graben vom Boden des Loches zu einem alten Staubsauger. Er stellte einen Schmelztiigel in die Holzkohle, zündete diese an und schaltete dann den Motor ein, aus dessen Auslaßöffnung der Luftstrom in das Feuer geleitet wurde.

Jimmy war interessiert, aber ein bißchen vorsichtig, als die Flammen um den schwarzen Topf hochschossen und die Bronzestücke schmolzen.

»Okay, Sohn, sieh zu! Ich mache jetzt die Schmelze für die Kerzenständer.«

Tony nahm seine Holzform und drückte sie in die feuchte Oberfläche des Sandes in einer Formkiste, bedeckte sie mit der ande-

ren Hälfte, trennte die beiden vorsichtig wieder und entfernte die Form.

*Ich weiß noch, wie die Flammen und die Hitze mir Angst machten. Der Staubsaugermotor kreischte wie eine Sirene - er hatte keine Abschirmung, die den Lärm hätte dämpfen können. Die Flammen schossen um den Schmelztiegel auf, blau und weiß, und erinnerten mich an Bilder der Hölle aus der Sonntagschule. Aber ich liebte es. Ich liebte es, meinen Vater mit seinen Händen arbeiten zu sehen, obwohl ich zu dieser Zeit keine genaue Vorstellung hatte, wie gut, wie bemerkenswert geschickt er war. Ich glaubte damals einfach, daß er alles bauen könnte, was er bauen wollte, alles tun könnte, was er tun wollte. Ich hatte Recht.*

Dann war es soweit.

»Geh jetzt ein bißchen weiter zurück. Wenn Du etwas von diesem Metall abbekommst, kannst Du Dich böse verbrennen!«

Tony hob den Schmelztiegel mit einer langen Zange mit Holzgriffen hoch. Er setzte den Tiegel auf einem Baumstumpf ab, der sofort zu schwelen und zu rauchen begann, kippte ihn und langsam ergoß sich die weißgoldene Flüssigkeit in einem dünnen Strahl durch die Luft in das Loch oben auf der Gußform hinein.

»A-Men-A-Men AHH-AHH-AHH-AHH-Men!« Die ersten Töne des Chores rissen Jimmy aus seinen Träumereien, und die beiden Jungen stimmten sich mit Blicksignalen ab, als sie die fünf Kerzen auf der Rückseite des Altars und dann, als das letzte langgezogene Amen endete, die zwei großen vorne auf dem Altar löschten.

Als der Organist mit dem Nachspiel begann, erhoben sie ihre Kerzenanzünder/Löscher, drehten sich um und schritten mit kindlicher Würde die Stufen des Altarraums hinab, wobei Reverend Falabella sich ihnen anschloß.

Die Gemeinde aus wohlhabenden Farmern und Geschäftsleuten und ihren Familien erhob sich in dem nagelneuen Kirchenbau, und stand still, bis die kleine Prozession angeführt von den Jungen und gefolgt von den Chormitgliedern in ihren purpurnen Roben das doppelflüglige Tor am Ende des Kirchenschiffs durchschritten hatte.

Nachdem sie nun ihrer wöchentlichen Stunde mit zwangsweise gutem Benehmen glücklich entkommen waren, rannten Jimmy und Johnny in den Heizungsraum, wo sie ihre gürtellangen Roben aufhängten und die Kerzenanzünder in die Ecke legten

»Seh Dich draußen«, sagte Johnny und ging zur Tür.

»Ja, sobald alle draußen sind.«

Jimmy hatte noch nicht ganz frei. Er mußte zu seinen Eltern, die an der Tür standen um mit den Gemeindemitgliedern zu plaudern, wenn sie das Gotteshaus verließen. Er benutzte eine Abkürzung außen ums Haus und kam gerade rechtzeitig, als die Gemeinde begann, das Gebäude zu verlassen.

»Schöner Gottesdienst, Prediger!«

»Danke, Bill.«

»Oh, ich liebe die Geschichte von Lazarus, und Sie bringen sie so nett.«

»Danke, Mrs. Koennikker. Ich denke mir oft, daß sie uns selbst heute viel zu lehren hat.«

»Reverend, ich wollte Ihnen danken, daß Sie an meine Mutter bei den Fürbitten heute gedacht haben.«

»Das ist doch selbstverständlich, Mr. Carstairs. Ich denke, es läßt sich einrichten, daß ich sie morgen im Pflegeheim besuche. Ich bin sowieso da.«

Jimmy stand stolz bei seiner Mutter in seinem zum weiter vererben gedachten blauen Anzug, als all die wichtigen Leute seinem Vater die Ehre erwiesen.



Auf einmal blieb eine gebeugte und runzlige Frau vor Jimmy stehen und nahm seine Hand in ihre Hände.

»Du und John Morgan, Ihr seht so erwachsen aus in Euren weißen Roben! Möchtest du einmal ein Prediger werden wie Dein Vater?«

Klein Jimmy wuchs ein wenig vor Stolz. »Ja, Oma Abelsen! Ich will genauso wie er werden!«

*Nicht wirklich. Wie hätte ich das in dem Alter wissen können? Was ich wollte war der Respekt, dieselbe Bewunderung von anderen, die ich für ihn fühlte. Ich wollte ihm gefallen, wollte ihn sagen hören, daß er stolz auf mich sei.*

Reverend Tony lächelte in sich hinein, als die alte Großmutter Abelsen mit seiner Frau scherzte, bevor sie zu ihm kam, um ihm über ihren letzten Anfall von »Artur-Itis« zu erzählen.

Die meisten Leute gingen nicht weit - gerade bis zu ihren Autos auf dem Parkplatz, wo sie in Kofferräume und auf Rücksitze griffen und Picknickkörbe, Papiertüten, und in Isoliertücher eingewickelte Schüsseln hervorholten. Dann gingen sie wieder in die Kirche und dort in den Gemeindesaal. Während die Männer Klappische aufstellten, rollten die Frauen breites weißes Papier als Tischtücher aus und begannen, die Speisen auf zwei zusammengeschobenen Tischen in der Nähe der Küche aufzubauen.

Die Kinder rannten ihnen zwischen den Füßen herum, bis man sie wegscheuchte. Zwei Mädchen saßen am Klavier und hämmerten begeistert, aber nicht besonders geschickt, ein Duett von »Heart & Soul«.

Jimmy und Johnny gingen nach draußen um sich mit den anderen zu treffen.

Mark, Randy, Gene und David machten sich fertig zum Fangen spielen.

*Ich haßte Fangen oder jedes andere Spiel, das Rennen oder andauernde körperliche Anstrengung mit sich brachte. Ich wurde damals schon ziemlich rundlich, und konnte nicht sehr schnell oder sehr lange laufen. Ich hoffte, sie wären bald fertig mit Spielen; was ich wirklich wollte, war das Mittagessen.*

Eine Hand klatschte Jimmy ab. »Gepackt, Du bist's!«.

»Hey«, protestierte er, »das ist nicht fair, ich hab nicht hingesehen!«

Der Protest beeindruckte die anderen herzlich wenig, und so rannte Jimmy, so gut er eben konnte, wobei die anderen ihm auswichen. Es sah hoffnungslos aus, bis Randy's kleiner Bruder Steven sich unter die Gruppe mischte.

»Gepackt!« rief Jimmy, und rannte ins »Frei« , die alte Zeder zwischen dem Pfarrhaus und der Kirche.

Diesmal protestierte Randy: »Steve ist zu jung, um mit uns Packen zu spielen!«

»Interessiert mich nicht. Packen ist sowieso ein Spiel für kleine Kinder. Laßt uns in mein Baumhaus gehen!«

Dieser Vorschlag kam bei der Gruppe gut an. Sie rannten alle auf die Südseite des Pfarrhauses zu der großen alten Ulme neben der Garage, wo Jimmys Vater ein Baumhaus zum Spielen gebaut hatte, mit einer Leiter an der Seite des Baumes, die durch ein Loch im Fußboden führte. Das Baumhaus war nicht geschlossen, nur eine Plattform mit einem Geländer, aber es waren viele dicke Äste da; Jimmy hatte Stufen auf sie genagelt, dort wo sie eben waren, und so kleinere Plattformen gebaut. Von einer von diesen konnte man auf das verrostete Stahldach der Garage herunterklettern und deswegen gab es da genug Platz für eine größere Kinderbande.

Jimmy bewahrte dort einen Kübel mit Steinen auf, falls irgendwelche Banden von Piraten, Indianern, Gesetzlosen, Nazis, Japa-

nern, Kommunisten, Gangstern oder Mädchen angreifen sollten. Das war gerade jetzt gut, weil drei Mädchen auf den Baum zukamen, auch noch die Green-Schwwestern - was für eine Katastrophe!

»Die Schweinchen kommen!« alarmierte Johnny die anderen. Bei dieser Warnung griffen sich alle sieben Jungen Steine und bereiteten sich darauf vor, ihr sowieso unangreifbar hohes Territorium zu verteidigen.

*Die Green-Schwwestern! Igitt! Sie lebten am Missouri-River mit ihrem Vater und ihrer Großmutter und rochen immer fürchterlich. Harry, ihr Vater, besaß eine Menge Land am Fluß, das er an andere Farmer weiterverpachtete. Er war scheußlich reich im wahrsten Sinne des Wortes - nicht verrückt, denn exzentrisch ist das Wort, das man gebraucht, wenn einer genug Geld hat - und er und seine Familie kleideten sich in abgelegten Lumpen und badeten selten. Ihr Haus sah aus wie die Müllkippe eines Tagelöhners, Gerümpel und Müll waren drinnen und draußen in wilden Haufen aufgetürmt. Als ich ein Kind war, dachte ich, sie wären arme Leute, denen mein Vater Seelsorge leistete, wie anderen auch. Erst Jahre später habe ich herausgefunden, daß Harry Green Multimillionär war.*

Alma Green, die älteste der drei, blieb vor der Leiter stehen und blickte nach oben. »Wenn Du mit dem Stein auf uns schmeißt, verpetzen wir euch!«.

Obwohl diese Drohung mit der Gewalt der Eltern schwerwiegend war, fühlten sich die Jungen durch ihre Ehre verpflichtet, ihre heiligen Höhen vor der Entweihung durch - Igitt - Mädchen zu bewahren. Sie sahen nach unten und hoben die Arme, bereit, das erste Mädchen, das einen Fuß auf die Leiter zu setzen wagte, zu steinigen.

»Für Mädchen verboten«, rief Jimmy, »so sind die Regeln hier!«

Alma stemmte die Hände in die Hüften und zog ihm eine Gri-

masse. »*Wir* würden sowieso nicht in ein blödes altes Baumhaus kommen. *Wir* sind bloß gekommen, um Euch zu sagen, daß das Essen gleich fertig ist. Aber bleibt doch da und verhungert, das ist *uns* doch egal!«

Und damit stolzierten sie davon und hinterließen eine fast sichtbare muffige Geruchswolke.

Kaum waren die Mädchen außer Sicht (der selbe ungeschriebene Ehrenkodex verlangte von den Jungen, die Mädchen nie wissen zu lassen, daß sie sie beeinflußt hatten), stürzten sie wie wild die Leiter hinunter.

Eine angenehme Sitte in den Bauerngemeinden war, daß man immer die Kinder als erste in die Schlange ließ.

Mr. Mason, Johnny's Vater, war mit einem Nachbarn nach Hause gefahren. Mrs. Mason, die Organistin, war im Pfarrbüro mit Reverend Tony und plante mit ihm zusammen die Liederfolge für den nächsten Sonntag. Es war ungefähr 3 Uhr nachmittags.

Alle anderen waren gegangen, der Nachmittaghimmel hatte sich zugezogen und es begann zu nieseln; Jimmy und Johnny saßen im alten Ford der Masons, der jetzt alleine auf dem Parkplatz stand.

Francis Mason war eine Ausnahme in dieser Landgemeinde - ein armer Farmer, der sich abrackerte. Während die anderen in der Gegend Rekordernten an Weizen und Mais aus dem unglaublich reichen Lößboden zogen, den die Gletscher der Eiszeit in einer Schicht von 6 bis 30 Metern Dicke vor 20.000 Jahren zurückgelassen hatten, schlug sich Francis gerade so mit Maisanbau und Rindermast durch, daß er sich und seine Familie erhalten konnte.

Andere Farmer hatten die neuesten Traktoren und Mähdrecher, Francis benutzte Vorkriegsmaschinen. Andere hatten neue Scheunen und Silos, seine Außengebäude waren windschiefe

Hütten, wo gerade nötig notdürftig abgestützt und die Dächer mit Teerpappe und Dachzement geflickt. Wo die Wohnzimmer ihrer Nachbarn mit Teppichen und neuen Farbfernsehern ausgestattet waren, bekamen die Masons immer noch ihr Trinkwasser aus einer Handpumpe hinter dem Haus. Die gepflegten Farmanlagen der Nachbarn von Mr. Mason hatten kiesbestreute Wege und gestrichene Bretterzäune, was schon an ihrem Deutsch-sauberem Erbe lag; er hatte matschige Trampelpfade, Alleen aus windschiefen Stacheldrahtzäunen und hier und da waren Baumklötze und rostende Schrottmaschinen verstreut.

*Ich fand es Super! Johnny und ich trugen beide abgelegte Sachen von anderen, reicheren Kindern und unsere Mütter machten uns die paar neuen Hemden, die wir hatten, selber. Jedes Jahr bekamen wir drei neue Jeans für die Schule und vielleicht auch einen neuen Wintermantel. Wir lebten in der gleichen gemäßigten Armut, obwohl wir uns dessen als Kinder nicht wirklich bewußt waren.*

Dieses Band gegenseitiger Armut half ihnen die besten Freunde zu bleiben, denn wenn auch die Kirche wohlhabend war, der Prediger war es nicht.

Als die Kirche vor 2 Jahren abgebrannt war, als die Trümmer beiseite geräumt waren und die neue Kirche gebaut wurde, wurden die Gottesdienste in dem Gemeindesaal einer kleinen heruntergekommenen Nachbarstadt am Missouri River abgehalten, in der auch die Greens lebten. Eine kleine schmutzige Straße führte auf die Spitze einer Klippe, wo man in Kansas stand und an einem klaren Tag nach Missouri, Nebraska und bis Iowa sehen konnte. James genoß die Gelegenheit, auf den altmodischen Straßen spazierenzugehen und in kleine Läden zu schauen, die sich seit den Zeiten der Schaufelraddampfer kaum verändert hatten. Der altmodische Kramladen verkaufte Cola für 10 Cent die Fla-

sche. Das waren die ersten 16-Unzen-Getränkeflaschen, die James je gesehen hatte, und die Limo war in Ordnung.

Der Gemeindesaal aus Bruchsteinen und Ziegeln war noch aus den Tagen der Depression. Er hatte eine große Bühne an einem Ende mit einer Filmleinwand, die man hinauf- und hinunterkurbeln konnte, Basketballkörbe, Tribünen an den Seiten und in der Mitte waren Reihen von hölzernen Klappstühlen aufgestellt. Dann gab es noch eine Vorführrkabine an der hinteren Wand - es war ein Mekka für einen kleinen Jungen. *Ich glaube, es war auch eine Erleichterung für den Bauunternehmer, der die neue Kirche baute. Wenn ich die Ausweichkirche am Samstag mit meiner Familie sauber machte, konnte ich mich nicht auf der Baustelle und zwischen seinen Füßen herumtreiben. Er war auch klug genug, mich für 50 Cents die Woche auf seine Lohnliste zu setzen und mich damit von einem Wolf in einem Schäferhund zu verwandeln. Ein weiser Mann.* Das ging ein Jahr so, bis die neue Kirche mit dem Cathedralendach und dem großen erleuchteten Turm fertig war.

*Ich habe zu dieser Zeit gar nicht mitbekommen, was für ein Wunder mein Vater vollbrachte - eine ganze neue Kirche aufzubauen, ohne ein einziges Mitglied der Gemeinde zu verlieren. Es war eine Heldentat, von der man in fast keiner Gemeinde jemals etwas vorher gehört hatte. Interne Querelen und Meinungsverschiedenheiten über was man machen sollte und wieviel man dafür auszugeben bereit war, waren die Norm und sind es immer noch. Die Kirche war voll bezahlt, noch bevor sie fertiggestellt war. Der Einweihungsgottesdienst und das rituelle Verbrennen des Hypothekenbriefes wurden am selben Sonntag abgehalten. Der Bischof machte seine Aufwartung und erzählte jedem, was für eine wunderbare gesegnete Gruppe sie seien und was für einen feinen Pastor sie hätten.*

Am Nachmittag gab es dann auch ein großes Essen.

Aus Dankbarkeit gewährte das Kuratorium der Familie Falabella eine Gehaltserhöhung in Form der extra Bezahlung, die sie für das Putzen der Kirche jede Woche bekamen...

Insgesamt 120 Dollar im Jahr.

Jimmy wußte es zu dieser Zeit noch nicht, aber etwas veränderte sich in seinem Vater, als er erkannte, wie leer die Worte der Verkündigung waren und wie wenig sich die Mitglieder der Kirche tatsächlich umeinander kümmerten. Alles was Jimmy an diesem regnerischen Nachmittag wußte, war, daß er froh war, ein bißchen Zeit außer der Reihe mit seinem besten Freund zu haben. Sie sprachen über wichtige Dinge des Lebens, wie z.B. ob Mrs. Blake's Apfelkuchen so gut wie immer gewesen waren und ob oder ob nicht er besser gewesen wäre, als Großmutter Abelsens Teufelsfutterkuchen mit der weißen Glasur. Sie sprachen über die Zeichentrickfilme vom Samstag vormittag und die neue Serie, die nach der Schule lief mit Huckleberry Hound und Yogi Bear, und über Comicbücher.

Als diese Themen erschöpfend abgehandelt waren, gingen die Jungen zu anderen Dingen über wie z.B. die verschiedenen Vorzüge ihrer Luftgewehre. Jimmy hatte eine alte RED RYDER DAISY mit einem Hebel zum Aufpumpen, Johnny hatte ein neueres Modell. Sie sprachen über »Rauchende Colts« und wie sie die Verbrecher gefangen hätten, wenn sie damals gelebt hätten. Beide wünschten sich Pferde, so daß sie *wirklich* Cowboy und Indianer spielen konnten.

Dann fragte Johnny das fast Unausprechliche. »Magst Du Mädchen?«

»Pfui Teufel, NEIN!«

Jimmy war schockiert. Seine drei älteren Schwestern waren Grund genug, von der Art der Mädchen in seiner Klasse, die Jungen zu ärgern, sie zu kneifen und zu hauen und dann zum Lehrer

zu rennen, wenn sie wagten, zurückzuhauen, ganz abgesehen. Mädchen waren etwas, was Gott erschaffen hatte, um Jungen das Leben zu vermiesen.

»Mädchen sind anders,« fuhr Johnny fort.

»Klar, das weiß ich!« Jimmy war voller Verachtung. »Sie tragen Kleider und spielen mit Puppen und machen nur Mist.«

»Nein, ich meine sie sind anders zusammengesetzt als Jungen.«

Jimmy stimmte dem zu. Seine älteren Schwestern hatten eine andere Form als ihre Freunde von der Highschool, aber er nahm an, daß das nur wegen der Röcke und Kleidungsstücke waren, die sie zusätzlich anhatten.

»Na ja, sie rasieren sich nicht, nehmen ich an, außer an den Beinen.«

Jimmy hatte über das Thema noch nicht viel nachgedacht. Er nahm an, daß wenn die Kinder noch klein waren, die Eltern sie beobachteten, wie sie sich verhielten und dann entschieden, welche Jungen und welche Mädchen waren und sie dann dementsprechend erzogen. Das erschien ihm ganz einleuchtend, weil sie einen Jungen in ihrer Klasse hatten, der ganz normal Jeans trug, aber sich fast wie ein Mädchen benahm. Seine Mutter war ein bißchen seltsam, und Jimmy nahm an, daß sie, als es an der Zeit gewesen war, das herauszufinden, etwas falsch gemacht hatte.

Jimmy lachte bei dieser Beschreibung. »Nein, das nun gerade nicht. Hast Du noch nie ein Mädchen ohne Kleider gesehen?«

Er konnte sich da nicht richtig dran erinnern. Bis die neue Kirche fertig war und sein Vater sein Arbeitszimmer von einem Raum unter dem Dach in das schöne neue Studio, das sie ihm in die Kirche gebaut hatten, verlegte, hatte er sein Schlafzimmer mit den jüngeren beiden seiner drei Schwestern geteilt, aber er war immer im Bett und schlief, bevor sie raufkamen. Sie zogen sich unten im Badezimmer um und trugen im Bett Schlafanzüge und



Nachthemden. Er auch. Dann als er kaum neun war, bekam er ein eigenes Zimmer, nämlich das frühere Kirchenbüro.

*Ich glaubte ehrlich zu der Zeit, daß Mädchen oder Junge zu sein im wesentlichen eine Frage war, was man sich ausgesucht hatte. Einmal, als meine Eltern weg waren und ich ungefähr 6 war, haben mich meine Schwestern mit in ein Spiel hineingezogen, »sei ein Mädchen« nannten sie es. Sie zogen mir einen alten rosa Faltenrock mit Rüschenträgern an und schienen zu meinen, daß der wichtigste Teil »ein Mädchen zu sein« war, wenn man wie eines ins Badezimmer ging. Sie hoben den Rock und die Bänder hoch, zogen mir meine Unterhosen runter und ließen mich auf dem Klo sitzen, bis ich Pipi und ein Häufchen gemacht hatte, dann ließen sie mich meine Beine breit machen wie ein Mädchen und wie sie mich von hinten nach vorne abwischen. Ich fand das Spiel nicht besonders witzig und mochte es nicht »ein Mädchen zu sein«, aber meine Schwestern schienen es zu genießen mich anzustarren, wie ich da mit meinem nackten Hintern auf der Toilette saß. Das Spiel habe ich mit ihnen nie wieder gespielt.*

Jimmy wußte, daß Johnny immer noch in einem Zimmer mit seinem älteren Bruder und Schwester schlafen mußte. Bill, der Bruder, war so etwas wie ein Held für Jimmy. Er war 13 Jahre alt und hatte er keine Zeit mit kleinen Kindern zu spielen, weil er einen Trecker fahren mußte! Jimmy liebte Maschinen! Jahrelang war sein Lieblingsspielzeug ein kleiner roter International Harvester FarmAll Trecker mit Pedalen und Steuerrad gewesen. Ein alter Farmer aus der Stadt, in der er geboren war, war sein bester Freund unter den Erwachsenen gewesen und manchmal ließ er Jimmy auf seinem roten Trecker mitfahren. Dann, an James' 4. Geburtstag, kam er mit einer großen Pappschachtel an die Tür des Pfarrhauses. Als man sie auspackte, war da dieser wunderbare

Spielzeugtrecker darin! Der alte Jasper Sargent wurde rot und sah ganz glücklich aus als er sah, wie Jimmys Augen aufleuchteten und es schien ihm gar nichts auszumachen, daß der Junge sogar vergaß ihm zu danken und sofort die Transportsperre wegnahm, wie ein Wilder trampelte und mit voller Lautstärke Brrrr-Motorgeräusche machte.

Ungefähr 2 Monate später zog die Familie in die Kirche in dieser Landgemeinde. Jimmy sah den alten Farmer nie wieder, aber er sorgte dafür, daß sein geliebter Traktor das erste war, was von den Lastwagen abgeladen wurde, die die Besitztümer seiner Familie in ihr neues Heim brachten.

Was Nancy, die älteste der drei Kinder der Masons anging, sie war nun einmal ein Mädchen. Damit war der Fall für James erledigt. Er sah sie kaum außerhalb von Johnny's Haus, weil sie, wann immer er dort war, normalerweise kochte, putzte oder sich neue Kleider nähte.

»Na und, hast Du? Ein Mädchen schonmal nackt gesehen?«

»Nein, glaube ich nicht. Und?« Jimmy gefiel es nicht, daß er nicht wußte, was jemand Anderes wußte.

»Ja, Du kennst doch Deinen Pillermann? Mädchen haben keinen!«

Das überraschte ihn total. »Du lügst« sagte er anklagend. »Wie sollen sie denn dann pinkeln?«

Johnny lächelte - es kam nicht oft vor, daß er mehr wußte als sein Freund. »Ich hab meine Schwester gesehen! Da ist ein Astloch in der Wand vom Klohäuschen und sie hat einfach so eine Art Spalt, da wo ein Junge seinen Pillermann hat und da kommt's raus.«

Ach so! Das erklärte Jimmy vieles. Kein Wunder, daß Mädchen so eine Plage waren. Wenn sie nicht auf einen Ameisenhaufen pinkeln konnten, oder den Namen in den Schnee schreiben

oder sich einfach nur hinstellen konnten und gucken wie hoch es denn ging... Mädchen waren einfach neidisch auf Jungs!

Diese Erkenntnis teilte er sofort mit.

»Ich wette, das ist es!« Johnny hatte wieder einmal einen gewaltigen Respekt vor dem überlegenen Intellekt seines Freundes. »Das ist, weil sie die Pillermänner von den Jungen haben wollen!«

Jimmy war verdutzt. »Wie meinst Du das?«

»Manchmal nachts, sagt Nancy zu Bill, er soll zu ihr ins Bett kommen. Sie denken, ich schlafe, aber ich hab sie gesehen. Sie zieht sich Bill auf sich drauf und er reibt seinen Pillermann an ihrer Spalte und manchmal kriegt sie es auch fertig, daß er da reinrutscht.«

»Versucht sie denn, ihn ihm wegzunehmen?«

»Vielleicht, weiß ich nicht. Wenn sie es versucht, funktioniert es jedenfalls nicht, weil er hat ihn noch. Vielleicht borgt sie ihn sich nur ein bißchen aus.«

Der Gedanke, einen Teil von sich selbst zu verlieren, selbst vorübergehend, jagte Jimmy Angst ein. »Warum macht er es dann?«

»Das hab ich ihn auch gefragt und er wurde stinksauer, weil er jetzt natürlich wußte, daß ich geguckt habe und er hat mich schwören lassen, niemals irgendwas zu irgendwem zu sagen. Also behalte es für Dich!«

Jimmy nickte zustimmend. »Er sagt, es fühlt sich richtig gut an, wenn er seinen Pillermann an ihrer Spalte reibt und manchmal auch innendrin.«

Jimmy war sich dessen immer noch nicht ganz sicher und Johnny bemerkte seine Skepsis. »Er hat's mir gezeigt. Er hat seinen Pillermann mit den Händen gerieben und der wurde groß und steif und dann hat er angefangen, so komische Laute von sich zu geben, wie er es macht, wenn er bei Nancy ist. Und irgendsowas

kam dann da raus, wie wenn er pinkeln würde, aber anders. Er sagte, das ist der größte Spaß auf der Welt.« Johnny machte eine kurze Pause, um der Geschichte die gebührende Dramatik zu geben und fuhr dann fort:

»Ich hab's ausprobiert.«

»Mit Deiner Schwester?«

»Nee, ich hab versucht, meinen zu reiben. Bill hat mir geholfen, mir gezeigt, wie man das macht. Er hat ihn sogar in den Mund genommen und dran rumgesaugt.«

»Blödsinn!« Jetzt wußte Jimmy, daß er log. »Kein Mensch tut seinen Mund dahin, wo irgend jemand pinkelt!«

»Ach ja?« Johnny fühlte sich herausgefordert, seine Glaubwürdigkeit zu beweisen. »Hier, ich zeig Dir das! Zieh die Hosen aus.«

Der kleine James Falabella lernte eine Menge an diesem Nachmittag. Und obwohl er sich nie wieder dazu bringen konnte, selber einen Penis in den Mund zu nehmen, hatte er seinen ersten trockenen vorpubertären Orgasmus und lernte zu masturbieren. Diese Fertigkeit erwies sich als unschätzbar wertvoll, sie erleichterte die Langeweile des Lebens weit draußen auf dem Land.

## Kapitel 3

*April 1987, der nächste Morgen*

Das Telephon klingelte, und James reagierte wie ferngesteuert.

Ohne einen bewußten Gedanken warf er das erdfarbene Laken, in dem er so gerne schlief, ab, und stand von der kaputten aber bequemen Couch auf, die ihm in diesen zwei Jahren als Bett gedient hatte.

Während sein innerer Autopilot feststellte, daß seine Blase wie üblich übervoll war, schnappte er sich das schnurlose Telefon, zog die Antenne heraus, atmete einmal tief durch und schaltete es an.

»Hallo?« Eines von James recht nützlichen Talenten war die Fähigkeit, sich so anzuhören als sei er schon seit Stunden auf, selbst wenn er noch halb schlief. Die Natur verlangte ihr Recht, und so öffnete er die Tür der Werkstatt nebenan, sah sich vor, daß er die Katze nicht hinausließ, öffnete die Hintertür, blinzelte, um ohne Brille überhaupt etwas zu sehen und suchte den Hinterhof der Nachbarn ab. Er war leer. Gut. Mit einem geistigen Erleichterungsseufzer ließ er der Natur ihren Lauf und zielte dabei neben den Weg, so daß er später nicht hinteintreten konnte.

»Was? Entschuldigung, hier war ein bißchen Lärm. Könnten Sie das bitte wiederholen?«

»Mr. Falabella?«

»Ja.«

»Reparieren Sie auch elektronische Orgeln?« Es war die Stimme einer alten Frau.

»Ja sicher, gnädige Frau. Was haben Sie für ein Problem?«

Mittlerweile von seinem Druck erlöst schüttelte er die letzten

Tropfen ab, schloß die Tür und griff nach Block und Bleistift, die dort immer lagen. Nachdem er sich die Details wie Marke und Modell, Adresse und Telefonnummer aufgeschrieben hatte, sah James zur Uhr und schätzte grob die Zeit ab:

»Okay, ich kann so gegen drei Uhr heute nachmittag bei Ihnen sein, plus, minus einer halben Stunde. Ist das okay?«

»Fein, danke. Bis um drei dann.«

Es war nicht so, daß es James irgendwie anregte, draußen zu pinkeln, aber er schlief immer nackt. Und seit einiger Zeit wußte er schon beim Aufwachen, daß er nur einen Moment Zeit hatte, bevor er es nicht mehr halten konnte. Er hatte den Verdacht, daß das ein Anzeichen für Diabetes sein könnte, aber so genau wollte er das gar nicht wissen.

Was immer auch der Grund war - die Diabetes, die Drogen oder die mindestens 4 Liter Pulvertee, die er jeden Tag trank - er wußte jedenfalls, daß er keine Zeit hatte, aufzustehen, sich irgendwas anzuziehen und durch das Haus zu schlurfen, um bis zum Badezimmer zu kommen.

Früher wäre er da auch nackt mit dem Telefon in der Hand hingegangen, aber jetzt wachte er normalerweise erst gegen Mittag auf und das bedeutete, daß seine Eltern auf und im Haus unterwegs waren. Zwar hatten einige Wochen in Nudistencamps, in jüngeren, freieren Tagen und das nackte Tanzen der rituellen Tänze bei magischen Festen seine Nacktheitsscham besiegt, aber seine Mutter genierte sich immer noch. Natürlich machte er eine ganze Reihe Dinge, egal ob sie sie mochte oder nicht, aber gelegentliche Nacktheit war ihm nicht wichtig genug, um deswegen einen Aufstand zu machen.

Auf eine Art war es ein Stachel in seinem Fleisch, daß seine Eltern bei ihm lebten, aber sie wurden schon ein bißchen zu alt, um alleine zu leben, sie halfen kräftig mit das Haus zu bezahlen

und so eine schlechte Gesellschaft waren sie nun auch nicht, nachdem einige Grundregeln erst einmal aufgestellt waren: Er kochte für sich selber und kaufte auch für sich ein. Wenn er zu Hause war, ging nur er ans Telefon. James half ihnen, wenn ihr Auto repariert werden mußte oder wenn irgend etwas gehoben werden mußte, was für sie zu schwer war. Er bezahlte die gesamten Nebenkosten. Er kümmerte sich selbst um seinen Abwasch und seine Wäsche.

Was aber noch wichtiger war, er war 36 Jahre alt. Er schrieb ihnen nicht vor, wohin sie gehen sollten oder was sie tun sollten und sie ihm auch nicht. Und *niemand* betrat sein Zimmer ohne zu klopfen und die Erlaubnis dazu abzuwarten. Basta. Niemand. Egal aus welchem Grund. Nicht zum Säubern, nicht zum Herumschnüffeln. Überhaupt nicht. Das war für James die wichtigste Regel. Er brauchte seine Privatsphäre. Nicht nur wegen der Drogen, sondern auch zum Masturbieren oder (manchmal), zum Weinen ...

James brauchte einen Ort um allein zu sein, ein Refugium.

Er riß das oberste Blatt von dem Notizblock, nahm es mit in sein Zimmer (wobei er immer noch aufpaßte, seine alte Siamkatze nicht rauszulassen), legte es auf den Schreibtisch und bereitete sich vor, der Welt zu begegnen.

Er zog sich ein altes Paar kurze Jeans an und ging dann in den anderen Teil des Hauses, wo er duschte und sich rasierte und kehrte dann zurück in sein Zimmer, um sich fertig anzuziehen. Dann in die Küche.

Der Right Reverend Antonio Falabella (assoziiertes Mitglied des Kirchenrates von Ost-Kansas, im Ruhestand) saß an dem Eßtisch aus Ahorn, der die kleine Eßecke zwischen der Küche und dem Wohnzimmer ausfüllte, und las die Zeitung. Seine Frau, James' Mutter, hörte einer Seifenoper im Fernsehen zu, während sie das Geschirr vom Mittagessen abwusch.

*Da sind sie, mein Teil der Welt - es ist wohl an der Zeit, sich wieder mit ihnen zu beschäftigen, aber mein Schädel brummt und mein linker Arm tut weh von den ganzen Einstichen. Wie gewöhnlich werden sie mich nur kurz und höflich grüßen, sie respektieren die Tatsache, daß selbst das beste Erwachen für mich die wahre Hölle ist. Das äußerste, was ich machen kann, ist ihnen zuzunicken und gezwungen zu lächeln, sie verstehen, daß es nicht ihre Schuld ist, daß ich so mürrisch bin. Was ist im Kühlschrank? Hamburger, Eier und im Gefrierfach noch Frikadellen. Umpf. Zu kompliziert. Ah, da ist ein Topf mit Resten vom Chili - ein Frühstück für Dumme!*

James stellte den Topf auf den Herd und holte ein 4-Unzen-Glas Sardellen aus einer Schachtel auf der Ablage darüber heraus, goß sich ein Glas Milch ein und setzte sich an den Tisch.

Tony respektierte sein Bedürfnis nach Stille und seine Verschlafenheit und reichte ihm nur den größten Teil der Zeitung herüber, wobei er selber fortfuhr, die Todes- und sonstigen Anzeigen zu lesen. Als James mit dem Leitartikel, dem Ratgeberanteil und den Comics fertig war, begann er sich mehr wie ein Mensch zu fühlen und sein Chili war warm.

Um eine Unterhaltung zu beginnen fragte er seinen Vater: »Jemand, den Du kennst?«

Tony sah James scharf an: »Nein, Du stehst nicht drin. Noch nicht.«

James wurde ein bißchen rot und holte tief Luft. Es war schon lange klar, daß seine Eltern wußten, daß irgend etwas mit ihm nicht in Ordnung war, vielleicht sogar, was er tat, obwohl er immer darauf achtete, langärmlige Hemden zu tragen oder den Arm angewinkelt zu halten, um die Einstichspuren über seinen Venen zu verdecken.

Immerhin war sein Vater amphetaminabhängig gewesen, als James ein Kind war; der kleine Jimmy wußte zu der Zeit nicht,



was dieses Mundwasser wirklich war, das sein Vater den ganzen Tag trank. Nicht, bevor er die Welt des Drogenkonsums betreten hatte, erst als ein User, und dann schon vor 15 Jahren als ein verdeckter Ermittler, hatte er erkannt, daß das Dexedrinlösung war, die sein Vater von einem befreundeten Apotheker bekam. Obwohl er nie schwer abhängig gewesen war, wußte er offensichtlich, worauf man, an den Augen, am Körper und am Verhalten zu achten hatte.

James sah seinen alternden Vater scharf an, um ihm zu zeigen »verbotenes Thema, paß auf«, hielt sich aber zurück und gab keinen Kommentar darüber ab, daß sein Vater dieser Grenze zu nahe gekommen war.

*Das Schlimmste daran ist, ich weiß, daß sie mich lieben und daß sie sich Sorgen um mich machen.*

Er wußte, daß er sich langsam umbrachte, das war in Ordnung. Er wollte sterben. Allerdings hatte er es nicht allzu eilig damit. Er wollte aus diesem Leben heraus, aber es sollte ihm dabei gut gehen.

*Jede Religion, mit der ich mich beschäftigt habe, Christentum oder Heidentum, sagt mir, daß Selbstmord ein sicherer Weg ist, in der nächsten Welt eine Menge Ärger zu bekommen. Und ich will kein Schieß Eisen oder Gift oder irgendwas Offensichtliches verwenden; Selbstmord durch Dummheit - das macht sich doch gut im Autopsiebericht!*

Vielleicht würde er eines Tages einen Fehler machen und eine Embolie bekommen, ob nun durch Luft oder anderswie, oder er würde sein Gefäß- oder Nervensystem einmal zu oft malträtieren und dann wäre es vorbei. Der Schmerz wäre fort. Die Lebensversicherung würde das Haus bezahlen, er hatte schon die Verfügungen unterschrieben, die seinen Eltern ein lebenslanges Wohnrecht garantierten, wobei das Eigentum treuhänderisch für seine Kinder

verwaltet wurde und zwar so, daß Sheila das nicht umgehen konnte. So wären dann seine Geldsorgen geregelt und auch seine sonstigen Schwierigkeiten wären erledigt.

Vor allen Dingen mit diesem »Warum« wäre es vorbei. Wenigstens hoffte er das. Drogen zu nehmen war das Beste, was er im Moment tun konnte, das Beste in seiner Situation.

Drogenabhängige entwickeln eine erstaunliche Geschicklichkeit beim Erfinden von Entschuldigungen.

*Verdammt, es war ganz schön mies, Dad so anzusehen, nur weil er sich Sorgen macht. Das mache ich wohl besser wieder gut.*

»Ich muß heute Nachmittag was reparieren fahren, Dad. Willst Du mitkommen?«

Seine Mutter sagte zu Tony, bevor dieser antworten konnte: »Denk dran, Schatz, wir haben einen Arzttermin heute Nachmittag um eins.«

Tony's Miene hellte sich auf und bei der Erinnerung verdüsterte sie sich wieder. Er fuhr besonders gerne an einem Frühlingstag durch die Landschaft; dazu kam er nur noch selten. Auto fahren bereitete ihm Schwierigkeiten nach der Staroperation, er mußte durch die dicke Starbrille mit den Sonnengläsern darüber, die ihn vor dem Ultraviolett der Sonne schützten, starren, und seine Reaktion war auch nicht mehr was sie mal war.

»Um welche Zeit, mein Sohn?«

»Nun, es ist ungefähr 50 Meilen nordwärts und ich soll um drei da sein. Also muß ich vor 2 los. Aber ich könnte die Dame anrufen und den Termin auf später verschieben.«

*Je mehr ich darüber nachdenke, um so lieber hätte ich den alten Knacker dabei.*

»Tut mir leid, Sohn. Wenn ich damit fertig bin, herumzusitzen und auf diesen verdammten Doktor zu warten, bin ich zu müde um

diese lange Strecke mitzufahren. Vielleicht ein Andermal in dieser Woche.« Tony Falabella, immer noch frustriert, weil er seinen Traum, Arzt zu werden, nicht verwirklichen konnte, war überzeugt, daß er mehr wußte als die meisten, die das Recht hatten, eine medizinische Praxis zu führen; und oft genug war es auch so.

»Sei bloß vorsichtig auf der Straße. Schlaf nicht ein und hab keinen Unfall.«

»Okay, Mom«, erwiderte James mit einem Grinsen. Aus irgendeinem Grund konnte er sich nie dazu bringen, sie in seinen Gedanken anders als »Mom« zu nennen. Manchmal fragte er sich, ob er ihren richtigen Namen vergessen hätte. *Das ist doch lächerlich, sie heißt - äh, na ja macht nichts ...*

»Oh, ich habe Mrs. Wharton, unten an der Straße, versprochen, daß ich ihr Antennenkabel demnächst repariere. Vielleicht komme ich rechtzeitig zurück, dann kann ich das heute abend machen.«

»Wieviel berechnest Du ihr?«

»Nichts, sie ist alt und hat nicht viel Geld und sie ist ein guter Nachbar. Ist sie mit Euch nicht auch befreundet?«

»Ja, ist sie. Das ist nett von Dir, Sohn. Wir sind bei der Kirche im Frauenkreis zusammen und sie hat es schwer, seit ihr Mann gestorben ist.«

»Nun ja, ich habe noch eine Menge Kabel im Laden, das ich nicht brauche und sie kann damit vielleicht noch etwas anfangen.«

Er aß auf, stellte die Pfanne und die Teller in die Spüle zum Weichen und erinnerte sie: »Laß sie hier drin, ich wasch sie ab, wenn ich heute abend zurückkomme.«

Vielleicht war es ein Klammern an einen Hauch von Selbständigkeit wenn er darauf bestand, sein Geschirr selber abzuwaschen. Vielleicht. Vielleicht war es auch nur eine Nickeligkeit, weil James wußte, daß der Anblick oder Gedanke an schmutzi-

ges Geschirr, das da unabgewaschen herumstand, seine Mutter irritierte. Eine kleine Rache dafür, daß sie ein Ordnungsfanatiker war. Damit konnte er ihr zurückzahlen, daß sie - ja, was? Er konnte sich nicht daran erinnern, nur daß er seine Mutter nicht mochte. Daß sie außerdem noch eine nette, freundliche, liebende Frau war, machte ihm dann auch noch Schuldgefühle, weil er sie nicht leiden konnte und deswegen konnte er sie noch weniger leiden.

James bereitete sich sorgfältig auf diese Fahrt vor. Er kannte die Marke und das Modell der Orgel, die er reparieren sollte, und er kannte auch das Problem, da brauchte er sich nicht mit dem Handbuch zu befassen. Er wußte, was zu tun war. Nachdem er seine Werkzeuge und einige Ersatzteile in den Wagen gepackt hatte, traf er die wichtigste Vorbereitung für diese einsame Fahrt. Er schüttelte ein halbes Dutzend Pillen aus der Vorratsflasche, tat sie in einen Keramikmörser und zerrieb sie mit einem Glaspistill zu einem feinen Pulver.

Er öffnete eine andere Schublade und holte den Beerenlöffel aus nichtrostendem Stahl heraus, es war ein sehr großer Löffel. Er wusch ihn ab, wischte ihn mit Alkohol aus und wickelte ihn in eine Plastiktüte. Wie in der letzten Nacht, nachdem er leer geworden war.

Jim füllte das Pulver in den Löffel und dann nahm er eine kleine Flasche destilliertes Wasser. Er packte eine neue Drei-Kubikzentimeter-Spritze aus, entfernte die Kanüle und begann vorsichtig, Wasser aus der Flasche umzufüllen. Er spritze es außen um das Pulver herum, bis es ganz eingekreist war und dann spritze er in den Haufen selbst bis er zwölf Milliliter Wasser hatte, die die sechs Tabletten auflösten. Als er mit diesem Teil der Prozedur fertig war, nahm er die immer noch eingepackte Nadel und rührte vorsichtig um.

Während er die Mixtur eine Weile stehen ließ, damit sich der unlösliche Rest am Boden ablagern konnte, nahm James ein kleines Glasfläschchen aus seiner Schreibtischschublade. Das würde seine »Wegzehrung« sein, die vorgefilterte Drogenmischung, die er während seiner Reise benutzen würde. James hatte die Flaschen selbst spät in der Nacht noch sterilisiert, erst hatte er sie mit einer starken Chlorbleiche sorgfältig ausgewaschen, dann mit Alkohol, und dann hatte er sie dreißig Minuten ausgekocht.

*Manchmal ist es schon absurd, daß ein selbstmordgefährdeter Drogenabhängiger wie ich sich solche Mühe gibt, aber es würde mich ärgern, an irgendeiner dämlichen Infektion zu sterben anstatt an dem, was mich umbringen soll. Ich scheine wohl ziemlich pingelig mit meinem Tod zu sein.* James kaufte immer neue Spritzen in der Drogerie und teilte seine Nadeln nie mit irgend jemand, was auch ziemlich einfach war, weil er nie mit irgendwelchen anderen Drogenusern herumhing außer vielleicht bei Treffen von einer Selbsthilfegruppe; er selber war ein Einzeltäter.

James hatte gemischte Gefühle, alleine zu fahren und überprüfte seinen weichen kunstledernen Kulturbeutel, der einen Stauschlauch für seinen Arm, Spritzen, eingeschweißte sterile Alkoholupfer und eine Flasche steriles destilliertes Wasser enthielt. Er schloß die Vorbereitungen an der kleinen Flasche mit dem gelösten und gefilterten Speed ab, wischte die Utensilien mit Alkohol aus und verstaute sie zum späteren Gebrauch wieder in seinem Schreibtisch.

James' gemischte Gefühle kamen von entgegengesetzten Bedürfnissen und Wünschen. Wenn sein Vater mit ihm gekommen wäre, hätte er die Drogen nicht nehmen können. Wäre Tony Falabella allerdings mitgekommen, hätte er sie nicht unbedingt zu nehmen brauchen. Tony war sich James' Problem mit dem unwillkürlichen Einschlafen wohl bewußt, der Narkolepsie, für die

Dexedrin die gängige Behandlung war. Und er hätte schon auf jegliches Zeichen, daß er am Steuer einschlieft, geachtet. Aber wichtiger noch, Tony wäre dagewesen, um sich zu unterhalten. Sein Sohn konnte mit ihm über Sex, dreckige Witze und Science-Fiction, einfach über alles, sprechen - Tony war ein brillanter alter Mann, mit dem man sich über so gut wie alles unterhalten konnte. Über alles, außer James' Eheprobleme. *Die* diskutierte James mit *niemanden*. Im Endeffekt wäre James die Gesellschaft seines Vaters lieber als die einer Injektionsnadel gewesen.

James verpaßte sich einen schnellen Schuß, nur um nicht aus der Übung zu kommen, fühlte den sanften Schub, der das einzige Überbleibsel der Reaktion seines Nervensystems war, das nach Monaten des Mißbrauches noch geblieben war. Die Droge selbst war jetzt nur von nebensächlicher Bedeutung.

Sicher, sie veränderte ein wenig seine Stimmung und bewahrte ihn davor, im unpassenden Moment einzuschlafen, aber er war sich bewußt, daß er jetzt mehr von dem *Ritual, von dem Akt der Injektion, als von der Substanz selbst abhängig war*.

James erkannte diese Veränderung und akzeptierte sie als das Zeichen einer Zwangsneurose, die sie auch war.

Er zog den Reißverschluß seiner Arbeitstasche zu, steckte seinen Kopf durch den bodenlangen Vorhang, der in der breiten Tür zwischen seinem Raum und dem Wohnzimmer hing und rief: »Ich fahre jetzt. Ich sollte vor 6 Uhr wieder da sein.«

Seine Mutter lächelte ihn an. »Sei vorsichtig. Wenn Du dich schläfrig fühlst, dann fahr für einen Moment rechts raus!«

James nickte geschäftig und zog sich zurück. Das Problem war, daß ihn die Schläfrigkeit überkam, bevor er es überhaupt bemerkte; da konnte er versuchen, was er wollte, aber er konnte seiner Mutter das nie so klar machen, daß sie ihn nicht jedesmal, wenn er ging, die gleiche Ermahnung mitgab. Das bedeutete,

daß sie sich immer noch wie früher um ihn Sorgen machte. James mochte auch das nicht, obwohl er nicht so recht wußte, warum.

James überprüfte seine Taschen und verließ den Laden mit seinem Kulturbeutel durch die Vordertür. *Schlüssel, Elektrikermesser mit der Schraubenzieherklinge, Werkzeugtasche, Münzen, Kaugummi, haufenweise Zigaretten, Feuerzug, Bleistift... Ich glaube, ich habe alles.* Gerade als er auf den Fahrersitz seines Pick-Ups kletterte und noch einmal mit den Augen die Werkzeugteile und die Notiz, die er am Morgen gemacht hatte, durchcheckte, hörte er, wie sich die Tür des Nachbarhauses öffnete.

»He Jim!« Er zog schon den Kopf ein. »Wart mal nen Moment!«

Er schloß die Tür und steckte den Zündschlüssel ins Zündschloß, dann kurbelte er das Fenster herunter und sein Nachbar, Tom Sheisskopf, rumpelte über die Auffahrt auf ihn zu. *Hab Mut. Lächle. Sieh den Mann an. Uh. Ich frage mich, was der Scheißkopf jetzt wieder will?*

»Hi, Tom.« Die Familie Sheisskopf war wirklich seltsam. Tom konnte nicht lesen, aber er war ein bereitwilliger und geschickter Arbeiter bei Kühlschränken, Autos, Maurer- und Zimmermannsarbeiten. Er selber war gar nicht so schlecht, aber sein ziemlich dumpfer Geist wurde leicht beeinflusst durch seine Eltern und seine Frau. Die ganze Familie lag dauernd mit dem einen oder anderen der Nachbarn in Fehde und jeder in der Straße strafte sie mit höflicher Verachtung. Bei der örtlichen Polizei lag eine drei-Finger-dicke Akte mit Beschwerden, die Linda Sheisskopf über die verschiedensten Leute im Laufe der Jahre zu Protokoll gegeben hatte, alle unbegründet. Die schauderten schon zusammen, wenn sie nur ihr nasales Quäken am Telephon hörten.

Einmal, als die Sheisskopfs eine Familie drei Türen weiter südlich im Visier hatten, rief Linda die Polizei und erzählte ih-

nen, daß Kurt, der 14 Jahre alte Sohn der Familie, einen großen Stein durch ihr Bilderfenster geworfen hätte und verlangte, daß er sofort verhaftet werden müßte. Mit einem resignierten Seufzer setzte sich einer der 8 Beamten in seinen Streifenwagen, um der Sache auf den Grund zu gehen. Als er ankam, reichte Linda ihm einen verwitterten 10-Kilo-Brocken Kalkstein und wiederholte ihre Forderung nach einer sofortigen Verhaftung, möglichst mit ein bißchen Brutalität dabei. Der Polizist, Jim Collins, verfuhr vorschriftsgemäß, nahm Lindas Aussage zu Protokoll und stellte den Zeitraum fest, in dem der Zwischenfall passiert war.

Bei näherer Untersuchung entdeckte Officer Collins, daß der Angeklagte den ganzen Tag in der Schule gewesen war und zu der Zeit, als das Fenster zu Bruch ging war er beim Basketballtraining mit zwei Trainern und 30 anderen Jungen und im Übrigen war er immer noch dort.

Linda störte das alles nicht. Sie bestand darauf, daß Kurt es getan haben mußte und drängte auf weitere Untersuchungen der Verschwörung in der Schule, die dem Jungen ein falsches Alibi verschaffte. Collins versuchte ihr zu erklären, wie unwahrscheinlich es sei, daß ein ganzer Schulbezirk beschlossenen habe, sich zu einer kriminellen Vereinigung zusammenzurotten mit dem Ziel, ihr die Fenster einzuschlagen, aber Linda wollte davon nichts hören.

»Wenn Sie nicht diesen Felsbrocken hier nehmen und nach Fingerabdrücken untersuchen, werde ich ihrer ganzen Dienststelle das FBI auf den Hals hetzen, weil sie meine Bürgerrechte nach gleichem Schutz für alle verletzt haben!«

Officer Collins zog kurz in Erwägung, Linda den Felsbrocken an den Kopf zu werfen, salutierte dann aber, verstaute das Corpus delicti vorsichtig auf dem Vordersitz des Streifenwagens und fuhr



zur Polizeiwache zurück, um der Sheisskopf-Saga ein weiteres Kapitel hinzuzufügen.

*Die Polizisten haben mir später erzählt, daß sie den Brocken immer noch auf der Wache haben. Er dient auf dem Schreibtisch des Dienststellenleiters als ein überdimensionaler Briefbeschwerer. Huh. Sheisskopf. Wenn der Name als zweiten Buchstaben ein c hätte, dann wär's genau das deutsche Wort für »Scheißkopf«. Wie passend.* Tom lehnte jetzt an der Wagentür und blies James seinen Hotdog-und-Sauerkraut-Atem ins Gesicht. »Hey, weißte noch, dat olle Sonytonband, dat Du für mich repariert hast? Is schon wieder im Arsch.«

»Der gleiche Fehler?«

»Jau. Dat leere Rad dreht sich nich richtig und dat Band verknüllt sich.«

James seufzte. »Okay, bring's heute abend vorbei und ich seh mal nach, ob ich die Mitnehmerkupplung noch ein bißchen stärker anziehen kann.«

»Vielleicht kannstes ja diesmal richtig reparieren,« sagte Tom ziemlich laut. »Da hab ich ne ganze Menge Geld für bezahlt, weißte.« Über Toms Schulter konnte Jim Linda sehen, wie sie auf der Veranda stand und lauschte; Sheisskopf wollte sich offensichtlich vor seiner Frau produzieren.

*Oh, zur Hölle damit. Es sieht ganz so aus, als wenn ich jetzt wieder dran bin. Verdammt. Sie haben beschlossen, daß es Zeit ist, sich wieder mit mir anzulegen. Ich wünschte, ich könnte ihr Haus in die Luft jagen und damit Schluß! Hol sie der Teufel!*

Genauso laut aber mit einem höflichen Gesichtsausdruck antwortete er »Ja, ich hab Dir ja gesagt, daß das Teil ersetzt werden muß. Das Problem ist, daß Du den Apparat in einem Armeeladen in Vietnam gekauft hast; sie haben das Modell nie in die Staaten exportiert und Sony macht auch keinen Support für Teile hier. Aber

wenn Du mit meiner Arbeit vom letzten Mal nicht zufrieden bist, dann geb ich Dir natürlich gern das Geld zurück. Wieviel hab ich Dir berechnet?»

In Toms Gesicht arbeitete es, als sein Gehirn in den Schwerlastgang zurückschaltete um sich durch sein schlammverschmiertes Gedächtnis zu pflügen. »Äh, nichts...«

»Genau. Und das gebe ich Dir auch gerne wieder zurück. Jetzt, wenn Du mich entschuldigst, ich muß jetzt zu einer Reparatur. Einer *bezahlten* Reparatur.« Damit ließ James den Motor an, legte den Rückwärtsgang ein und fuhr rückwärts auf die Straße hinaus. Er hinterließ Tom und seine Frau, die ihn anstarrten. Tom verwirrt und Linda mit einem verkniffenen Ausdruck auf ihrem flachen, teigigen Gesicht. Er wußte, daß sie nach einer Möglichkeit suchte, sich für diese unglaubliche Unverschämtheit sie nicht zu bewundern und zu respektieren, zu rächen.

James fühlte sich prima!

*Ach bin bin froh, daß ich mir diesmal nichts von ihnen habe sagen lassen. Das hätte ich von Anfang an tun sollen. Zum Beispiel vor ein paar Jahren, als Doug 5 war. Sie haben behauptet, er hätte sich auf ihren verrotteten Verandatisch gesetzt und ihn zerbrochen. Sheila hat sich wahnsinnig aufgeregt, weil ich ihnen um des lieben Friedens willen einfach einen neuen bezahlt habe. Sie hatte damals recht. Es stellte sich heraus, daß ihr eigenes dummes Kind, das genauso alt ist wie unseres, sich mit seinem dicken Hintern darauf gesetzt und das Ding zerbrochen hat. Nicht Doug. Aber so sind die nun mal. Alles, was irgendwie schief geht, kann unmöglich ihr eigener Fehler sein! Irgend jemand anders muß es gemacht haben, aus irgendeiner geheimnisvollen, aber garantiert böswilligen Absicht heraus.*

*Linda war eine Zeitlang als Briefträgerin Teilzeitbeschäftigt gewesen, bis sich ihre ältere Tochter, eine Schlampe wie sie im*

*Buche steht, eines Tages im Schulbus damit großtat, daß sie die ganzen Teenagermädchenmagazine las, sobald sie rauskamen. Sie sagte, ihre Mutter brächte sie nach Hause und trüge sie erst aus, nachdem sie sie gelesen hätte. Sobald die richtigen Leute diese Geschichte hörten, flog Linda wieder einmal aus dem Job. Es ist doch wirklich schade, daß sie sie nicht wegen Verletzung des Postgeheimnisses verklagt haben.*

*Nun, wenigstens diesmal habe ich das Ganze nicht lächelnd hingenommen. Sie werden anscheinend immer schlimmer. Wer weiß, was noch alles passiert, wenn niemand sie aufhält?*

\*\*\*

James' Hochgefühl, daß er seinen Nachbarn widerstanden hatte, hielt die ersten 10 Meilen an. Er wiederholte sich die Szene vor seinem inneren Auge einige Male und versüßte sich damit die Erinnerung, trotzdem niedergemacht worden zu sein. Es irritierte ihn unwahrscheinlich, daß sich diese Leute über eine Arbeit beklagten, die er umsonst gemacht hatte und noch dazu ignorierten, was er ihnen über die Situation gesagt hatte. James war ein verdammt guter Techniker, aber er konnte keine Wunder vollbringen. Keine Teile, keine Handbücher, kein technischer Support im Land - es war wirklich ein Wunder für sich, daß es ihm gelungen war ein paar von den Nocken an der Mitnehmerkupplung so hinzubiegen, daß der Recorder überhaupt lief.

Aber manchmal waren die Menschen so. Wenn Du einmal den Ruf hast, daß Du das Unmögliche möglich machen kannst, erwarten manche Leute von Dir, daß Du das immer tust. Davon abgesehen waren die meisten »unmöglichen« Dinge nur »unmöglich« für die, die nach Vorschrift arbeiteten mit Originalwerkzeug und Originalteilen; mit ein bißchen Nachdenken und Durchblick fand

James Wege, wie man verschiedene Teile ändern, mischen und miteinander verbinden konnte, wobei Einzelteile und ganze Baugruppen herauskamen, die den Herstellern nie in den Sinn gekommen wären, bis James sie das erste Mal so zusammenstellte. *Du mußt verstehen, wie die Dinge funktionieren und sie dann von einem anderen Standpunkt aus betrachten.* Diese Fähigkeit kam James gut zustatten. *Wenn nur Menschen so leicht zu verstehen wären... und vielleicht sogar zu manipulieren?*

Emmerson Lake & Palmer's Musik brandete aus den Lautsprechern hinter dem Fahrersitz und ließ James' Herz in Harmonie mit dem pulsierenden Rhythmus schlagen, als sein Blick durch eine Gruppe Pferde eingefangen wurde, die bei einer Reitschule so ungefähr auf der Hälfte des Weges zu seinem Ziel standen.

Er atmete scharf ein. Oh - h - h -... Sein Fuß ging wie aus eigenem Willen vom Gas und ließ den Wagen langsamer fahren, als James den Kopf wandte, um die Tiere anzustarren. Er konzentrierte sich auf die, die von ihm abgewandt standen. *Los, was bist Du?* Eine schlug mit ihrem Schweif und zeigte, daß sie eine Stute war. Das Zeichen ihrer Weiblichkeit wurde schwach im Schatten sichtbar. *Ja!*

*Ein schöner Hintern.* Ein kleines Stöhnen entkam seinen Lippen bei dem Anblick. Er zwang seine Augen von dem Anblick fort, zurück auf die Straße.

*Warum?* fragte er sich. *Nach all diesen Jahren, warum machen mich Pferde immer noch an? Ich habe kein Tier mehr angefaßt, seit ich Sheila getroffen habe. Alle Bücher, die ich gelesen habe, sagen, daß Sex mit Tieren hauptsächlich etwas ist, das Jugendliche tun, wie Experimentieren mit der Homosexualität. Das hat ja auch aufgehört, aber warum nicht das Andere? Ich hab prima Sex mit einer Frau gehabt. Warum muß ich ein Pervert sein?*

James wurde sich schmerzhaft der pulsierenden Erektion bewußt, die sich in seinen Jeans breitmachte. Da konnte man nichts dran machen; die Erfahrung lehrte, daß sie nicht einfach so weggehen würde.

*Wo ist diese Abfahrt, irgendein Platz, wo ich ein paar Minuten ungestört parken kann? Hier. Der alte Friedhof bei dieser verlassenen Kirche. Da sind haufenweise Bäume drumherum.*

James checkte die Umgebung nach möglichen Beobachtern ab, bog dann in die von Weiden zugewucherte Auffahrt ein und fuhr hinter das windschiefe Gebäude.

Er öffnete die Tür, stellte seine Füße auf den Boden, lehnte sich zurück gegen die Kante des Sitzes und ließ geschwinde die Hosen herunter. Er stellte sich Frauen vor, nackte Frauen, irgendwelche Frauen und zog und rieb wie ein Wilder an seinem steifen Penis. Als der anfang weich zu werden, verdoppelte er seine Anstrengung, denn er wollte sich jetzt die Freuden des Orgasmus nicht entgehen lassen, wo er schon von der Straße heruntergefahren war, aber der weigerte sich einfach, mitzuspielen. In seiner Verzweiflung übernahm sein Unterbewußtsein die Kontrolle und ersetzte die Bilder von rosiger Haut, von Schamhaaren und gigantischen wiegenden Brüsten durch die Erinnerung an erdige Moschusgerüche, wehende Schweife, festbemuskelte Pferdekruppen und dem Gefühl von dem Fell eines Pferdes an seinen nackten Schenkeln. Seine Erektion kam zurück. *Oh Gott, nicht schon wieder. Warum kann ich nicht wenigstens normale Masturbationsphantasien haben? Oh verdammt, aber es fühlt sich so gut an, es fühlt sich so - ahhh!*

In James spannten sich alle Muskeln an, als sein Samen auf den bis jetzt geheiligten Boden spritzte. Er kicherte in sich hinein, mit leichter Hysterie in der Stimme.

*So ziemlich genau wie Onan. Seine Sünde war es, daß er sich weigerte, die Witwe seines Bruders zu schwängern, indem er*

*ihn vorzeitig herauszog und »seinen Samen auf den Boden streute.« Ich frage mich, ob Gott jetzt sauer auf mich ist, weil ich meinen Samen jetzt nicht in eine Stute schieße, denn das wäre doch wenigstens halbwegs der richtige Ort?*

Wo er schonmal an einem verborgenen Ort war, ergriff James die Gelegenheit beim Schopfe und begann noch mal von vorne.

James fuhr auf einem anderen Wege von der Reparatur nach Hause, obwohl das 15 Meilen Umweg waren. Er konzentrierte seine Aufmerksamkeit fest auf die Straße vor ihm - er wollte es nicht riskieren noch weitere Pferde zu sehen.

*Verdammt! All die Bücher haben gesagt, daß Sex mit Tieren nur etwas ist, womit manche Teenager experimentieren, was auf dem Lande schon fast zur Normalität gehört. Warum bin ich anders? Warum hat Sex mit einer Frau mich nicht geändert, das Bedürfnis nach Tieren nicht ersetzt?*

*Bei allen Göttern und Göttinnen, was drängt mich in diese kleine Minderheit von Irren, die sich immer noch nach dieser ... dieser .... Perversion sehnen?*

Die Gesellschaft sagte, daß es etwas Schreckliches wäre. Die meisten Staaten ordneten es ein als ein »Verbrechen gegen die Natur«, etwas, wofür man ins Gefängnis gehörte. Es stimmte schon, Missouri gehörte nicht mehr zu diesen Staaten, aber Kansas, wo er aufwuchs und es getan und getan und getan hatte, war immer noch einer von ihnen. Also war James ein Krimineller, auch wenn er nie deswegen verhaftet worden war. Der lange Arm des Gesetzes hatte ihn nur noch nicht erwischt. *Wenn das jemand den Behörden dort erzählen würde, würden die mich zur Fahndung ausschreiben? Könnte ich immer noch sicher über die Staatsgrenze gehen? Verjährt Sodomie irgendwann?*

*Oh Jesus, was ist denn so schrecklich dabei? Ich habe doch nie irgendetwem oder irgend etwas weh getan! Den Pferden*

*schien es nichts auszumachen! Ausmachen? Sie haben es genauso genossen wie ich. Das hatte doch nichts mit Vergewaltigung zu tun!*

Dieser letzte Gedanke spülte seine wütende Verteidigung, die sich in ihm aufgebaut hatte, hinfort und rief ein amüsanter Bild in ihm wach: Die Idee, ein Pferd zu *vergewaltigen* ... Da stünde er nackt hinter einem Tier mit kräftigem Beinen und harten scharfen Hufen, die eigenen Genitalien wehten frei und verletzlich im Wind, und dann sollte mal er versuchen, irgendwas zu tun, das dem Tier nicht gefiele. ZACK! Er faßte sich unwillkürlich sicherheitshalber zwischen die Beine und mußte dann lachen, als ihm klar wurde, was er da tat.

Der Humor war ein Erleichterung. Eins von den wenigen Dingen, die James durch die Jahre, in denen er als fatter Junge, dann als fatter Mann immer am Rande der Gesellschaft, aufwuchs, gerettet hatte, war die Fähigkeit, über sich selber zu lachen. Selbst das tat ein wenig weh, aber es schmerzt viel weniger, wenn man die Dickenwitze als erster erzählt um die Situation zu entschärfen, als mitzubekommen, wie andere sie erzählen und hinter dem Rücken kichern.

*Fett. Das ist ein weiterer gigantischer Witz, den sich Gott mit mir erlaubt hat. Als ich geboren wurde, war ich fast doppelt so schwer wie normale Babies. Mit 9 wog ich schon 50 Kilo. Sicher, ich war stark und hatte schwere Knochen, aber wie hätte man das unter all dem Fett sehen können? »Jimmy, iß nicht so viel.« »Jimmy, Du mußt rausgehen und kräftig spielen.« »Jimmy, hör auf, Essen mit in Dein Zimmer zu schmuggeln.« - ich kann meine Mutter noch hören. Hat sie denn nicht erkannt, daß Essen Liebe war? Sie hat es mir doch beigebracht, sie und Dad. Ein aufgeschlagenes Knie, ein geklemmter Finger: das Rezept gegen die kleinen Katastrophen im Leben war ein Keks oder ein*

*Bonbon oder ein Apfel oder was auch immer. Dad gab mir kleine Süßigkeiten, als ich ein kleiner Junge war und ich wußte, daß er das tat, weil er mich liebte. Es war einfach. Immer wenn ich verletzt war, oder wenn andere Kinder mich geärgert hatten, oder wenn ich mich mies fühlte, weil ich fett war, dann brauchte ich nur irgendwas zu essen und schon fühlte ich mich besser. Wenigstens für den Moment...*

James verspürte Hunger. Er wuchtete seine über 350 Pfund auf den Fahrersitz des Lieferwagens und versuchte eine Position zu finden, wo ihn das Steuerrad nicht am Bauch scheuerte. Er würde *nicht* zum Essen anhalten, *nein!* Seine Gedanken schweiften ab. Scheidung. Nein! Das hatte er schon so oft durchgekaut und es war immer das Gleiche dabei herausgekommen.

*Denk doch mal logisch darüber nach. Was sind Deine Probleme? Die Drogen? Viele Menschen haben Drogenprobleme, ob sie sich dessen bewußt sind oder nicht - Deine Frau ist abhängig von Koffeinbrause und Kartoffelchips. Scheidung - zum Teufel, das machen auch viele andere Leute durch. Sicher tut das weh, aber alle sagen, daß der Schmerz mit der Zeit abnimmt. Also, kleiner Dickwanst, was macht Dich zu so etwas Besonderem? Was ist Dein wirkliches Problem? Hä?*

Die Antwort war offensichtlich. »Verdammt! Du weißt es doch!«

»Also gut, liebes Ich, machen wir Kassensturz!«

»Da fällt uns zuerst auf, daß wir jetzt mit uns selber sprechen, mit mir selber. Verrückt? Natürlich sind wir das, natürlich bin ich das! Macht es Dich nicht verrückt, wenn Du versucht, Dich selbst mit einer Million Nadelstichen um die Ecke zu bringen und wenn Du von Deiner Familie weg fährst, weil Du sie weder sehen noch mit ihnen sprechen willst und wenn Du essen willst, weil Du Dich mies und häßlich und fett fühlst und wenn Du jedesmal eine Latte



bekommst, wenn Du eine Pferdemuschi siehst? *Natürlich macht es Dich verrückt, Du dummes, geniales, krankes, verrücktes, per-verses Miststück!*«

Kreischend vor Wut stampfte er aufs Bremspedal und riß das Steuer nach rechts. Und der Lieferwagen hüpfte durch den flachen Straßengraben und kam am Rande des freien Feldes zu stehen. Das Hupen und die Flüche der Fahrer hinter ihm nahm er überhaupt nicht wahr.

Ein Schluchzen schüttelte seinen Körper und die Tränen flossen unter seinen vor das Gesicht gepreßten Händen hervor.

# Kapitel 4

## *Am selben Tag*

»Sind Sie okay?«

James schreckte aus dem Schlaf auf. Er brauchte einen Moment um sich zu orientieren und dann sah er das Gesicht eines Streifenpolizisten, der ihn durch die Scheiben beobachtete.

»Oh, ja, ich glaube schon. Entschuldigen Sie, Officer, ich meine, ich bin ein bißchen durcheinander...«

»Was ist los? Haben Sie getrunken? Ihre Augen sind ganz rot. Steigen Sie bitte aus und zeigen Sie Ihren Führerschein.«

James öffnete die Tür, kletterte hinaus und reichte ihm Führerschein, Fahrzeugschein und Versicherungsnachweis.

»Ich fuhr nur so daher und mußte über meine Scheidung nachdenken. Ich mußte von der Straße, ich meine - «

»Okay,« unterbrach ihn der Polizist. »Ich kann keine Fahne bei Ihnen feststellen, aber Sie scheinen mir in einem sehr schlechten Gesundheitszustand zu sein. Hören Sie, Mr. Falabella, Sie sollten vielleicht besser noch ein wenig hier bleiben, bis Sie sicher sind, daß Sie gefahrlos am Straßenverkehr teilnehmen können.«

»Danke, ich denke, das werde ich tun. Ich meine, normalerweise mache ich sowas nicht, aber die Geschichte läuft jetzt schon seit Monaten und es wendet sich nichts, auch gar nichts zum Besseren...«

Der Streifenbeamte nickte mitfühlend. »Ja, sehen Sie, ich habe das selbe mitgemacht und ich weiß, was Sie meinen. Halten Sie die Ohren steif und bleiben Sie dran. Lassen Sie nicht zu, daß es Sie oder irgend jemand anderen auf der Straße umbringt.

Fahren Sie nach Hause, wenn Sie sich dazu in der Lage fühlen.

Oder noch besser, da ist ein Motel, ungefähr eine Meile weiter. Trinken Sie einen Kaffee und entspannen Sie sich ein bißchen. Danach werden Sie sich besser fühlen. Da ist auch eine alleinstehende Kellnerin, die jetzt Schicht haben müßte. Sie ist ein bißchen rundlich, aber sehr nett und hat viel Sinn für Humor und eine großartige Persönlichkeit.«

Er klopfte James freundlich auf den Rücken und drückte ihm die Schulter.

»Danke. Und das meine ich auch so.« James kletterte zurück in seinen Wagen und sah dem Polizisten zu, wie er zu seinem Dienstwagen zurückging und davonfuhr. Einige Minuten später tat er es ihm gleich.

*Oh Mann, selbst die Bullen bekommen mit, daß ich keine hübsche Frau bekommen kann und bereit bin, mit allem Vorlieb zu nehmen, was gerade greifbar ist!*

Er führte sein Selbstgespräch weiter. Irgendwie war er unfähig und auch nicht willens, um das zu vermeiden. Er hatte sich schon zu lange davor gedrückt.

»Also gut, laß uns also ruhig und verständig damit umgehen. Keine Weinkrämpfe mehr. Immerhin bist Du doch ein intelligenter Junge, oder?«

»Na ja, ich nehm's wenigstens an...«

»Hör doch auf, mit diesem Bescheidenheitsmist! Sei selbstsicher! Sei zur Abwechslung mal ehrlich zu Dir selber! Hey, ich rede mit Dir, ja?«

James mußte grinsen. »Ist ja schon gut! Also gut, ich bin ein intelligenter junger Mann.«

»So. Du bist helle, Du bist talentiert, Du kannst Sachen reparieren, Dinge herstellen, Dinge entwerfen und verstehen, wie Maschinen arbeiten, richtig?«

»Richtig!«

»Nun, das sind *Maschinen*. Vielleicht ist Dein Problem, daß Du versuchst, Menschen wie Maschinen zu behandeln und das funktioniert nun einmal nicht. Vielleicht versuchst Du ja auch Dich selbst wie eine Maschine zu behandeln und das funktioniert erst recht nicht.«

»Hä?«

»Laß mich noch ein bißchen darauf herumreiten. Ich bin mir da nicht so ganz sicher, aber ich glaube, wir sind da etwas auf der Spur...«

Bei dieser Pause seines Selbstgespräches sah James das Motel und bog dorthin ab. Er war schon auf dem Weg zur Cafeteria, als ihm ein innerer Impuls statt dessen zur Rezeption trieb.

»Haben Sie ein ruhiges Einzelzimmer?«

Der Angestellte sah von dem Fernseher hinter dem Tresen auf. »Hier sind wilde Parties sowieso nicht erlaubt.«

»Kein Problem, ich möchte einfach eins, wo möglichst wenig Lärm ist, der mich ablenken könnte. Ich muß arbeiten.«

»Okay, füllen Sie diese Karte aus, Freundchen. Das kostet 22,50 und ausweisen müssen Sie sich auch.«

James zählte das Geld ab und gab dem Angestellten seinen Führerschein. Als dieser darin die Adresse in der nahegelegenen Stadt sah, schaute er erst überrascht und dann wissend. »Oh, ein Freier! Das kostet Sie noch 5 Dollar extra, wenn Sie das Zimmer mit zwei Leuten benutzen!«

James wollte protestieren, zuckte dann aber die Schultern. Er zahlte das Geld und verließ das Büro. Von einem Telephon draußen an einer Säule rief er zu Hause an. »Mom? Du hör mal, ich habe einen alten Freund getroffen und wir gehen jetzt erst mal essen und dann noch ein bißchen zu ihm. Vielleicht bleib ich auch über Nacht da. Was? Nein, der hat kein Telephon. Ruf die Nachbarn an, wenn ihr irgendwelche Probleme habt. Nein, *diese* Nach-

barn bestimmt nicht - die Thorndykes. Was? Ja, es ist schon in Ordnung, wenn Du mein schmutziges Geschirr abwäscht. Vergnüg Dich nur. Hier, äh, schau mal, es ist, äh, teuer mit einem Münztelefon. Wir sehen uns spätestens morgen, vielleicht heute noch. Tschüs.«

Es war unheimlich. Eben auf dem Highway wäre es ihm vollkommen egal gewesen, was da am Straßenrand passiert wäre. Wenn da ein Betonpfeiler gewesen wäre oder eine Schlucht oder ein Fluß, James wußte, daß er auf jeden Fall rechts rausgezogen hätte. Irgend etwas mußte geschehen.

James wußte nicht, ob das Motelzimmer die Lösung war, aber da waren Dinge, die er lösen *mußte*, Antworten, die er haben *mußte*, wenn er überhaupt irgendwie weiterleben wollte. Er konnte sich nicht weiterhin hassen und überleben, aber seine über die Jahre fürchterlich mißbrauchte Selbstachtung würde trotzdem nicht zulassen, daß er sich ohne einen guten Grund selbst akzeptierte.

Es war jetzt von übergeordneter Wichtigkeit, eben diese Gründe zu finden. Wenn er sie nicht fand, mußte er die Angelegenheit beenden, bevor er noch Unbeteiligte in seiner Verzweiflung verletzte.

James öffnete die Werkzeugkiste auf der Ladefläche seines Lieferwagens und entnahm ihr einen gelben Schreibblock. Aus dem Führerhaus nahm er seinen Kulturbeutel mit und nach einem Moment des Nachdenkens mit geschlossenen Augen griff er unter den Sitz und holte eine automatische .45er Pistole heraus.

Mit diesen drei Dingen in der Hand schloß er die Tür auf und ging in das Zimmer, um einen Grund zum Leben zu finden ... oder um sich seinem Schicksal zu stellen.

\*\*\*

Es war das übliche billige Motelzimmer. Ein kleines Badezimmer mit einer Dusche, ein Doppelbett, ein Nachtschränkchen, zwei schon etwas mitgenommene Sessel und ein Schreibtisch, der in die Wand gebaut war, mit Telefon und einem schlechten tintenleckenden Kugelschreiber, der daran festgebunden war.

James schloß die Tür zweimal ab, legte den Block, den Kulturbeutel und die Pistole auf den Schreibtisch, entledigte sich seiner Kleidung und duschte langsam. Das warme Wasser, das auf seine überdehnter Haut prasselte, beruhigte seinen Geist für einen Moment.

*Wenigstens ist dieses Motel großzügig mit Handtüchern*, dachte er, als er eingewickelt in eines davon wieder herauskam. Die meisten Handtücher waren nicht groß genug, um um seinen Bauch herum auszureichen. James setzte sich an den Tisch und griff nach seinem Kulturbeutel, bremste sich dann aber. *Nein, noch nicht. Nicht, bis ich irgend etwas zu Papier gebracht habe. Ansonsten verbringe ich womöglich noch die ganze Nacht damit, mir einen Schuß nach dem anderen zu versetzen und sonst nichts zu tun. So kann ich nicht viel länger weiter machen!*

Er nahm seinen eigenen Stift und begann in großen Blockbuchstaben zu schreiben:

»Ich kann diesen Raum nur lebend verlassen, wenn ich einen Grund dafür finde, warum ich bin, was ich bin.«

Er starrte einen Moment auf diese Worte, sein Geist war leer, bis auf den wachsenden Schmerz. *Also, ist das wirklich die Schlüsselfrage? Vielleicht.*

Und weiter: »Da muß einen Grund sein, für was ich bin. Es muß. Entweder hat irgend jemand das verursacht oder ich bin einfach nur ein kranker Perverser. Wenn es das erstere ist, kann ich es vielleicht ändern. Wenn ich es nicht ändern kann, kann ich vielleicht einen Weg finden, um ohne so viele Schuldgefühle mit mir selber zu leben.

Wenn es keinen Grund gibt, wenn ich einfach nur ein abnormaler Untermensch bin, dann wird die Welt für meine Eltern und meine Kinder erträglicher sein, wenn ich nicht ihr Leben versauere. Dann kann ich genauso gut jetzt Schluß machen, bevor ich meine miese Existenz noch weiter in die Länge ziehe.«

*Ja. Warum sollte ich noch weiter hier herumhängen, wenn alles, was ich jemals tun werde ist, anderen auf die Nerven zu fallen? Sheila hatte Recht, als sie ging. Ich kann es kaum aushalten, mich selber anzusehen. Wie muß es gewesen sein, mit jemandem, der wie ich so voller Selbsthaß ist, zu leben? Gott, was hab ich meinen Kindern wohl schon angetan?*

James' Blick fiel auf die Pistole. *Es ist doch so einfach. Die Waffe ist groß genug. Ich muß nur sichergehen, daß es mir den Hirnstamm hinten im Nacken wegbläst, dann wird es schnell und gründlich sein. Das gibt vielleicht eine kleine Sauerei, aber dafür bezahlen sie schließlich die Putzfrau, oder?*

James griff nach der Waffe.

*Nein, noch nicht, Selbstmord ist etwas Ernstes. Na ja, ich werde so oder so wiedergeboren, aber die Götter können es nicht ausstehen, wenn Du die Schule des Lebens schwänzt. Dann muß ich zurückkommen und mit dem gleichen Ärger von vorne anfangen. Und zwischendurch wäre es auch kein Spaß. Ich sollte mir doch erst mal sehr sicher sein, bevor ich abdrücke. Nur keine Eile...*

Ruhig und besonnen brachte James dann zu Papier:

»JETZT MEIN ÄRGER: Ich dachte, meine Neigung zu Pferden hätte sich aufgelöst, als ich Sheila traf. Wir hatten großartigen Sex, wenigstens am Anfang und sie war jemand, der intelligent genug war um zu verstehen, worüber ich sprach. Ihr IQ ist zwar nicht ganz so hoch wie meiner, aber sie ist nicht dumm. Als wir uns trafen, überlegte ich gerade ein kleines Farmhaus zu mieten

und ein Pony zu kaufen. Ich hatte mich auf ein Leben in Einsamkeit eingestellt.«

»Dann traf ich Sheila. Ich konnte mit ihr sprechen und mit ihr über meine religiöse Irrfahrt reden. Als wir eines Nachts im Bett lagen, nur ein paar Tage, nachdem wir angefangen hatten, miteinander zu schlafen, erzählte ich sogar von den Pferden; sie weinte ein bißchen aber erklärte mir dann, daß sie um die Schmerzen weinte, die ich gefühlt haben mußte. Wie liebte ich sie in diesem Moment. Vier Jahre lang hatte ich keine sexuellen Gedanken für Tiere übrig. Dann hörte sie auf mich zu lieben.«

*Ich glaube, das ist es, was passiert ist. Sie hörte auf, mir über ihre Probleme auf der Arbeit zu erzählen und fing an sich in sich selbst zurückzuziehen. Unser Sexleben litt darunter. Wir hatten angefangen mit drei, vier oder manchmal auch sechsmal täglich, bevor wir heirateten. Und bis unser Sohn geboren wurde, haben wir es auch noch mindestens zweimal täglich gemacht, sogar noch ein paar Stunden vor seiner Geburt. Danach waren es nur noch ungefähr einmal am Tag in den eineinhalb Jahren, bis unsere Tochter geboren wurde. Dann zweimal die Woche. Einmal die Woche. Einmal im Monat. Es wurde so, daß ich heimlich einen Kalender führte. Die letzten 3 Jahre haben wir ganze zweimal miteinander geschlafen! Und bei einem dieser beiden Male war sie eigentlich gar nicht dabei. Sie lag wohl da und hielt ihr Geschlechtsteil hin, aber ich war alleine.*

*Sicher war ich ein paarmal bei Nutten, aber erstens kosten die zuviel und zweitens, wer weiß, was man sich bei denen holt? Ich wollte keine Geliebte, will sie immer noch nicht, denn eine Affäre wird zu schnell zu kompliziert. Onanieren ist eine Erleichterung, aber Scheiße noch mal, es ist einsam.*

»Sie konnte meine Narkolepsie nicht ausstehen, die Tatsache, daß ich nicht regelmäßig aufzustehen brauchte oder konnte um zur



Arbeit zu gehen. Ihr war egal, daß sie auch nur 6 Stunden am Tag arbeitete und das nur 9 Monate im Jahr und daß ich trotzdem fast soviel Geld ins Haus brachte wie sie und noch dazu große Steuerermäßigungen wegen Heimarbeit und daß ich auch noch der geborene Babysitter war; ihre Erziehung schien eine Art von puritanischem Arbeitsethos zu verlangen!«

*Hmmm, vielleicht ist es nicht alles mein Fehler, und vielleicht auch nicht ihrer. Oh, zur Hölle, das habe ich seit Jahren gewußt. Komm zurück zu dem, was Dich wirklich quält und hör auf, auszuweichen!*

»Zum ersten Mal habe ich mit einem Pferd geschlafen, als ich 17 war. Die erste Frau kam 4 Jahre später. Und das Pferd war um Längen besser.«

*Wow, ich erinnere mich noch daran...*

# Kapitel 5

*August 1967*

Die zwei Jungen im Teenageralter genossen den Fahrtwind, den das kleine Moped erzeugte, das wie eine Biene mit der Höchstgeschwindigkeit von 35 Meilen pro Stunde die Landstraße entlangbrummte.

David Hand, Jims bester Freund, saß auf dem Rücksitz. Er hatte sich ein bißchen zurück gebeugt, damit etwas mehr Wind zwischen ihnen herblasen konnte und die Hitze von über 32 Grad erträglicher machte.

Kurz vorher war Jim den halben Block weiter zu Davids Haus gefahren, die Badehose und das Handtuch wie üblich unter dem Sitz verstaut. Er brannte darauf, zu dem Baggersee aus dem alten Kohletagebau zu fahren an dessen Ufer zwei Generationen von Jungen aus dem Ort ein Floß und ein Dreimeter-Sprungbrett aufgebaut hatten. Das war ihre übliche Sommerbeschäftigung, seit James die Honda an seinem 15. Geburtstag bekommen hatte, außer wenn sie irgendwelche Jobs hatten, wie z. B. Heu abladen; danach war »der Baggersee« ein willkommener Ort, um den juckenden Staub abzuwaschen und sich abzukühlen.

Heute hatte David eine andere Idee. »Fahren wir doch statt dessen nach Westen. Ich hab meine Großeltern schon eine ganze Weile nicht gesehen, und wir können uns auf der Farm rumtreiben.«

»Ach, es ist so heiß. Ich hatte mich eigentlich aufs Schwimmen gefreut.«

»Ach was, Jim! Meine Mutter sagte, daß ich heute zu ihnen hin muß. Und wenn wir Deine Honda nicht nehmen, dann muß ich da

mit dem Fahrrad hinfahren und das sind 5 Meilen, davon abgesehen wohnen sie am Fluß und da ist es auch kühler als am Baggersee.«

James willigte am Ende ein, fuhr noch zu Hause vorbei um seine Schwimmsachen an der Garderobe zu lassen und seine Eltern über die Planänderung zu informieren und schon waren sie unterwegs.

*James hatte recht. Ich mag die Farm seiner Großeltern. Da sind viele große Eichen, und sogar ein paar Ulmen, die noch nicht an der holländischen Ulmenseuche gestorben sind. Und die alten Leute da sind wirklich nett. Sein Großvater war einst ein Schulrevisor gewesen und er hat uns ein paar Geschichten über unsere Lehrer erzählt. Es war wirklich witzig. Und es war das erste Mal, daß ich »sie« traf.*

*David schlug vor, daß wir am Flußufer entlang fahren sollten, aber als ich zu dem Moped wollte, hielt er mich zurück:*

»So meinte ich das nicht, sieh mal hier.«

Worauf er zeigte, war ein zweirädriger Ponywagen und ein kleines scheckiges Shetlandpony, das in der Nähe stand.

*Das war mir auch recht. Erstens würde ich Benzin sparen und als ich jünger war, wollte ich sowieso ein eigenes Pferd haben, um damit Cowboy zu spielen, aber ich konnte nie eines bekommen. Wir zäumten die alte Stute auf; David fuhr und wir fanden einen schönen Platz am Ufer, wo wir sitzen und uns unterhalten konnten, während das Pony graste.*

Wie üblich drehte sich das Gespräch recht bald um Sex. Jim und David waren beide noch Jungfrauen und beide darüber recht unglücklich.

»Hast Du je eine nackte Frau gesehen?« David strich über den Reißverschluß seiner Jeans.

»Ja, auf dem Jahrmarkt in Columbus County hatten sie dieses Zelt. Es kostete einen Dollar reinzugehen und da war eine Frau,

die darin lag. Du mußtest den Kopf durch ein Loch in der Zeltwand stecken aber da war sie dann, nur ein paar Schritte weg auf einer Decke auf dem Boden.«

David rieb ein wenig fester. »Konntest Du *alles* sehen?«

James fühlte, wie sein eigener Penis bei der Erinnerung steif wurde. »Sie hatte ein Handtuch zwischen ihren Beinen. Aber wenn Du ihr noch einen Dollar gegeben hast, dann hat sie es weggenommen.«

»Haste?«

»Ja. Es war okay, nehme ich an, aber sie hielt ihre Beine zusammen, so daß Du gar nichts sehen konntest. Ich hätte sagen sollen, hey Lady, wenn ich mir Haare ansehen will, dann kann ich auch in den Spiegel gucken. Das hätte ich sagen sollen.«

»Ich hab Debbie Belwin nackt gesehen.«

»Ach was? Wann?«

In einer unausgesprochenen Übereinkunft zogen die beiden Jungen den Reißverschluß herunter und begannen zu onanieren.

»Im letzten Frühling. Ich wollte einen Abend zu Randy gehen, aber als ich zu dem Haus hinkomme, da konnte ich sehen, daß die Jalousien in einem von den Schlafzimmern hoch waren und daß sich da etwas bewegte. Es war seine Schwester, Debbie, und sie machte sich gerade fertig für eine Verabredung oder so was.«

James wichste schneller. »Los, red weiter!«

Davids Stimme begann im Rhythmus seiner Hand mitzuschwingen. »Sie stand nackt vor ihrem Schlafzimmerspiegel. Ich konnte ihren Hintern sehen und im Spiegel konnte ich ihre Titten sehen. Sie waren schön, nicht groß aber sie hatte harte orangene Brustwarzen. Und sie spielte an sich herum, weißt Du? Sie strich mit ihrem Finger dauernd an ihrer Scheide rauf und runter und ich konnte sehen, wie er auch ein bißchen hineinging. Da kamen die

Lippen aus ihrer Muschi richtig raus. Ich konnte sie sehen, oh, alle, oh, äh, ganz deutlich!«

Diese Beschreibung war alles, was die beiden Jungen brauchten. Sie rollten sich zur Seite voneinander weg, damit der Samen keine Flecken auf ihren Kleidern gab und spülten sich dann mit dem Flußwasser ab.

»Verdammt, ich wünschte, ich könnte eine Muschi sehen.«

»Ach was, sehen. Ich *will* meine Unschuld verlieren. Ich werde dieses Jahr schon 16 und ich muß mit *irgendwem* bumsen!«

James war der selben Meinung, aber er wollte eigentlich nicht warten, bis er 16 war. Das Jahr jetzt wäre schon gut. Um ehrlich zu sein, in den nächsten 10 Minuten wäre es optimal!

*Wir fuhren zurück zur Scheune und schirrten das kleine Pony ab. James gab mir eine Bürste und sagte, ich sollte das Pferd abbürsten, er selbst nahm sich das Geschirr mit in die Sattelkammer um es sauberzumachen und einzuölen. Ich kann mich an ihren Namen nicht mehr erinnern, wenn sie überhaupt einen hatte. Woran ich mich erinnere ist, wie ich den Schweiß aus ihrem Fell bürstete und mich dabei vom Kopf bis zum Schweif vorarbeitete. Und ich erinnere mich daran, daß sie aus irgend einem Grund ihren Schweif hob. Da war eine Muschi und sie sah mich an. Sicher, eine Pferdemuschi, aber sie sah doch so ziemlich aus wie die von Menschen, die ich in dem Gesundheitsbuch meines Vaters gesehen hatte. Der heiße Tag, das Onanieren und die Sexgespräche am Fluß, und mit David zusammenzusein, dem einzigen Jungen von dem ich wußte, daß er noch geiler war als ich, all das lief zusammen zu einem unwiderstehlichen Impuls. Ich berührte sie.*

*Sie fühlte sich glatt und samtig an, weich und warm an der Außenseite und mit wenigen ganz kurzen Haaren auf den Lippen. Mein Herz klopfte mir bis zum Hals. Ich schlüpfte mit meinem Finger ein bißchen in den Schlitz hinein, so wie ichs mir unzähli-*

*ge Male mit einem Mädchen vorgestellt hatte. Och Gottchen, es fühlte sich heiß und feucht und schlüpfrig und weich an und ich konnte es mir sehr gut um meinen Willi vorstellen und ich bekam schon wieder eine Latte, und dann - DANN saugte sie an ihm! Ihre Muschi zuckte und verengte sich um meinen Finger, molk ihn und hielt ihn fest, als wenn sie ihn nicht gehen lassen wollte! Ich spritzte mir fast in die Hose, bei dem Gedanken, daß das eine Muschi mit meinem Willi machen konnte! Dann hörte ich, wie David zurückkam.*

James zupfte seinen Finger ins Freie und drückte den Schweif der Stute mit der Hand herunter. Er begann ganz schnell wieder zu putzen, wobei er nahe an der Seite des dem Ponies hielt, damit man seine Erektion nicht sah.

*Ich erzählte David nichts über das Pony, aber auf der Fahrt zurück in die Stadt hielt ich andauernd meinen Finger an die Nase und schnüffelte. Ein erdiger, reicher, moschusähnlicher Geruch füllte meine Nüstern, überhaupt nicht das, was ich erwartet hätte. Die Erinnerung an den Geruch, die Berührung und an das Saugen blieb mir und belebte meine Masturbationsphantasie auf Monate hinaus. Ich stelle mir vor, daß wenn eine Pferdescheide so schön mit meinen Finger umging, dann wäre ein richtiges Mädchen an meinem Glied noch viel wundervoller als ich mir das überhaupt vorstellen konnte. Das würde mich vielleicht umbringen.*

# Kapitel 6

*April 1968*

Jim war stolz auf sich selber. Durch eine unerwartete allergische Reaktion auf Penicillin vor 2 Monaten hatte er 20 Kilo abgenommen. Er fühlte sich gut und zur Feier des Tages hatte seine Mutter ihm erlaubt, sich ein paar modische Hüftosen auszusuchen. Sie waren lichtblau aus breitem Cord und er hatte sich dazu einen breiten Gürtel gekauft zusammen mit einem blaugrauen Velours-Sweatshirt mit langen Ärmeln und einem mit Spucke hochpolierten Glanz auf seinen Ledermokassins war James *hip!*

*Ich sah gut aus, fühlte mich gut und war bereit, es mit der Welt aufzunehmen. Um genauer zu werden, ich war bereit, Wendy Grover zur Junior-Senior-Prom<sup>1</sup> einzuladen. Seit dem letzten Frühjahr hatte ich sie schon einige Male gefragt, ob sie mit mir ins Kino oder in Parsons bummeln gehen wollte, und obwohl aus dem ein- oder anderen Grund nie etwas daraus geworden war, hatte sie jedesmal, wenn sie absagte, gemeint, ich solle es doch ein anderes Mal versuchen. Ich war ernsthaft in sie verknallt; ich glaubte, daß sie genauso fühlte und war frustriert, weil es immer Umstände gab, die sie davon abhielten, mit mir zu auszugehen. Nichtsdestotrotz, ich half ihr bei den Hausaufgaben, die wir ein paar mal die Woche im Übungsraum machten; sie saß ganz nah bei mir, wenn ich ihre Matheaufgaben machte und sie erklärte oder ihre Biologiemappe ausfüllte. Wenn ich ihr erklärte, welche Teile sie auf ihren Zeichnungen nicht ganz richtig hatte, dann rieben sich*

---

<sup>1</sup> siehe Seite 99

*manchmal, wenn sie nach dem Papier griff, ihre festen Brüste an meinem Arm. Dann sah sie auf meinen Schoß und mußte über die Erektion, die da fast immer war, lächeln. Es machte es zwar sogar noch schwerer und schmerzvoller, wenn sie das tat, aber ich liebte sie dafür durch die Schmerzen hindurch.*

Jim dachte, daß Wendy das süßeste Mädchen in der Junior class sei. Klein, dunkelhaarig, mit einem dauernden Augenzwinkern wegen ihrer Kontaktlinsen hatte sie zwar nicht die statuenhafte Schönheit der blonden Wanda Pohl oder dem massiven Vorbau von Nicky Doolan, aber die Kombination aus ihrem Pixyfoto-Gesicht, von vollen Lippen und einem schön geformten Körper und ihrer zarten Statur machten sie recht attraktiv. Von den 10 weiblichen Junior-Schülern<sup>2</sup> war sie zumindest in James' Augen die erste Wahl.

Er erwischte sie an ihrem Spind, ein paar Minuten bevor die Klingel das Ende der Mittagspause einläutete.

»Ach Wendy, die Prom ist in ein paar Wochen, weißt Du...«

»Ja und?«

»Ähm, ich fragte mich, weißt Du, ich hab Dich schon ein paar mal eingeladen auszugehen, und du hattest keine Zeit, aber du hast mir ja gesagt, ich soll es noch mal versuchen und - «

»Willst Du mich zur Prom einladen?«

Ihre Stimme war durchdringend und andere Schüler blieben grinsend stehen, um zuzuhören.

Jim wurde rot. »Ja, doch, nehme ich doch an, ich meine ja äh...« Er wurde noch roter als sie lachte und die Umstehenden in das Gelächter einfielen.

*Ich wollte tot umfallen oder daß das alte Haus über uns zusammenbricht oder 5 Minuten in der Zeit zurückspringen. Als Wendy sich wieder unter Kontrolle hatte und anfing zu spre-*

---

<sup>2</sup> siehe Seite 99



*chen, wünschte ich mir, die Sonne würde zu einer Supernova werden und uns alle verbrennen!*

»Du? Du glaubst doch wohl nicht im Ernst, ich gehe mit *Dir* zum *Ball*? Warum? HAHAHA. *Warum sollte ich?*«

Jim war vernichtet und durcheinander. Er stammelte »A-aber, a-aber, diese ganzen Stunden im Arbeitsraum und wie Du so nahe bei mir gegessen hast und Du hast mir doch gesagt ich soll noch mal fragen und - «

»Du fette Sau! Du Idiot!« Und dann, voller Verachtung, »ich brauchte gute Noten in den Prüfungen, damit man mich nicht zu Hause einsperrt. So konnte ich mich verabreden, aber natürlich nicht mit *Dir*! Ich verabrede mich gerne mit Jungs, die mit mir über Platten oder Filme oder Sport reden; Du langweilst mich einfach mit all diesem blöden Gequatsche über Wissenschaft oder Bücher oder Politik oder so nen Kram!«

Zu diesem Zeitpunkt hatte es den Anschein, als wenn wenigstens die Hälfte der 80 Schüler bei ihnen in der Halle stünden. Ein paar aus dem Kollegium waren auch da, inklusive Calvin Schwarz, einem Menschen mit einem Bürstenhaarschnitt und Segelohren, der Hilfstrainer und Mathelehrer und nebenbei auch noch Schweinezüchter war. Jim war in Panik, sein ganzes Leben rollte vor seinen Augen ab als er in einem Meer der Scham versank.

»Bitte nicht so laut! Soll ich Dir jetzt noch weiterhelfen?«

»Interessiert mich nicht, ich bekomme im Durchschnitt eine drei und das reicht für meine Eltern. Ich brauch Dich nicht mehr und abgesehen davon bin ich es auch noch satt, wie Du mir auf die Bluse oder auf den Rock guckst und überall um mich rum lauter Steife bekommst! Du bist nur ein kranker schmieriger Streber, ein Eierkopf, ein Niemand! Du machst ja noch nicht mal Sport!«

James war am Boden zerstört und fühlte, wie er fast bis an die Grenze des Zusammenbruchs erschlaffte.

*Zu der Zeit wußte ich noch nicht, daß ich die frühen Stadien der Narkolepsie hatte bei der starke Emotionen eine Lähmung hervorrufen, die die willentlich bewegte Muskulatur in verschiedenen Graden lähmt. Ich schob diese Schwäche auf die Demütigung, die ich da fühlte. Aber sie war noch nicht mit mir fertig.*

Wendy sah um Zustimmung heischend in die Runde und hatte sie auch sicherlich, wenn man die angeborene Grausamkeit von Jugendlichen bedenkt. Dann holte sie zu ihrem finalen Schlag aus.

»Wenn Du eine Verabredung für die Prom brauchst, warum fragst Du nicht Mr. Schwarz, ob er Dir eins von seinen Schweinen leiht? Das wär für Dich genau das Richtige!«

*Das Gelächter der Menge schrillte mir in den Ohren, als sie die Tür ihres Spindes zuwarf und durch die Halle davon stolzierte. Wenn ich jetzt so zurückdenke, dann muß es da einige gegeben haben, die nicht lachten oder die sogar eine gewisse Sympathie für mich fühlten. Aber zu dieser Zeit schien es mir, als wenn die ganze Welt über meine Niederlage lachte. Und ich war ja auch nicht sehr beliebt bei den Schülern, ganz und gar nicht. Viele konnten die Leichtigkeit, mit der ich die Hausaufgaben, mit denen sie sich herumschlügen, lösen konnte, nicht ertragen; sie haßten es, daß ich mich als Photograph für das Jahrbuch frei auf dem Gelände bewegen konnte und einige haßten mich einfach nur, weil ich das Kind eines Geistlichen war. Sie hatten Angst, ich würde ihre kleinen Bierpartys oder die Playboy-Magazine, die sie in ihren Spinden versteckten, verpfeifen und machten sich überhaupt keine Gedanken darüber, daß ich eine mindestens genauso schmutzige Phantasie hatte wie jeder von ihnen. Sie alle weideten sich an meiner Demütigung.*

*Ich stolperte in den Chemieraum, wo ich dann wie betäubt saß, Gott sei Dank umgeben von den drei anderen »Unpersonen« der Schule. Wir paßten gut zusammen. Ein großer*

*schlaksiger Junge, den jeder nur »Joe Schwul« nannte obwohl es überhaupt keinen Hinweis darauf gab, daß er wirklich homosexuell war und zwei Mädchen, die eine eine fette große blonde Walküre und die andere war klein, knochig und mit Haaren auf den Armen. Keiner von denen gab irgendeinen Kommentar zu der Szene von eben ab, obwohl ich wußte, daß sie sie gesehen hatten; sie sahen mich nur voll Verständnis und Sympathie an. Aber selbst sie haßte ich und sei es nur dafür, daß sie sich eine Vorstellung machen konnten, wie tief ich verletzt war.*

*Ich stolperte weiter zur amerikanischen Geschichte wo ich mit ihr in einen Raum zusammensitzen mußte und die Blicke, das Grinsen und die Bosheiten ertragen mußte die sich die Anderen untereinander zutuschelten. Mit der Erlaubnis des Direktors ging ich ein paar Minuten früher, fuhr auf meinem kleinen Moped nach Hause, wo ich in mein Zimmer ging und stundenlang in mein Kopfkissen schluchzte.*

*Ich wollte nicht wieder zur Schule gehen, wollte meine Schulkameraden nicht wiedersehen, wollte keinen Tag länger in dieser kleinen Stadt bleiben, in der meine Seele gestorben war. Aber ich hatte keine Wahl.*

»Hey, Fettwanst! Du sollst zum Biolehrer in die Scheune kommen! Er sagt, da wär ne Kuh, die vielleicht nicht durch die Prüfung kommt. Wenn Du ihr bei den Hausaufgaben hilfst, geht sie vielleicht mir Dir tanzen!«

»Vorsicht, Shirley, laß den Schlauberger nicht zu nah an Dich ran, er kriegt ne Latte!«

»Hast Du jetzt Deine Verabredung, Jim? Oink, oink!«

James war in seiner ohnmächtigen Wut ganz verkrampft, aber er hielt es aus. Er hatte immer noch ein paar Freunde obwohl

selbst die ein bißchen grinsen mußten. Und irgendwann, obwohl es eine Ewigkeit zu dauern schien, ebten die dummen Bemerkungen und fiesen Blicke ab.

»Sieh mal Jim,« sagte David eines Nachmittags, »ich hab diese Cousine, die in Chanute lebt, sie ist nicht gerade eine Schönheit aber auch nicht häßlich und ich glaube sie würde gerne mit Dir zur Prom gehen.«

»Nein, das laß mal nur meine Sorge sein.« David schien beleidigt. »Ich versuch doch nur zu helfen!«

»Egal! Ich - ach Scheiße, was laß ich das an Dir aus? Ich werd bloß so sauer, wenn ich daran denke, wie Wendy mir mitgespielt hat. Und da mußte sie das auch noch der ganzen verdammten Schule erzählen! Diese Nutte! Diese kleine verdammte Nutte - und alle anderen sind auch nur Nutten!«

James rollte sich auf seinem Bett herum und sah David an, der am Schreibtisch saß.

»Na gut, und was hast Du jetzt vor?«

»Keine Ahnung.«

»Weißt Du was die Spitze wäre? Wenn man am Abend von der Prom in die Schule käme mit einem Superherzchen am Arm! Dann würden die sich aber umgucken!«

»Au ja! Das wär's!«

*Ich konnte mir das bildhaft vorstellen: Ich würde das offizielle Essen auslassen, bis zum ersten, nein, besser sogar bis zum zweiten Tanz warten und dann mit einer dramatischen Geste die beiden Eingangstüren aufwerfen. Wir würden mit Würde hineinschreiten, die Köpfe erhoben, um dann direkt am Rand der Tanzfläche unter dem Bogen mit den ganzen Rosen stehen-zubleiben. Die Verzierungen aus Krepppapier, die von der Decke herunterhingen, würden alle in unsere Richtung wehen und aller Augen auf uns lenken. Den Spöttern würde ihr Spott verge-*

*hen und die Kinnlade runterfallen, wenn sie uns anstarrten; Wendy würde grün werden vor Neid oder vielleicht würde sie sogar ohnmächtig werden oder es würde ihr schlecht und sie müsste früher gehen. Meine Begleiterin würde keinen Tanz mit mir auslassen und wir wären wie Rogers und Astaire - die Tanzfläche würde sich wie durch ein Wunder um uns herum leeren weil die anderen sich schämen würden, ihre tölpelhaften Bewegungen in die Nähe von solcher offensichtlichen Grazie, Schönheit und Leichtigkeit zu bringen.*

»Oh verdammt, wo finde ich überhaupt in meinem ganzen Leben so ein Mädchen, geschweige denn in weniger als vier Tagen?«

»Ja. Aber Spaß würde es doch machen, oder?«

»Und wen nimmst Du mit, David?«

»Niemanden. Ich gehe da allein hin, so wie auch die Hälfte der Jungen, die da sein werden und auch die Hälfte der Mädchen. Ich konnte auch keine finden, die sich mit mir verabredet.«

Die Teenager saßen in einmütigen Schweigen.

»Weißt Du, was mein Problem ist, Dave? Ich kann mit Mädchen nicht reden. Ich meine, ich weiß nie, was ich sagen soll oder worüber sie gerne sprechen möchten. Alles worüber meine Schwestern immer redeten, waren Jungs oder Klamotten oder Make-up oder Filmstars oder sonst irgendso eine Scheiße.«

»Ja, meine auch.«

»Sogar wenn ich wüßte, was ich sagen sollte, weiß ich nicht, ob ich es sagen könnte. Wenn ich ein Mädchen sehe, ist alles woran ich denken kann, wie sie wohl nackt aussieht, wie ihre Titten wohl hängen würden, wie ihre Muschi aussehen würde und wie gerne ich mit ihr schlafen würde...«

»Ja wirklich. Es scheint so, als wenn ich andauernd ne Latte hab! Hey, kennst Du Ellie May, das fette Mädchen in unserem Chemiekurs? In der achten Klasse, bevor du hierhin gezogen bist,

haben Wayne und ich sie mit hinter die Schule genommen und wir haben ihr einen Schokoriegel und sie ließ uns mal fühlen.«

»Wirklich? Und wie war's?«

»Keine Ahnung, konnte man kaum sagen bei dem ganzen Fett. Sie fing erst an, Brüste und Haare zu bekommen und ihre Muschi fühlte sich noch an wie eine glatte Rinne. Wayne wollte sie bequatschen, daß sie ihn seinen reinstecken ließ aber sie sagte, daß ihr großer Bruder Tommy das einmal versucht hätte und daß das weh getan hätte und deswegen würde sie ihn nicht lassen. Außerdem hatten wir nur ein paar Minuten.«

»Ha! Immer wenn's lustig wird, verpaß ich es. Ich erzähl Dir mal ein Geheimnis... In amerikanischer Geschichte sitzt sie vor mir und oft reib ich mein Knie an ihrem Hintern oder manchmal meine Hände.«

»Und was macht sie dann?«

»Normalerweise nicht viel. Manchmal dreht sie sich um und sieht mich so komisch an, so als wenn sie es halb mag und halb nicht mag. Aber ich mußte damit aufhören, nachdem der alte Drehfutz, der Lehrer, mich eines Tages erwischt hat.«

»Vielleicht solltest Du sie fragen. Wenigstens ist sie viel heller als Wendy und ich glaube, sie mag Dich auch.«

»Ach Quatsch! Was wären *wir* denn für ein Paar? Ich kann schon hören, wie diese Arschlöcher wieder ihre Sprüche loslassen über Kühe und Schweine und das würde ihre Gefühle fürchterlich verletzen und ich würde mich durch die Ehre verpflichtet fühlen, sie zu verteidigen und das gäbe dann eine riesen Schlägerei und irgend so ein Typ, der sein Gehirn in den Eiern trägt, wird mich windelweich hauen und vielleicht fliege ich auch noch von der Schule und kann von vorne anfangen!«

»Ja, da hast Du wohl recht. Also was machst Du jetzt?«

»Ich denke, ich bleib zu Hause. Hm, hör mal, erzähl das jetzt

keinen anderem, aber mein Dad denkt, daß die Kirche uns in eine andere Stadt schickt direkt wenn das Schuljahr aus ist. Wenn ich's also noch ein paar Wochen aushalte, habe ich es hinter mir.«

»Ach, verdammt! Ich werde Dich vermissen.«

»Ich werde Dich auch vermissen; ich hoffe, ich kann überall, wo ich hinkomme, einen Freund mit so ner schmutzigen Phantasie finden. Ach wo wir gerade davon sprechen, ich habe ein paar alte Nudistenmagazine hinten im Schreibtisch von meinen Vater gefunden. Willst Du sie sehen?«

»Na, sieht man da alles? Haare und alles?«

»Sicher! Junge Mädchen, Frauen, alte Weiber - alles!«

Die Jungen mußten über einen alten Mann mit Bierbauch lachen, der in Cowboyhut und Stiefeln Volleyball spielte, wobei sein kleiner Willi in der Luft herumflappte, aber so kamen sie doch noch dazu, an diesem Nachmittag ein paar Papiertaschentücher aufzubrauchen.

*Am Ende habe ich mich dann doch nicht getraut, und so ging ich nicht zur Prom. Zu dieser Zeit war ich so bitter wegen Mädchen und wegen mir selbst, daß es vielleicht auch scheußlich geworden wäre, selbst wenn ich eine Verabredung gehabt hätte. Ich beschloß, daß wenn ich nicht dabei sein konnte, dann sollten sie mich doch am Arsch lecken!*

*Fast ein Jahr lang mußte ich, wenn ich zu den Bildern von nackten Frauen masturbierete, an das Gefühl und den Geruch von dieser Ponymuschi denken. Das machte meine Phantasien realer und meine Orgasmen intensiver. Erst schleichend, aber dann mit immer größerer Macht wurde mir nach meinem verpfuschten Versuch, eine Verabredung zu bekommen, bewußt, daß Davids Pony eine Muschi in so ziemlich der richtigen Höhe hatte, eine, die sich sehr schön an meinem Finger anfühlte, und sie konnte wenigstens nicht über mich lachen!*

*Vor diesem Nachmittag in der Scheune war mir der Gedanke, daß Menschen Sex mit Tieren haben könnten, nie gekommen und schon gar nicht, daß das irgendwas mit mir zu tun haben könnte. Klar hatte ich ein paarmal die entsprechenden Witze gehört und dann gab es da auch noch Jackie, ein Junge, der ein Jahr älter war als ich und die Geschichten, die über ihn geflüstert wurden. Jackies Schwester Sharan war zwei Jahre jünger als ich, aber sie hatte einen unglaublichen Körper. Irgendwann in dem Sommer waren Jungs zu ihrer Farm gefahren in der Hoffnung, Sharan auf einem Trecker bei der Feldarbeit zu sehen - sie trug immer einen sehr knappen Bikini, wenn sie das tat.*

*Jackie war ein kurzer, untersetzter, vierschrötiger Typ. Er war nicht allzu helle, eben eines von diesen Arschlöchern, denen es Spaß machte andere Leute herumzuschubsen - speziell mich - jedenfalls sah es so aus. Trotzdem hörte man ab und an so Geschichten über ihn. Das Gerücht lief um, daß er versucht hätte, seine Schwester zu vergewaltigen, zumindestens einmal, aber sie hätte ihn windelweich geschlagen. Ich konnte mir das gut vorstellen. Sharan war ziemlich kernig und noch dazu gemein.*

*Aber die besten Geschichten, obwohl die nie in Jackies Gegenwart wiederholt wurden, waren die, wo Sharan ihn in der Scheune erwischte, wie er es mit einer Kuh oder einem Pferd trieb. Manche von den Geschichten gingen so weit, daß sie die Tiere festhielt, so daß er sich da austoben konnte und sie in Ruhe ließ.*

*Ich kicherte mit meinen Schulkameraden mit und nahm so stellvertretend Rache an einem Jungen, den ich fürchtete und haßte. Aber eigentlich glaubte ich nicht daran und ich glaube auch, meine Freunde glaubten das nicht. Das war ungefähr die selbe Preislage wie die Neckereien, die wir einem Klassenkameraden zukommen ließen, der sich genug Geld verdient hatte, indem er seine eigenen Schweine auf der Farm seines Vaters*



*züchtete, daß er sich einen neuen Mustang kaufen konnte - den ersten in unserer kleinen Stadt. Wir zogen den kurzsichtigen Darrell auf, daß ihm ganze Würfe von Schweinchen mit Brillen geboren waren und lachten ihn aus, wenn er rot wurde.*

*Der Gedanke war so lächerlich, daß niemand ernsthaft daran glaubte, weder bei Jackie noch bei Darrell. Wir glaubten auch nicht, daß das wirklich mit irgend jemand anderem passieren konnte, wenn er nicht gerade ein verrückter, zurückgebliebener Untermensch war, der sabberte und kaum sprechen konnte.*

*Aber ich fing an, mir die Sache noch mal und etwas gründlicher zu überdenken. Die Menschheit schien nichts mit mir zu tun haben zu wollen; manchmal fragte ich mich, ob ich wirklich ein Teil dieser seltsamen Rasse von fast haarlosen Affen war. Sie schienen mich nicht zu wollen. Auch gut. Darauf konnte ich mich ja einstellen!*

*Meine Klassenkameraden stümperten in ihrer jugendlichen Unbeholfenheit noch auf dem Feld der Liebe herum, aber ich beschloß, ich wollte jetzt Sex! Es war mir egal, ob es mit einem Tier war; ich wollte einfach herausfinden, wie es sich anfühlte, meinen Schwanz in irgend etwas Warmes, Feuchtes, Lebendiges hineinzustecken, irgendwas, was für einen Penis gedacht war. Was dafür gedacht war, heißen, spritzenden Samen aufzunehmen.*

*An dem Freitagnachmittag, als am Abend die Prom war, entließ die Schule die Jüngeren und Älteren schon früher, so daß sie in die benachbarten größeren Städte fahren konnten, um ihre gemieteten Smokings abzuholen und die Ansteckbouquets, die in den Blumengeschäften in den Kühlschränken vorgehalten wurden.*

*Während die anderen Jungen der Highschool sich daran machten, das Geld, das sie so lange vom Taschengeld und von der Farmarbeit nach der Schule gespart hatten, auszugeben,*

*fuhr ich nach Hause, warf mich in ein paar abgeschnittene Jeans und ein kurzärmeliges Hemd, packte ein paar der kleinen Zigarren, die ich vor kurzem angefangen hatte zu rauchen, mit einer Möhre in die Tasche und stieg auf meine Honda.*

*Auf der Farm erzählte ich Davids Großeltern, daß ich bei einem biologischen Projekt der Pfadfinder mitmachte und bat sie um die Erlaubnis, um ihre Waldweide herumzufahren und nach Tierfährten zu suchen. Davids Opa war ein pensionierter Naturkundefahrer und stimmte gerne zu - er empfahl mir sogar Teile des Waldes, wo es Wildfährten gab. Alles worum er mich bat, war daß ich die paar Kühe und das Pony, die da draußen waren, nicht erschreckte.*

*Ich fuhr langsam und hoffte, daß die Stute nicht in der Nähe des Hauses oder der Scheune war. Ich hatte Glück und entdeckte sie fast am Ende des Geländes, wo sie in dem Schatten einer kleinen Baumgruppe stand und vollkommen außer Sichtweite möglicher Beobachter war.*

*Das Moped parkte ich in einiger Entfernung um sie nicht zu erschrecken. Ich hätte mir keine Sorgen machen müssen; die kleine Stute war so alt und die Füße taten ihr so weh vor Lahmheit, daß ich vielleicht sogar über sie hätte hinwegfahren können ohne sie zu stören. Sie drehte mir ihren Kopf zu und sah mich an, als ich nervös auf sie zuing.*

*»Schau mal, Mädchen, schau mal, eine schöne Möhre.«*

*Sie mampfte die Süßigkeit und ich streichelte ihren Nacken und Hintern. Ich wußte nicht, ob sie vielleicht hauen würde oder so was; ich hoffte es zwar nicht, aber ich hätte es auf jeden Fall riskiert. Ich fuhr mit meiner Hand an ihrer Hüfte hinunter und dann an der Hinterseite ihres Beines wieder hinauf und unter ihren Schweif. Sie hob ihn ein bißchen und ermutigte mich zu mehr. Ich sah hin - ja, sie hatte immer noch eine Muschi. Das*

*grausame Universum hatte sie sich nicht in Luft auflösen lassen, um mich noch weiter zu frustrieren. Da sie eine Pintostute mit einer weißen Kruppe war, war ihre Muschi sogar fleischfarben wie die von einem Mädchen. Ich ließ meine Fingerspitze wie damals hineingleiten und es fühlte sich jeden Millimeter so gut an wie in meiner Erinnerung an den letzten Sommer. Ich fuhr ein paarmal hinein und hinaus und wurde durch die Muskelspannung belohnt. Dann versicherte ich mich noch einmal, daß ich nicht gesehen werden konnte, zog meine Shorts und Unterhosen über die Turnschuhe aus und ließ meine mäßige Erektion in der frischen Luft wehen.*

*Es gab noch einen anderen Grund, warum ich Mannschaftssportarten haßte - den Umkleideraum. Ich haßte es, wenn man mich mit meinem kurzen Penis aufzog. War es denn zum Teufel noch mal mein Fehler, daß er nur 11 Zentimeter lang war? Was würde ein Mädchen sagen? Vielleicht war ich nicht »behängt wie ein Pferd«, aber wenigstens würde die Stute nicht lachen...*

Wild keuchend trat James hinter die Stute und hob ihren Schweif in die Höhe. Er drückte hinein, zuerst sanft und dann stärker, als er einen trockenen Widerstand an den geschlossenen Lippen der Vulva des Pferdes verspürte. Er sammelte, was sein vor Erregung trockener Mund an Speichel noch hergab und schmierte es über die Spitze seines Willis.

*Am Ende mußte ich sie mit meinem Daumen auseinanderspreizen und einfach die Spitze hineinstecken. Mit einer gewissen Anstrengung stieß ich tiefer in sie hinein und zog dann ein bißchen zurück. Ich war überrascht, wie eng es sich anfühlte. Wieder ein Stoß, bißchen weiter, dann ein wenig zurück, dann wieder ein Stoß.. Endlich begannen ihre natürlichen Säfte zu fließen und breiteten sich aus und ermöglichten leichte geschmeidige Bewegungen.*

*Oh Gott, das war der Himmel! Ich hielt zwar nicht sehr lange durch - wie viele Jungen tun das auch beim ersten Mal? - aber es war großartig, solange es anhielt! Das samtene Innere ihrer Vagina, die starken Lippen, die sich um mein Glied schlossen und es preßten! Oh Gott, dieses Zusammenziehen! Wenn ich die Richtung umkehrte, um zurückzuziehen, griffen ihre Muskeln um meinen Penis wie eine Faust. Dann, wenn ich wieder hineinstieß, entspannten sie sich wieder, bis ich ans Ende des Stoßes kam und spannten sich dann fest um die Basis meines Penis. Hinein, zusammenziehen, hinaus, zusammenziehen. In nur wenigen Minuten pumpte ich mit aller Kraft, die ich hatte, und fühlte meinen Orgasmus wachsen. Als ich dann kam, stieß ich so stark und tief in sie hinein, wie ich konnte; sie schien zu wissen, was vorging und stieß im gleichen Moment so plötzlich zurück, daß ich fast fiel. In dieser Position hingen wir zusammen, als mein Samen so weit ich nur konnte in sie hineinspritze. Ich konnte spüren, wie ihre Muschi schnell um mich pulsierte und meine Saat aus mir hinausmolk. Ich stöhnte und sie wieherte. Das arme alte Mädchen hatte vielleicht mindestens ebenso Sex gebraucht und gewollt wie ich! Ich zog mich zurück und saß nach Atem ringend hinter ihr. Direkt vor mir konnte ich ihre Muschi sehen wie sie immer noch unter ihrem gehobenen Schweif zuckte und wie eine durchscheinende weiße Flüssigkeit hinausquoll und hinuntertropfte.*

*Wenn schon die Muschi eines Tieres so unglaublich gut war, fragte ich mich, wie wohl eine Frau sein würde?*

# Kapitel 7

*April 1987, in der selben Nacht in dem Motel*

James erwachte aus seiner Träumerei und wurde sich seiner Umwelt wieder bewußt. Wieder hatte er eine Erektion. Seine linke Hand rieb gedankenlos durch das Handtuch hindurch daran, und er dachte über diese Erinnerungen nach.

*Was ist daran so bezeichnend? Ich habe diese Szene öfter durchlebt als »M.A.S.H.« wiederholt worden ist. Sicher - der Grund, warum ich ausgerechnet ein Pferd als Sexobjekt wählte, war mehr oder weniger Zufall und ergab sich aus den Umständen, aber den Entschluß mit ihr zu schlafen habe ich gefaßt um mich meiner Demütigung zu entledigen.*

Auf ein anderes Blatt schrieb James: »DIE GRÜNDE WARUM:« an den oberen Rand und schrieb dann darunter: »Die Umstände, die Gelegenheit, von Mädchen gedemütigt, von den meisten Schülern gedemütigt.«

Eine Pause, dann: »Geil wie ein Kater mit drei Eiern.«

Mit einer Linie in der Mitte der Seite machte er zwei Spalten auf. An die Spitze der zweiten schrieb er: »WIE STEHE ICH GEFÜHLSMÄßIG ZU DIESEN GRÜNDEN.«

Nach »Umstände, Gelegenheit« schrieb er: »Okay, es waren die günstige Gelegenheit und die Neugier.«

Er ging an das Ende der ersten Spalte und zog eine Linie zu dieser Bemerkung mit dem Kater. »Welcher Teenagerjunge ist das nicht?«

Dann starrte er auf den Eintrag in der Mitte, den Wichtigsten.

*Wie fühle ich mich? Ich fühle mich immer noch ärgerlich, betrogen, übervorteilt. Ich fühle mich, als ob ich die Zielschei-*

*be für alle wäre. Warum ich? Weil ich anders war, weil sie meine Intelligenz nicht leiden konnten? Weil sie mich nicht mochten? Oder vielleicht noch schlimmer, einfach weil ich da war, zur Verfügung stand? War ich einfach nur eine zufällige Zielscheibe für ihre grausamen Instinkte?*

James schrieb das hin.

*Was ist denn besser, was ist mir denn angenehmer? Macht das überhaupt einen Unterschied? Ich weiß nicht, was mehr für die Schlechtigkeit der Menschheit spricht. ...*

Die Ablenkung ließ James Erektion zurückgehen, und das war in dem Moment eine Erleichterung.

*Ich komme hier nie zu irgendwas, wenn ich weiter so geil bin. War denn die Highschool nur schlecht? Hab ich denn nicht doch wenigstens ein bißchen Spaß gehabt? Doch, natürlich. Da war doch im zweiten Jahr...*

James, David, und ein Junge namens Lenny aus der nahen Kreisstadt, verübten ein Verbrechen; um genau zu sein, das Delikt des unerlaubtes Betretens. Sie kamen an einem Sonntagnachmittag in das Schulgebäude und das ohne Genehmigung der Direktion.

Sie machten sich nicht allzuvielen Gedanken darum, weil sie nicht gekommen waren, um irgend etwas anzustellen und weil das jeder ab und zu mal tat. Diese alten Mehrzweckschulgebäude hatten so viele Fenster und Türen, daß die Hausmeister sie nie alle geschlossen halten konnten; jedes Kind wußte das und nutzte das aus, um in die Turnhalle zu schleichen und ein bißchen Basketball zu spielen, wenn alles zu langweilig wurde. Mit anderen Worten, fast jeden Sonntag. Die Schuldirektoren machten sich nicht allzuvielen Sorgen darum, weil die Kinder nichts kaputt machten, die Schuhe auszogen, bevor sie die Halle betraten und auf jeden Fall besser mit so etwas beschäftigt waren als sich irgendwelche Gemeinheiten auszudenken. Sie ließen immer ein paar alte Basket-

bälle herumliegen, so daß niemand versucht wurde, in die Gerätekammer einzubrechen um sich welche zu besorgen.

Keiner der drei Jungen war besonders athletisch und so waren sie heute hauptsächlich wegen dem Nervenkitzels beim unerlaubten Betreten des Gebäudes da. Sie stießen ein bißchen einen Ball herum, warfen ein paar Körbe und gingen dann in die Eingangshalle, wo der Limonadenautomat stand.

*Es war einer von diesen Automaten, wo die Limoflaschen mit ihren Hälsen an Schienen aufgehängt waren. Man steckte eine Münze hinein, wählte aus und konnte sie dann zu einer Öffnung hinschieben, wo man sie herausziehen konnte. Ich wählte meine Lieblingslimo, Erdbeerfanta.*

Sie saßen eine Zeitlang auf dem Kassentisch, nippten an ihren Getränken und erzählten schmutzige Witze, bis Lenny fragte: »Was ist eigentlich da hinten?« David sah Lenny an, der war ein kleingewachsener Junge und starrte auf das Metalltor, das sich durch die Halle spannte.

»Nun, das ist der Teil des Gebäudes für die grade school.«

»Nein, zwischen den zwei Toren. Was sind das für Türen?«

»Ja, die Duschräume für die grade school<sup>3</sup>.«

»Auch für Mädchen?«

»Klar. Warum?«

»Ich war nie in einem drin. Ich will einfach nur wissen, wo der Unterschied ist.«

Dave und Jim waren auch neugierig. Jim sagte: »Und wie willst Du das machen? Das Tor ist zu. Abgeschlossen.«

Lenny grinste. »Manchmal ist es ja doch gut, wenn man klein ist. Ich klettere einfach drüber.«

Sie sprangen von der Theke und gingen das Tor untersuchen. Lenny zog sein rotes Hemd aus, weil er nicht oben auf dem Tor

---

<sup>3</sup> siehe Seite 99

hängenbleiben und es zerreißen wollte. Seine blauen Augen blitzten, als er sagte: »Das krieg' ich hin.«

Damit griff er die dünnen Stangen, steckte die Spitzen seiner Turnschuhe in die diamantförmigen Löcher, kletterte geschwinde hoch und darüber hinweg, ging direkt auf den verbotenen Ort zu und verschwand darin.

Einen Moment später steckte er den Kopf heraus.

»Und wie ist es?« fragte David.

»Ja, fast wie Jungenklos, aber es sind überall nur Klos und keine Pissoirs.«

»Das war klar,« sagte James »Mädchen setzen sich für alles hin.«

»Ja, aber hier ist auch so ein Automat drin für Käämme oder Haarnadeln oder so was. Wißt Ihr was »Kotex« bedeutet?«

James Augen leuchteten auf. »Das bedeutet, daß wir uns einen Spaß machen können!«

»Äh?«

»Was kosten die?« Lenny verschwand drinnen und tauchte dann wieder auf.

»5 Cents.«

James suchte in seinen Taschen, aber erfolglos.

»Dave, hast Du mal welche?«

»Ja! Hier, Lenny!«

David warf die Münze durch das Gitter. »Nimm.«

Als Lenny wieder auf dieser Seite des Tores war, gab er James das Päckchen. »Und was ist das?«

James grinste. »Die Fahrkarte zur Panik. Mädchen flippen aus bei den Dingern.«

»Warum?«

»Ach, ich hab vergessen, daß Du keine Schwestern hast. Das hier, Lenny, sind Muschikissen, Mannlochdeckel, die rote Fahne der Weiblichkeit!« Lenny schaute verständnislos.



»Ach, los, Du hast doch Aufklärung gehabt, oder?« Ein Nicken. »Na also, wenn Mädchen alt genug werden um interessant zu werden, dann bluten sie doch einmal im Monat.«

»Ach, aus der Muschi, nicht?«

»Ja, geschieht ihnen recht, sind ja auch Mädchen. Na gut, jedenfalls tragen sie diese Dinger, um das Blut aufzusaugen, daß es ihnen nicht die Klamotten versaut. Aber wir können da was Besseres mit anfangen! Hier, ich zeigs Dir ...«

James öffnete das Päckchen, faltete die Binde darin auseinander und legte sie auf die Kassentheke. Dann griff er seine fast leere Flasche Erdbeerlimonade und goß sorgfältig eine kurze rote Linie auf die Mitte der Binde.

»Da. Sieht doch ein bißchen wie wäßriges Blut aus, oder?«

Die beiden anderen nickten. Sie sahen zu, wie James zu dem Getränkeautomaten ging, die Klappe öffnete und dann die Binde vorsichtig dort hinein legte, die »blutige« Seite nach oben. Das Licht ging langsam wieder aus und die beiden Jungen fingen an zu kichern und dann zu lachen. James wurde auch angesteckt, er machte die Klappe wieder zu und brachte hervor »D,d,d, denk nur, Dave! Wenn die aus der grade school kommen in der Frühstückspause und dann das hier sehen... Ha ha ha ha!«

Alle drei brüllten vor Lachen und übertrieben es noch, indem sie auf den Dielenboden herumrollten, bis David sie warnte. »Jetzt sachte Jungs! Ich hab grad den alten Simson draußen auf dem Weg gesehen und er hat hergeschaut!« Die anderen zwei waren still und vergewisserten sich, daß sie durch die Fenster nicht gesehen werden konnten.

»Wow, wir verziehen uns besser.«

»Richtig, Mann. Wenn uns jemand hier sieht, dann wissen sie sofort, wer das ausgeheckt hat!«

Die Jungen krochen durch die Turnhalle zur Hintertür und dann

rannten sie nach draußen, nutzten jede Deckung aus und genossen den Nervenkitzel beim Spiel »Spion hinter den feindlichen Linien«. Sie erreichten unbeobachtet den Footballplatz, dann teilten sie sich auf, verabredeten aber, sich in 10 Minuten vor Lee's Service Station zu treffen. Ein schöner Nachmittag.

---

Die Anmerkungen <sup>1-4</sup> und <sup>6</sup> beziehen sich auf das Schulsystem in Amerika, das sich mit unserem nicht vergleichen läßt. Auch das Lexikon hilft nicht viel weiter: Jede Stadt kann offenbar im Großen und Ganzen ihr Schulsystem gestalten, wie sie will - das System scheint nur durch zentrale Prüfungen zusammengehalten zu werden. Ein Höhepunkt im Gesellschaftsleben während der Schulzeit ist offenbar die »Prom«, etwas, was bei uns gänzlich unbekannt ist. Mark Matthews war so freundlich, folgende Hilfestellung zu geben: »In dem Bundesstaat und in den Städten, wo ich zur Schule ging, wurden die öffentlichen Schulen in zwei Hauptabschnitte aufgeteilt. Die Primary oder auch elementary school umfaßte die Zeit vom Kindergarten bis zur 8. Klasse (grade), die secondary oder high school das 9. - 12. grade. Diese Jahre werden auch mit »freshman«, »sophomore«, »junior« und »senior« bezeichnet.

Der Ausdruck »prom« kommt von »promenade«. Es handelt sich dabei um einen formalen oder halb-formalen Ball und wird als der Höhepunkt des High-School-Gesellschaftslebens angesehen. Es gibt keine ausgesprochene Erwartung, daß ein männlicher High-School-Schüler zum Zeitpunkt seiner Prom die Unschuld verloren haben muß, aber die Chance, daß ein Pärchen nach dem Tanz von romantischen Impulsen überwältigt wird, ist recht hoch. Oft ist es auch das erste Mal, daß die Jugendlichen unbegrenzt lange ausbleiben dürfen. Auch gibt es oft Alkohol, der meist von älteren Freunden beschafft wird.

Kurz: Ein High-School-Schüler, der zur Zeit seiner Prom nicht nur noch Jungfrau war, sondern noch nie eine Verabredung gehabt hatte, hatte allen Grund, sich sozial sehr zurückgeblieben zu fühlen.«

---

*Der Streich funktionierte sogar besser als wir erwartet hatten. Die vom dritten grade<sup>4</sup>, um genau zu sein die ganze*

*elementary school, waren nämlich gar nicht da, sie waren auf einem Ausflug und so waren sie gar nicht die ersten, die den Automaten aufmachten. Statt dessen waren da vier Cheerleader von der Unimanschaft, die wie üblich mittags nicht in die Cafeteria gingen, sondern zur Turnhalle, um da Chips zu essen, Limo zu trinken und mit den Footballdeppen zu flirten.*

*Ungefähr 10 Minuten, nachdem es zur Mittagspause geklingelt hatte, war da ein ohrenbetäubendes Kreischen zu vernehmen, das durch beide Gebäude hallte. Miss Ligget, die Englischlehrerin war die erste, die die Treppe runter und durch die Halle lief. Eine Minute später rannte eine von den Cheerleadern in entgegengesetzter Richtung um die ganze erste Etage der Highschool herum zu den Mädchenräumen der Highschool und rannte nach einem Moment mit einer Handvoll Papierhandtücher wieder zurück.*

*Ich sah die Halle hinunter. Miss Ligget und die anderen drei Cheerleader hatten eine lebende Wand gebildet und den Limoautomaten von den unqualifizierten Blicken der Männer abgeschirmt. Als die vierte Cheerleaderin mit den Papierhandtüchern zurückkam, öffnete Miss Ligget die Klappe des Getränkeautomaten, griff mit den Handtüchern hinein, und kam mit einer verknüllten Papiermasse wieder heraus, die sie sofort in meine Richtung trug, zurück zu den Räumen für die Highschoolmädchen. Es juckte mich ganz fürchterlich, sie zu fragen, was denn los wäre, aber ihre Augen schleuderten Blitze auf jedes männliche Wesen in Reichweite und ich wußte nicht, ob ich mich so lange beherrschen konnte um mich nicht zu verraten, also machte ich mich auf der anderen Treppe Richtung Cafeteria davon. David und ich genossen diesen Scherz wochenlang, und auch Lenny lachte sich kaputt, als wir ihm das erzählten. Die Geschichte ging auch noch in der Schule*

*herum und die meisten Kinder hielten sie für großartig; wir haben nie gestanden, daß wir es waren und die allgemeine Meinung schob es Shirley, einer Frühreifen aus der 8. Klasse, in die Schuhe. Wir überließen die Ehre gerne anderen; wir wußten, daß wir etwas Großes getan hatten, etwas von dem Stoff, aus dem Legenden sind.*

»Gewitztheit und Humor glichen eine Menge aus. Eine Menge Schmerzen, eine Menge Verletzungen konnten mit Gelächter transformiert werden,« schrieb James. »Ich entwickelte da ungeahnte Fertigkeiten; ich konnte es riechen, wenn mich jemand fertig machen wollte und einen Witz über mich selber machen, bevor irgend jemand anders die Gelegenheit dazu hatte.«

Sein Stift stockte.

*»Paß auf, oder ich setz mich auf Dich drauf und dann erkennst Du Dich nicht wieder!« Ich konnte einen ganzen Raum voll Kinder fesseln, wenn ich zwei Donuts auf einmal in den Mund steckte, dann mit den Augen rollte und mit den Ohren wackelte und eine überzogene Verschlingungsvorstellung ablieferte. Mein Ruf als Clown begann schon am dritten Tage in der neuen Schule: Der Mathelehrer/Schweinefarmer hatte ein robustes, extra breites Meterlineal, das er jeder Klasse zeigte. Er machte uns klar, daß er es gebrauchen konnte um Ordnung herzustellen. An diesem dritten Tag flüsterte ich mit einem anderen Neuen, als Karl Schwartz mich erwischte und beschloß, an mir ein Exempel zu statuieren. Es war ihm sowieso gegen den Strich gegangen, daß ich aus dem Footballteam ausgetreten war, kurz bevor die Schule anfing. Nach nur zwei Wochen Training.*

*Wenn er mit einer beweglichen Straßensperre zufrieden gewesen wäre, wäre ich ja gerne im Team geblieben, aber er und der Cheftrainer hatten die Vorstellung, daß alle Spieler wie der*

*Wind sprinten und auch noch bei diesem ganzen Freiübungsquatsch mitmachen sollten. Ich hätte mit Gewichten gearbeitet oder die gegnerische Abwehr niedergewalzt, was auch immer, wenn ich nur nicht hätte rennen müssen!*

*Aber nichts da. »Jeder macht das, Falabella, oder glaubst Du, Du bist zu gut dafür?« Nein, glaubte ich nicht. Ich wollte einfach nur nicht rennen, und so gab ich meine Ausrüstung ab und fuhr auf meinem Fahrrad nach Hause, um das letzte Wochenende, bevor die Schule begann, mit Relaxen zu verbringen. Jetzt, sechs Tage später, sah Schwartz seine Chance, mir eine Lektion zu erteilen.*

*»ZACK! Das Lineal machte ein ekelhaftes Geräusch, als es gegen den Tisch klatschte. Mister Schwartz war ein Musterbeispiel von einem Schweinefarmer und Rohling, sein Bierbauch schwabbelte über seinen schmalen Gürtel und quetschte die Knöpfe seines verknüllten weißen Hemdes auseinander, so daß man das schmutzige Unterhemd sehen konnte. Seine Ohren standen weit von seinem Kopf ab, der ohne Hals direkt auf seinem Körper saß. Er hatte den üblichen Bürstenschnitt und ein rundes Gesicht mit zu weit auseinanderstehenden kleinen schwarzen Augen und eine hochstehende Boxernase. Ich schwöre, er sah aus wie eine Kreuzung zwischen Hermann Göring und einem von seinen eigenen Schweinen.*

*Er konzentrierte diese glitzernden Schweineaugen auf mich und winkte mich grinsend vor Vorfreude nach vorne.*

*»Beug Dich vor und faß Dich an den Knöcheln,« sagte er als ich vorne ankam. In seiner Stimme deutete sich keine Gnade an und ich hätte ihm auch nicht die Genugtuung gegeben, darum zu bitten. Ich biß nur die Zähne zusammen, tat wie befohlen, und bereitete mich auf, was auch immer kommen mochte, vor.*

»Kracks!« Das Geräusch war viel schlimmer als die Wirkung. Ich entspannte mich ein bißchen und hörte ganz unlehrerhafte Ausdrücke von Mr. Schwartz, dann sah ich ein helles, lackiertes Stück Holz von der Wand vor mir abprallen.

Vielleicht war es das Klatschen auf den Tisch von vorhin, vielleicht war da schon ein verborgener Fehler im Holz. Ich denke nicht, daß ich einen Hintern aus Stahl hatte, aber was auch immer der Grund war, der erste Schlag hatte seinen brandneuen Linealprügel zerbrochen. Er schickte mich unter dem zustimmenden Grinsen der Klasse an meinen Platz zurück und starrte mit einem undeutbaren Ausdruck im Gesicht auf die Trümmer. An diesem Tag war ich ein kleiner Held. Der neue Junge, der das Ungeheuer besiegt hatte. Trotzdem kamen Mr. Schwartz und ich in den restlichen Jahren, die ich auf der Schule war, ganz gut miteinander aus - abgesehen davon, daß er roh, ungehobelt, laut und schlunzig war, liebte der Mann die Mathematik mit einer Leidenschaft, wie man sie selten fand und er fand in mir einen Schüler, den man dahin bringen konnte, die Schönheit der Zahlen zu sehen. Der seine Klasse besuchte, weil er das mochte, was er lehrte. Mein Status änderte sich; für ihn wurde ich ein eifriger Schüler, der bereit war, das Angebot der großen Denker der Vergangenheit anzunehmen. Für den Rest der Schüler wurde ich der Liebling vom Lehrer, ein Streber, und manchmal eine lächerliche Figur. Die meisten konnten mit dieser Mischung nichts anfangen und so war ich für sie jemand, dem man möglichst aus dem Wege ging. Es gefiel ihnen zwar, wenn ich den Stuhl des Lehrers mit Reißzwecken oder Quietschkissen versah oder eines schönen Tages die Bibliothek ausräucherte, indem ich eine Verbindung zwischen der Bibliothek und dem Abzug im Chemieraum bastelte oder kleine Knaller bastelte und sie in den Tischen der

*Lehrer versteckte, aber wenige vertrauten mir das Wissen über ihre eigenen Streiche oder über ihr Schuleschwänzen an. Die Lehrer mochten mich und wären nie auf den Gedanken gekommen, daß ich die Ursache von so vielen Unregelmäßigkeiten war; ich war das Kind eines Predigers, ich war zu verschieden vom Rest der Bande. Ein paar gute Freunde bildeten das Zentrum meines Lebens, das vielleicht durch seine Dichte, durch seine Kompaktheit, heller schien. Aber kein Mädchen drang jemals in dieses Herz der Gemeinschaft ein. Kaum daß jemals eine aus den Schatten um dieses Licht herum heraustrat.*

James' Kopf schwamm vor Erinnerungen und er starrte auf die wenigen Worte, die er tatsächlich zu Papier gebracht hatte. Worte, die so viele schmerzhaftes Erinnerungen zusammen mit einer seltsamen Nostalgie hervorriefen.

*Wenn ich gewußt hätte, was ich heute weiß, hätte ichs vielleicht anders machen können.*

»Nein!« sagte er laut. »Die Vergangenheit ist vorbei, Du kannst sie nicht ändern. Du hast es versucht, und Du hast auch versucht, sie die meiste Zeit Deines Lebens, zu vergessen. Jetzt ist es Zeit aus ihr zu lernen und was möglich ist, für die Zukunft zu ändern.«

Er starrte wieder auf das Blatt Papier und führte sein Selbstgespräch weiter, während er seinen Körper die gewohnten Bewegungen ausführen ließ, die Bewegungen des Zubereitens und Injizierens einer weiteren Dosis aus seinem Kulturbeutel.

»Also gut, jetzt, was hast Du daraus gelernt? Daß Du Schwierigkeiten hattest, eine Beziehung mit Mädchen aufzubauen, hast Du ja schon gewußt. Vielleicht bedeutet das ja, daß Du das Problem schon hattest, bevor Du zur high school gegangen bist.«

»Ja gut. Und weiter?«

»Ja, dann grab Dich weiter zurück und finde diese schlimmen Erlebnisse heraus, die Du begraben hast, bevor sie Dich begrä-

ben konnten. Du *mußt* es tun, oder Du wirst von Deiner eigenen Hand sterben. Ob durch die der Waffe oder durch die Nadel ist ziemlich egal!«

»Ich hab Angst...«

»Ich weiß, ich auch, mach's trotzdem.«

Er nahm ein neues Blatt Papier. »Ich erinnere mich daran, als ich mich das erste Mal für Mädchen interessierte, vielleicht mich mit einer zu verabreden, da war ich im 8. grade. Debbie war dunkelhaarig, schlank, mit knospenden Brüsten und einem weichen Schmolmund und braunen Augen, in die man versinken konnte, wenn man nur lange genug in sie hineinsah. Und ich kannte sie schon seit dem Kindergarten.«

*Achtes grade. Wir wohnten jetzt in der kleinen Stadt in Kansas, in der Stadt, in die ich vorher mit dem Schulbus gefahren war, als wir noch auf dem Land lebten; der Bischof hatte uns im Sommer vor dem 6. grade versetzen lassen. Jetzt sah ich Jonny nur noch während der Schule oder zu den seltenen Anlässen, wo seine Familie zum Einkaufen in die Stadt fuhr anstatt in das Einkaufszentrum auf dem Land, wie es die meisten in der Gegend machten. Kelly, Mike und Greg waren meine Hauptkumpel, jetzt wo wir so nah beieinander wohnten, daß wir nur kurz mit dem Fahrrad fahren mußten. Ja, die ganze Stadt war nur ungefähr 10 Blocks lang und 8 breit, weniger als 1 Meile in jede Richtung.*

*Ich lag nachts im Bett und phantasierte über Debbie oder ihre beste Freundin Wilma und streichelte meinen noch haarlosen, aber trotzdem harten Penis. Aus irgendeinem Grund wären sie in meinem Schlafzimmer und unterhielten sich mit mir und ich lag nackt unter meiner Bettdecke, vielleicht war ich krank, auf meinem Totenbett oder was es auch war, sie hatten jedenfalls Mitleid mit mir. Es war kalt in dem Zimmer und das*



*Mädchen würde sagen, daß sie sich nicht wohlfühlte. Galant würde ich ihr anbieten, daß sie zu mir unter die Bettdecke kommen könnte um sich aufzuwärmen und das würde sie auch dankend annehmen. Nach ein paar Minuten würde es ihr zu warm werden und dann würde ich sie darauf aufmerksam machen, daß ich nackt war (aus irgendeinem Grund hatte niemand diesen bedeutenden Umstand bemerkt, bevor ich es sagte) und daß die Decken prima wären, wenn man nackt ist. Und die, die meine Phantasie momentan gerade beschäftigte, würde sich dann ausziehen, wenn sie noch unter der elektrischen Heizdecke mit mir lag und wir würden ... was? Ich war nicht ganz sicher, was wir machen würden oder wie, aber ich wußte, daß ich »es« machen würde, was immer ich auch machen wollte, was immer es auch war.*

*Es ist komisch, daß ich mich an ihre Nachnamen nicht erinnern kann. Ich denke, ich wollte Wilma am meisten, aber sie erschien mir vollkommen unerreichbar, sie war ein großes Mädchen mit einem dunklen mediterranen Teint, geschmeidig mit interessanten Rundungen, die sich unter ihren Kleidern abzeichneten. Da war so eine Wolke von Vornehmheit um sie her, so ein Snobismus, der vielleicht davon kam, daß sie die Tochter von einem der erfolgreichen Farmer und einer Lehrerin des Ortes war.*

*Außerhalb meiner Phantasien hatte ich keine Hoffnung, jemals zu ihr mehr als das, was man in der Schule so sprechen mußte, zu sprechen, viel weniger noch, sie zu berühren oder sie so zu küssen, wie ich mir das vorstellte.*

*Debbie ihrerseits war eher erreichbar, näher an meinem Mittelklassestatus, der nicht unbedingt vom Einkommen herührte sondern davon, Mitglied der Familie eines Geistlichen zu sein. Damals sahen Leute ihre Prediger gerne arm, vielleicht*

*glaubten sie, daß sie dann göttlicher wären. Die einzige Auswirkung, an die ich mich erinnern kann, war, daß mein Vater noch extra Arbeiten annehmen mußte, z. B. wenn jemand sein Haus neu verkabeln oder rechtzeitig die Ernte einbringen mußte oder was auch immer. Sogar dann achteten sie darauf, daß sie ihm weniger zahlten als einem normalen Elektriker oder Farmarbeiter, damit sie ihn nicht dazu brachten, seine durch Gott inspirierte Geistlichkeit zu verlieren und weltlich zu werden. Diese heuchlerischen Bastarde.*

*Nachdem ich absolut keine Idee hatte, wie ich eine Annäherung beginnen sollte, packte ich blödsinnigerweise meine Frustration in ein paar Schüttelreime, die ich von einem älteren Cousin aus der Stadt gelernt hatte, in die ich dann Debbie's Namen einfügte und die ich dann an meine Freunde weitergab:*

*Down in the valley where the cold wind blows  
There lay Debbie without any clothes  
Along came Kelly a-swingin' a chain  
He saw Debbie, and out he came!*

*Three months passed and all was well  
Six months passed, and she began to swell  
Nine months passed, and out they came  
Six little bastards, swingin' a chain<sup>5</sup>*

---

<sup>5</sup> Dieses Gedicht ist so voller Anspielungen auf spezifisch Amerikanische Kultur, daß der Autor eine gute halbe Seite brauchte, um mir zu erklären, was zwischen den Zeilen steht. Ich habe es daher einfach im Original stengelassen. Der geneigte Leser möge sich an ein frühpubertäres versautes Gedicht oder Lied aus seiner eigenen Schulzeit erinnern. Oder gab es da so etwas nicht?

*Meine männlichen Klassenkameraden liebten das Gedicht. Debbie dafür überhaupt nicht! Irgendwie (ich verdächtigte immer den kleinen Schwulen in der Klasse) bekam sie das Gedicht in die Finger. Bevor ich mitbekam, daß irgendwas schief lief, war ich im Büro des Direktors und versuchte mannhaft, meine Schuld zu bestreiten, aber ich wurde von meiner eigenen schlampigen Handschrift auf dem Papier überführt. Ich brach zusammen und gestand mein Verbrechen tränenreich und hoffte auf Gnade.*

*Das Wort existierte nicht für Benton Kuch, den hageren deutschen Lehrer. Seine vorquellenden blauen Augen fixierten mich unter seinen blonden Haaren her, und sein Adamsapfel hüpfte hinauf und hinunter, als er mir die ganze Mittagspause über eine Predigt hielt. »James, ich bin sehr enttäuscht zu erfahren, daß Du, ausgerechnet Du sowas scheußliches wie das schreibst. Wo hast Du denn diesen Schmutz gelernt! Nein, antworte mir nicht, das ist vollkommen egal. Ich will nur, daß Du da sitzt und mir zuhörst ohne mich zu unterbrechen und dann heute nachmittag kannst Du ein öffentliches Geständnis vor der Klasse machen und Dich bei Miss - «*

*(Wie war ihr Nachname noch mal, ich kann mich nicht daran erinnern!)*

*»Werde mal klar im Kopf, Junge! Mädchen sind etwas Besonderes, etwas, das richtige Männer beschützen, und ehren und ernähren. Wie würdest Du Dich fühlen, wenn Du herausfinden würdest, daß so etwas jemand über Deine Mutter geschrieben hätte? Aber vielleicht stört Dich selbst das nicht, was? Scheußliche Jungen wie Du haben wohl so eine schmutzige Phantasie, daß sie auch schlechte Dinge über ihre Mütter denken! Ich sollte Dir die Hosen runterziehen und Dich übers Knie legen und Dir den Hintern versohlen, bis Du nicht mehr laufen kannst!*

*Leute, die solche Sachen schreiben und schmutzige Witze erzählen, sind Abschaum! Entweder besserst Du Dich ganz schnell oder Du endest noch im Zuchthaus oder im Irrenhaus, wo man Leute wie Dich hinsteckt, Leute, die - «*

*»Nein!« wollte ich schreien, »so ist es nicht, wirklich. Ich liebe Debbie, aber ich weiß nicht, wie ich es ihr sagen soll! Ich hab Angst, ich hab Angst, daß sie mich auslacht oder daß meine Freunde mich auslachen und daß sie mich nicht wiederliebt und daß - «*

*Statt dessen hockte ich in der Ecke seines Büros und mir war sehr wohl bewußt, daß die ganze Schule ihn hören konnte und meine Demütigung genoß. Ich machte das Geständnis und die Entschuldigung und gab für alle Zeiten die Hoffnung auf, daß Debbie meine Freundin werden konnte. Ich gab die Hoffnung auf, auf irgendein Mädchen in dieser Schule, in dieser Stadt, in diesem Land, vielleicht auf der ganzen Welt. Daß jemand etwas zu tun haben wollte mit mir, nachdem ich öffentlich als ein sexueller Abweichling gebrandmarkt worden war.*

*»Okay, da bist Du also wieder einmal verletzt worden. Warum?«*

*»Ich hatte es verdient.«*

*»Tatsächlich?«*

*James sprang für die Leute um ihn herum in die Bresche, für die Leute, die »besser waren als er«, Mitglieder der »etablierten sozialen Ordnung«.*

*»Ja! Es war doch wirklich fürchterlich und deswegen war ich in dem Moment ein ganz mieser Typ.«*

*»Ach wirklich? Ein kleines dummes Gedicht, das Du auf jemanden gemünzt hast? Glaubst Du, daß Debbie deswegen eine Prostituierte oder Lesbierin geworden ist, oder daß sie sich überhaupt heute noch daran erinnert? Dieser Scheiß Nazi, den sie Direktor nannten, war ein unterdrückter Wichser, ein Kinderschänder. Vielleicht war er sogar pädophil und hatte nicht den Mut, mehr zu*

machen als seine Macht zu mißbrauchen! Wenigstens Deine Mutter hielt ihn dafür.«

»Hey, sei fair! So war Zeit, die so kurz nach Kennedy, und dieser Teil der Welt lebte noch in der Eisenhower-Ära! Niemand dort hatte überhaupt schon von Vietnam gehört, wir sahen alle im Fernsehen nur »Leave it to Beaver« und »Donna Reed«, und unser größter Ehrgeiz war, unsere Highschoolliebe zu heiraten und Kinder und ein Haus zu haben. Jeden Tag ins Büro zur Arbeit zu gehen, Baseball mit unseren Söhnen im Hinterhof zu spielen und - «

»Schwachsinn! Vielleicht hast Du es damals nicht gewußt, weil Du kaum irgendwas anderes außer Bücher, Comics, Fernsehen, Zeichentrickfilm oder Western zu sehen bekamst. Aber jetzt weißt Du es doch besser! Die Hälfte von diesen wohlloblichen Kirchgängern da draußen auf dem Land hatten einmal im Monat etwas Besonderes vor; nach der Kirche trafen sie sich dann nämlich in einem Haus unten am Ende der Straße, wo sie ein paar Drinks nahmen und dann nach Hause gingen, aber jeweils mit der Frau eines Anderen. Dein eigener Vater hat es mit der Hälfte aller jungen Frauen in der Gemeinde getrieben, inklusive Johnny's Mutter. Vielleicht hat er's auch an dem Nachmittag gemacht, als John dir gezeigt hat, wofür du Deinen Schniepel sonst noch benutzen kannst außer in Mäuselöcher zu pinkeln. Ihr beide habt eine Menge Zeit alleine in dem Wagen verbracht, oder? Wie lange braucht man, um ein paar Kirchenlieder auszusuchen?«

»Hör sofort auf!«

»Ach, das tut weh, wie? Vielleicht bedeutet schon allein diese Tatsache etwas! Vielleicht hast Du Dich so gerne als Schuldigen gesehen, daß Dir nie in den Sinn gekommen ist, daß Du vielleicht ein Opfer warst!«

»Verdammt, meine Eltern liebten mich. Laß sie da raus!«

»Ach komm. Das heißt doch nicht, daß sie Dich nicht geliebt

haben! Aber das ist, was Du denkst, oder? Tief in Dir drin da fragst Du Dich.«

»Nein! Nein! Ich dachte, daß ich *verdienne* zu sterben, jetzt in dem Moment! Sie waren wundervoll - ich meine, wenn man alles zusammennimmt, dann haben sie getan, was sie dachten, daß es das Richtige sei. Wenn ich dachte, sie liebten mich nicht, dann würde das ja bedeuten, ich liebte sie nicht wirklich und das...«

James griff nach dem Kulturbeutel, er brauchte jetzt verzweifelt die Droge, aber seine Gefühle betrogen ihn - seine Hände zitterten so, daß er nicht einmal die Flasche halten, geschweige denn sich einen Schuß setzen konnte.

Alles was er tun konnte, war wieder einmal sein Gesicht in den Händen zu vergraben und durch die Muskelschwäche seiner Narkolepsie hindurch zu schluchzen. Sein Selbsthaß wurde jede Minute größer, als seine Abwehr unter dem Ansturm seines unbarmherzigen Selbst zerbröckelte, des Selbst, das ihn zwang, sich Erinnerungen und Schlüssen zu stellen, die er sicher begraben gewähnt hatte.

Irgendwann ging der Weinkrampf vorbei, so wie alles vorbeigeht. Die Tränen trockneten, die Muskelkontrolle kam nach und nach wieder und weil ein Zusammenbruch auch eine Reinigung des Gefühlslebens mit sich bringt, kam James weit aus den Tiefen des Brütens und der Verzweiflung, in die seine Seele abgerutscht war, hinaus. Er grinste sich schief in dem Spiegel an der Wand zu seiner Seite an.

»Oh, Gott, Du siehst schrecklich aus! Tja, der Portier hat mir extra mehr Geld abgenommen, weil er dachte, ich hätte hier eine Nutte bei mir. Ich frag mich wohl, was er sich denken würde, wenn er wirklich wüßte, was ich hier tue?«

Diese Vorstellung hellte seine Stimmung noch ein wenig mehr auf.

»Na ja, man sagt ja dauernd, ohne Fleiß kein Preis. Also wenn das wahr ist, dann werde ich heute aber noch reich!«

Er schlurfte ins Badezimmer um sich zu erleichtern und um mit einem Waschlappen durchs Gesicht zu gehen, den er sich dann eine Minute lang auf seine schmerzenden Augen legte, was sehr gut tat.

Er kehrte an seinen Platz vor dem verdammten Schreibblock zurück und war erholt genug, sich wieder eine Injektion zu setzen. Als dann genug Zeit vergangen war, daß sich das Loch geschlossen hatte, streckte er den Arm wieder aus und entfernte den blutdurchweichten kleinen Wattebausch, danach entfernte er alle Spuren auf seiner Haut mit dem Alkoholtupfer, den zur Vorbereitung der Injektion benutzt hatte. All diese Beweisstücke verstaute er sorgfältig in dem kleinen Plastiksäckchen in seinem Kulturbeutel.

James fühlte keine Veranlassung, irgend etwas niederzuschreiben, nahm aber seine Herz-und-Verstand-Unterhaltung wieder auf:

»So, ich hasse meine Eltern, wie? Warum sagst Du das?«

»Nun, vielleicht nicht *hassen*, aber sie haben Dich in der Vergangenheit enttäuscht. Alle Eltern tun das ihren Kindern gegenüber, aber nicht jedes Kind weigert sich, sich an diese Emotionen zu erinnern und sich mit ihnen zu beschäftigen.«

»Scheiße! Seit wann bist Du Psychiater?«

»Erinner Dich dran, du hast doch diese ganzen Talkshows mit »Donahue« und »Oprah« gesehen? Gib's zu, Du warst doch dabei. Grab Dich zurück - warum nennst Du Deine Mutter nie beim Vornamen? Warum kannst Du Dich manchmal kaum an ihn erinnern? Verbirgst Du noch mehr vor Dir selber? Du hattest schon ziemlich verschrobene und verdrehte Vorstellungen über Mädchen, bevor Du ins 8. grade kamst. Was ist noch passiert?«

»Ich weiß nicht. Warum sollte ich meine Mutter hassen? Das ist doch krank!«

»Hm, Du weißt das sehr gut, Du willst Dich nur nicht dran erinnern. Sehen wir uns diese letzte Frage doch ein bißchen näher an. Was war denn zu der Zeit, als sie Dich »verlassen« hat? Du warst ihr böse, daß sie gegangen ist, als Du 14 warst. Aber war es ihre Schuld? Denk zurück...«

*Es war ein Sonntagnachmittag, kalt und regnerisch im Spätherbst 1965. Wir waren wieder in einer Gemeinde, wo das Büro des Pastors im Pfarrhaus sein mußte, weil in der Kirche kein Raum dafür war. Dieses hier war im ersten Stock direkt neben meinem Schlafzimmer, meinem Refugium, wo ich Modellautos baute und von Motorrädern, Minibikes, Mädchen, Revolvern träumte, von allen diesen Dingen, die einem 14 Jahre alten Jungen in einer kleinen Stadt in Kansas in den 60er Jahren wichtig waren. Ich lag auf meinem Bett und las ein Comic mit Rennfahrer-geschichten, als ich etwas im Erdgeschoß hörte.*

*Erst glaubte ich meinen Ohren nicht, es hörte sich so an, als wenn meine Eltern sich anschrien, etwas, das ich mich nicht erinnern konnte, jemals in meinem Leben gehört zu haben. Dann mußte ich es glauben, als sich die Tür am Fuß der Treppe öffnete und ihre wütenden Stimmen und stampfenden Füße zu hören waren, die Richtung Büro gingen. Ich hatte solche Panik als das Bild von unserer Familie auf einmal so plötzlich zerriß, daß mir ihre Worte gar nicht im Gedächtnis blieben. Ich hörte nur den Haß und den Schmerz, als Mom Daddy ankreischte und er in diesem schneidenden sarkastischen Ton antwortete, den er benutzen konnte, wenn er wirklich böse über irgend etwas war. Das war das erste Mal, daß ich diesen Ton in all seiner Gewalt hörte, und meine Mutter war das Ziel.*

*Ich sprang auf, öffnete die Tür und kam gerade ins Büro, als Dad eine schwere Kneifzange aus einer Schreibtischschublade zog. In meiner Verwirrung dachte ich erst, er wollte Mom damit*



*erstechen oder sich selbst die Kehle durchschneiden oder sowas. Aber er zog nur seinen Ehering ab und fing an, ihn in Teile zu schneiden, wobei er sagte, er würde ihn in ein Kreuz umschmelzen, um die Last seiner Ehe zu symbolisieren.*

*Sie hielten beide inne und sahen mich an, als sie bemerkten, daß ich im Raum stand. Dann sagte Mutter mit fester Stimme, daß sie jetzt ausziehen und in die nicht ganz so kleine Stadt Pittsburg in Kansas ziehen würde um dort zu leben und zu arbeiten und daß ich wählen müßte, ob ich mit ihr kommen oder bei Dad bleiben wollte.*

*Ich hatte nicht viel Zeit zu überlegen, aber das Wichtigste war, daß ich meinen Vater verehrte - er war so brillant, daß ich nicht glauben konnte, daß er etwas Falsches tun konnte, alles was auch nur in diese Richtung deutete, mußte ein Mißverständnis meinerseits sein! Und dann war da noch der Punkt, daß ich die Kleinstadtschule hätte verlassen müssen, die Art Schule, in die ich mein ganzes Leben gegangen war. Ich müßte meine neuen Freunde verlassen und würde in der Anonymität einer großen Lehranstalt begraben. Und ich hätte zur Junior Highschool gehen müssen, nicht zur Highschool. Zu diesem Zeitpunkt war das für mich gar keine Frage. Ich wußte, daß es Mom verletzte.*

*Ich brauchte ein paar Wochen, um zu verstehen, wie kompliziert die Situation wirklich war.*

*Es scheint so, daß Dad verheiratet war, bevor er meine Mutter kennenlernte. Diese Ehe endete sehr schnell und auf seltsame Weise: Als Lucinda und Dad in die Flitterwochen fuhren, war ihr Jungfernhäutchen so dick und stark, daß Dad die Ehe nicht vollziehen konnte. Einmal sagte er mir »Also ich hätt's mit der Hand machen sollen oder mit der Zunge oder sonstwie, sie war so begierig und ich war so geil, daß ich 3 Tage lang versucht habe, da durchzukommen. Mir ist gar nicht eingefallen, daß ein*

*Doktor das mit einem kleinen fast schmerzlosen Skalpellschnitt hätte beheben können. Statt dessen waren wir frustriert wie die Hölle. 4 Tage nachdem wir geheiratet hatten, kam ich nach Hause und fand sie im Bett mit einer Nachbarin. Einer Frau. Es waren die Schmerzen und die Sinnlosigkeit des ganzen Unternehmens gewesen, die sie zu dem Entschluß gebracht haben eine Lesbierrin zu sein, nehme ich an.«*

*Sie kamen überein, die Ehe annullieren zu lassen, da sie ja doch nicht vollzogen worden war.*

*Lucinda nahm es auf sich, den Papierkram zu erledigen. Sie verloren sich aus den Augen für viele Jahre, bis Lucinda meinen Vater ungefähr 1 Jahr vor dem großen Knall anrief.*

*Sie hatte die Papiere nie eingereicht und sie dachte, daß Dad jetzt wissen sollte, daß sie immer noch vor dem Gesetz verheiratet waren!*

*Das bedeutete, daß meine Eltern nicht... Ich war unehelich.*

*Dad machte das Beste aus der Situation und begann, regelmäßig eine Frau in Kansas-City zu treffen. Ich verstand es nicht warum, sie war nicht besonders gutaussehend, sondern ziemlich häßlich. Später fand ich raus, daß sie eine begabte Fellatrice war, etwas, das meine Mutter sich weigerte zu tun oder nur widerwillig tat.*

*Der Streit an diesem schwarzen Sonntag kam, weil diese Frau von Kansas-City hergefahren war um am Gottesdienst teilzunehmen und sich dann auch noch Mom vorstellte. Igit.*

*Mom zog aus, Dad heiratete diese Frau in Kansas-City, ich bekam meinen Führerschein und so konnten wir uns bei den 300 Meilen langen Fahrten hin und zurück abwechseln und ich traf ihre Tochter, jetzt meine Stiefschwester. Es war »Pfu auf den ersten Blick«. Dieses Mädchen trug ihre Nase die meiste Zeit so hoch, daß sie in einem Wolkenbruch ertrunken wäre, würde es*

*keine Schirme geben. Ihr Gesicht war ziemlich derb, ihr Ausdruck meistens zynisch, aber sie hatte Titten und einen Hintern, die nicht von schlechten Eltern waren! Ich fand bald heraus, daß ihr Horizont sich auf Rockmusik und Filme beschränkte - sie war dauernd in Gefahr von der Schule zu fliegen, besaß aber die Frechheit anzunehmen, daß ich »dumm« wäre, weil ich mich mehr um Wissenschaft und Mathematik als um die neueste Mode kümmerte! Meinen älteren Stiefbruder habe ich nie getroffen, weil er meistens wegen schwerer Verkehrsverstöße im Gefängnis saß. »Diese Frau« hatte sich von ihrem ersten Mann scheiden lassen, weil der dauernd betrunken war und sie verprügelte; einmal hatte er die Pistole gezogen und versucht, sie zum Sex mit seinem deutschen Schäferhund zu zwingen.*

*Sogar jetzt sind meine Erinnerungen an diese Zeiten nur bruchstückhaft - natürlich gab es in meiner kleinen Stadt einen Skandal, als die Geschichte herauskam, so wie es solche Geschichten unweigerlich in kleinen Städten tun.*

*Nach und nach regelten sich die Dinge. Dad ließ sich von dieser Frau scheiden, beichtete der Gemeinde und den Kirchenoberen, erhielt Vergebung, heiratete meine Mutter wieder; und wir wurden wieder eine glückliche kleine Familie, nur ich und meine Eltern, weil meine Schwestern zu dieser Zeit schon alle verheiratet und ausgezogen waren. Alles war perfekt, so wie es war. Ja, richtig...*

»Und?«

»Und was?«

»Ja und was denkst Du darüber?«

James zog ein Kosmetiktuch aus der Schachtel, die das Hotel seinen Gästen zur Verfügung stellte hatte und wischte sich über die Augen. Seine Muskeln waren wieder schwach vor Emotionen.

»Jesus! Ich weiß nicht, *was* ich denken soll! Barbara versuchte, nett zu mir zu sein, versuchte, meine Aufmerksamkeit zu erlangen, wollte mir sogar ein Auto schenken. Aber alles was ich sehen konnte, wenn ich sie ansah, war jemand, der mein Heim zerstört hatte. Mich plötzlich zu einem Ausgestoßenen gemacht hatte. Als die Kinder in der Schule das herausfanden.... Au, scheiße, MEIN VATER HAT MEINE MUTTER VERLASSEN, WEIL BARBARA IHM DEN SCHWANZ ABGESCHLECKT HAT. SIE WAR SCHMUTZIG, SCHMIERIG, EIN EKELHAFTES WEIBSSTÜCK!«

»He! Ruhig, ruhig! Du willst doch nicht, daß sie uns hier raus-schmeißen?«

James schluchzte wieder in seine Hände, aber führte die Unterhaltung murmelnd fort.

»Und was schließt Du jetzt aus dem Ganzen?«

Viele Frauen haben mir nur Schmerz gebracht. Lucinda hat mich zu einem Bastard gemacht, zu einem Kind von unverheirateten Eltern. Meine Mutter hat mich gezwungen zwischen ihr und meinen Vater zu wählen -

»Würde es Dir besser gehen, wenn irgend jemand anders diese Entscheidung getroffen hätte statt sie Dir zu überlassen?«

James sah wieder auf. Die Unterhaltung ließ seine Tränen wieder versiegen. »Ich weiß nicht. Nein, dann hätte ich eben den, der diese Entscheidung getroffen hätte, nicht leiden können. Egal, was für eine Entscheidung das gewesen wäre. Was ich haßte, war die Tatsache, daß überhaupt eine Entscheidung getroffen werden *mußte*, daß *irgend jemand* sie fällen mußte.«

James saß da, seine Gedanken und seine Stimme waren im Moment versiegt, er fühlte nur.

»Davon abgesehen, mochte ich Mom schon nicht, bevor das passiert ist.«

»Warum? Was hat sie Dir angetan? Magst Du sie nicht einfach nur nicht, weil sie eine Frau ist?«

»Nein! Es - ich weiß nicht. Vielleicht! Ich konnte sie nicht besser verstehen als jede andere Frau auch. Ich mag keine Frauen und ich mag Männer nicht genug um schwul zu werden!«

»Aber es muß doch für alles einen Anfang geben. Was war es?«

*Wann hatte dieses Verhalten angefangen? In dem Auto mit Johnny? Nein, das kann mich nicht so beeindruckt haben, sonst würde ich ein Verlangen nach Männern verspüren, nehme ich an. Debbie im achten grade<sup>6</sup>? Ah, nein, schon davor. Meine Schwestern? Ich erinnere mich an dieses Mädchen-sein-Spiel zwar sehr gut, aber ich denke nicht, daß es sehr dramatisch war oder eine bleibende Wirkung hatte. In Wirklichkeit war es irgendwie witzig, jetzt, wenn ich daran zurückdenke. Eben Kinder, die ihre Unterschiede erforschen. Nein, wir waren rivalisierende Geschwister. Der Altersunterschied war groß genug, keine tiefere Beziehung zuzulassen. Zumindest keine Beziehung, die einem dauerhaft das Hirn verdrehen konnte. Was war denn das erste Mal, wo mich ein Mädchen wirklich durcheinander gebracht hat? Das war wohl...*

Er klemmte ein frisches Blatt auf seinen Block und schrieb, so wie es ihm gerade in den Sinn kam: »Als ich 10 war, wurde unser Haushalt mächtig durcheinandergewirbelt. Onkel Charlie und Tante Joan verließen die Airforce und zogen nach Texas. Charlie ging in den Ruhestand, weil er krank war (Narkolepsie, so wie meine) und Joan hatte rheumatische Arthritis. Sie stand kurz davor, groß an Hüften und Knien operiert zu werden, ihre Gelenke wurden durch künstliche Gelenke ersetzt. Es war eine sehr gewagte Operation für die frühen 60er Jahre.

---

<sup>6</sup> siehe Seite 99

Sie würden sich eine Zeitlang nicht um ihre drei Töchter kümmern können und so hatten sie es so arrangiert, daß die drei Mädchen bei uns blieben und sie aber für ihren Unterhalt aufkamen.«

*Ich kannte Karen, Reagan und Mary nicht gut. Die meiste Zeit ihres noch jungen Lebens hatten sie weit weg gewohnt in Deutschland, Florida und Alaska. Karen war neun, Reagan sieben und Mary zwei. Ich lernte bald, sie zu hassen - ihre Eltern hatten ihnen, krank wie sie waren, nie Benehmen beibringen können und so waren sie unerträgliche Gören! Und was noch schlimmer war, sie kamen damit durch.*

*Sie bemächtigten sich meiner Comics, malten in meinen anderen Büchern herum, nahmen meine Bastelsachen und alle anderen Spielsachen und spielten damit Puppen, wobei sie Teile verloren und andere kaputtbrachen! Sie schlichen sich an und hauten mich und ich wagte nicht, mich zu rächen, weil sie mir angedroht hatten, daß sie für jeden Schlag fünf meiner geliebten Comicbücher kaputtreißen und verbrennen würden. Karen schlich immer rum, kam in das Badezimmer, wenn ich in der Wanne saß und tat dann so, als hätte sie nicht gewußt, daß ich da drin bin, stand dann da und kicherte über mich. Reagan war eine fürchterliche Lügnerin und erfand immer Geschichten, um mir oder ihren Schwestern Ärger zu machen. Mary war für soviel geplante Scheußlichkeit noch zu jung, aber sie kreischte, weinte, haute und biß Leute, wenn sie ihren Willen nicht bekam.*

*Ich wollte in erster Linie sehen, was diese Mädchen-Jungen Unterschiede waren, von denen Jonny immer sprach. Ich haßte es, wenn ich irgendwas nicht wußte, was jemand anderer wußte. Ich versuchte, immer eins von den beiden älteren Mädchen zum Doktorspielen zu überreden oder eine Pfütze oder Häufchen irgendwo draußen zu machen, um mich zugucken zu lassen, nur versprachen sie immer, das zu tun, wenn ich ihnen irgendeinen*

*Gefallen tat oder irgendein Spielzeug gab, und wenn ich es ihnen gegeben hatte, taten sie es dann doch nicht. Natürlich konnte ich mich bei meinen Eltern nicht darüber beschweren.*

»Dann war da dieser Samstag morgen im April, so ungefähr einen Monat nach meinem elften Geburtstag. Es war früh. Niemand war wach außer mir und Karen, die ich im Nachbarzimmer rumoren hörte.

Ich ging hinein und sie war im Bett und malte ein Hucklelberry Hound Malbuch aus. *Natürlich eins von meinen!* Ich wollte es ihr abnehmen, aber sie sagte, sie würde schreien und sagen, daß ich versucht hätte, ihr die Kleider auszuziehen. Dann kicherte sie und sagte, daß sich das sowieso nach einer guten Idee anhörte.

»Karen zog ihre Bettdecke weg und ich konnte sehen, daß sie einen kurzen kleinen Mädchenschlafanzug anhatte; ich trug meinen Cowboypyjama mit den aufgedruckten Brandzeichen aus dem wilden Westen. Sie sagte mir, ich sollte mit ihr unter die Bettdecke kommen und dann würde sie mir zeigen, was ich die ganze Zeit sehen wollte. Das machte ich dann auch und sie sagte mir, ich sollte meinen Schlafanzug und meine Unterhose ausziehen.«

»Ich erwartete wieder so einen einseitigen Handel und stritt mich ein bißchen herum, aber sie versprach mir, daß sie es diesmal wirklich tun würde, genauso wie sie das immer für ihren Daddy machen würde. Als ich dann von der Brust an nach unten nackt unter der Decke lag, griff sie zu mir rüber und fing an, an meinem kleinen Schniepel zu ziehen und zu reiben, so daß er hart wurde. Dann zog sie ihr Höschen aus und ließ mich ihr Ding ansehen. Obwohl genug Licht durch die Decke kam, konnte ich eigentlich nicht viel sehen, nur so eine eingefaltete Grube. Ich legte mich wieder zurück mit dem Kopf unter dem Laken hervor, und ließ sie ein bißchen weiterreiben. Karen sagte mir, ich sollte sie auch da unten reiben und das würde ihr gut tun, genauso wie ihr

Daddy das tat und erklärte mir dann, daß das Spiel als ein ganz großes Geheimnis wäre und daß wir genau wie sie und ihr Daddy dieses Spiel als Geheimnis behielten. Sie sagte, wenn das irgend jemand herausfände, dann hätten wir großen Ärger und müßten ins Gefängnis.

»Ich erinnere mich nicht, ob ich es danach sehr genossen habe. Ihr Reden über Gefängnis machte mich nervös. Ich wußte, daß kleine Kinder wie wir nicht wirklich ins Gefängnis gingen aber ich hatte genug über Besserungsanstalten gesehen in diesen »Our Gang« Komödien, die im Fernsehen liefen. Da wollte ich ganz bestimmt nicht hin! Ich folgte ihren Anweisungen und rieb sie, so wie sie mich rieb, aber ich konnte nicht viel darüber erzählen, was ich fühlte. Trotz meiner Erlebnisse mit Jonny hielt ich das nicht wirklich für Sex. Hauptsächlich war ich einfach neugierig. Ich wollte wissen, wie Mädchen und Jungen unterschiedlich waren, wollte selber rausfinden und nicht nur das glauben müssen, was Jonny mir erzählte.

»Dann platzte Mama rein - «

*Mom, oh Gott, du wußtest nicht, was du mir da antatest. Du hast mich aus Karens Bett gerissen, mir meinen nackten Hintern verhauen und mir gesagt, daß ich ekelhaft wäre, daß ich schmutzig wäre, daß daß es eine fürchterliche Sünde wäre, Mädchen da anzufassen und daß mich das zu einem verrückten Mann machen würde, den man in ein Irrenhaus einsperren würde und daß Mädchen was besonderes wären und daß Männer sie ruinierten, wenn sie versuchten, mit ihnen schmutzige Dinge zu machen und daß ich nie versuchen sollte, das mit einem Mädchen jemals wieder in meinem Leben zu machen und daß Mädchen verehrt werden müßten und auf eine Säule über die Jungs gestellt werden müßten, »so sicher wie mein Name ... Name ... was?... ist.«*



James zog seine Hand von dem Block zurück. Da war sie, die Erinnerung, die er so viele Jahre begraben hatte. Er war schwer bestraft worden: Sein Spielzeug war ihm für einen Monat entzogen worden, alle seine Comics waren vernichtet worden, er mußte in sein Zimmer gehen und da bleiben, wenn er von der Schule zurückkam, zwei Wochen lang, außer zum Essen und zum Waschen. Und Karen, die das ganze angefangen hatte, wurde von *seiner* eigenen Mutter getröstet, wegen der »bösen Sachen, die Jimmy mit Dir gemacht hat.«

*Mom! Wie konntest du? Danach hatte ich einen Horror vor Mädchen - ich würde sie vielleicht mit meinen schmutzigen Gedanken verderben, mit meinen schmierigen Händen! Ich wußte nie, was ich in ihrer Gegenwart tun sollte. Ganz offensichtlich konnte man das, was sie sagten, nicht für wahr nehmen. Man mußte es prüfen, vorsichtig sein, daß man wirklich verstand, was sie meinten, und selbst dann konnte man ihnen immer noch nicht trauen. Verdammt, Mom, wir waren nur Kinder, und Kinder sind neugierig! Soviel hat es mir nicht bedeutet, bis du daraus den Grund für die Zerstörung des Rests meines Lebens gemacht hast!*

Wieder flossen Tränen James Wangen herunter, als unterdrückte Gefühle von Angst, Schmerz und Haß auf die weibliche Hälfte der menschlichen Rasse - speziell seiner Mutter - herauskamen. Also *das* war es, warum er seine Mutter nicht leiden konnte!

Seine zweite Stimme meldete sich jetzt wieder zu Wort und sanft durch sein Schluchzen sprach sie: »Ist es denn fair?«

» Was?«

»Deiner Mutter die Schuld zu geben, sie dafür verantwortlich zu machen, daß sie so reagiert hat, wie sie trainiert wurde, die normale Reaktion für diese Zeit und diesen Ort?«

»Verdammt, es war nicht recht!« Seine Stimme wurde lauter.

»Vielleicht nicht, aber was konntest du denn anderes 1962 erwarten? Glaubst Du, sie hat gewußt, was sie Dir antat?«

»Sie hat einfach mir die Schuld in die Schuhe geschoben. Sie hat nie auch nur *gefragt!* Sie wußte, daß Karen ein verlogenes kleines Miststück war, aber ich, ihr eigener Sohn, *der* war natürlich schuld. Sie war einfach bereit, das Schlechteste von mir und das Beste von ihr anzunehmen.«

»Warum? Vielleicht wegen der Art, wie sie aufgewachsen ist, wegen ihrer Lebenserfahrungen, vielleicht? Sie konnte die Konsequenzen dieser Geschichte nicht mehr vermeiden als Du vermeiden kannst, was mit Dir geschehen ist. Damals war die Gesellschaft hinter der »Ozzie and Harriet« Fassade doch sehr krank.«

»Ich weiß. Das ist es, was so mies daran ist! Es ist, als wenn ich der Arsch in irgendeinem gigantischen kosmischen *Witz* wäre! *Niemand* ist daran schuld, *niemand* kann es wieder gut machen. Ich kann nur auf der Bühne vor dem ganzen Universum stehen, das ganze Gesicht voll Dreck, und mir das Gelächter anhören!«

»Okay. Wir kommen weiter, wir gehen irgendwo hin. Was hast Du bis jetzt?«

»Ich mißtraue Frauen. Ich fürchte Frauen. Jede, die ich in meinem Leben gekannt habe und die mir in meinem Leben etwas bedeutet hat, hat mich irgendwie verletzt.«

»Warum?«

Da war die Frage wieder. Egal, wie James sich auch drehte und wendete, es kam immer wieder auf dieses »warum?« zurück. *Ist das das unausweichliche Ende von jedem Gedanken? War es denn das selbe »warum?«.* Vielleicht nicht...

»Warum haben diese Frauen Dich verletzt? Haben sie das gewollt? Waren sie böse?«

»Ja! Nein. Vielleicht manchmal...«

»Also gut, dann schau Dir jede an und entscheide Dich. Was war mit Wendy, dem Mädchen von der Prom?«

»Ein Mistvieh! Sie hat mich benutzt und mich dann weggeworfen und mich ausgelacht!«

»Ja, aber warum?«

»Äh, ich weiß nicht. Vielleicht war sie einfach nur dumm, mehr blöd als schlecht. Vielleicht konnte sie meine leuchtenden Vorzüge nicht sehen?«

»Hmm. Richtig. Nun ja, aus welchem Grund auch immer, aber sie hat nicht viel anders gehandelt als viele andere Highschoolmädchen zu dieser Zeit gehandelt haben, oder?«

»Nein.«

»Und Barbara, Deine Stiefmutter?«

»Verdammt. Ich nehme an, sie hat einfach nach irgendjemandem gesucht, als sie Dad traf. Vielleicht war auch die Herausforderung bei einem verheirateten Mann, noch dazu einem Prediger, zu groß. Tony hatte sowieso immer ein Auge für junges Fleisch. Es könnte sein, daß sie sich beweisen mußte, daß sie noch attraktiv, noch eine Frau war?«

»Klingt logisch. Also war sie nicht böse, sondern nur menschlich.«

»Ja.«

»Was ist mit den anderen. Waren sie auch einfach nur von menschlicher Natur?«

»Vielleicht. Obwohl ich nicht weiß, ob das viel bringt, wenn das bedeutet, daß ich weiterhin erwarten kann, daß alle Frauen, die ich jemals treffen werde, so sein werden!«

»Halt den Gedanken mal fest. Was ist mit Sheila?«

»Oh, Gott! Ich vertraute ihr all meine Geheimnisse, meine Gefühle, meine Liebe an, ich gab ihr den Zugang zu jedem Hebel in meiner Seele, und sie hat mit Gott dieses und Gott jenes einfach darauf geschissen, und - »

»Aber hat sie das gemacht, weil sie böse war? Konnte sie anders?«

»Hä? Natürlich, sie hätte aber nur so bleiben können, wie sie war!«

»Wirklich? Niemand ändert sich, niemand wächst?«

»Ja, aber sie wuchs rückwärts!« James haute mit der Faust auf den Tisch, so daß die Pistole hüpfte und stellte dann plötzlich fest, daß er wütend auf sich selber war. Er mochte seine rationale Seite nicht sehr. Es ist oft einfacher, an schlichtem Ärger jemand gegenüber festzuhalten als denjenigen zu verstehen und den Ärger aufzugeben. *Es ist nicht leicht, oder? Vielleicht heißt das ja, daß es deswegen die Mühe wert ist. Ich hoffe es jedenfalls.* Er stand auf, trank noch ein Glas Wasser, konzentrierte sich und fuhr fort:

»Also gut, es sieht so aus, aber war sie jemals wirklich frei von ihrer Erziehung? Wie leicht war es denn *für Dich*, Dich von dem ganzen Kram, der dir in der Kirche und in der Sonntagsschule Woche für Woche Jahr für Jahr ins Hirn gehämmert wurde, zu lösen?«

»Nicht sehr. Verdammt, es wäre so *schön* zu glauben, daß alles, was ich zu tun habe, wäre, ein paar einfachen Regeln zu folgen und Gott das ganze Leiden für meine Fehler zu überlassen. Aber das ist doch Religion im Sonderangebot, Erlösung preisreduziert. Ich *weiß*, daß ich für die Verletzungen und die Schmerzen, die ich anderen zugefügt habe, ob nun freiwillig oder nicht, bezahlen muß, entweder jetzt oder nachdem ich gestorben bin und bevor ich wiedergeboren werde! Das ist das einzige, was mich davon abhält, jetzt zur Pistole zu greifen!«

Seine Hand schloß sich krampfhaft um den Kolben und löste sich dann wieder.

»Nun gut, nimm's leicht. Sheila brachte Dich dazu, daß Du glaubtest, sie sei frei, oder wenigstens bereit, die gleichen Schritte zu gehen, die Dich in die Freiheit geführt hatten. Vielleicht glaubte sie das auch selber. Richtig?«

»Ja, das wird es wohl am ehesten sein. Jetzt wo du es erwähnst, erinnere ich mich, daß sie an den Ritualen teilnahm, an den Freizeiten auch, aber nie ganz bereit war, sich initialisieren zu lassen... Ich nehme an, ich habe das geflissentlich übersehen und mir eingebildet, daß sie irgendwann die Kurve kriegen würde.«

»Aha. Aber hat sie nie, oder?«

»Sie hat es versucht. Sie hat gelernt. Wir haben mit ihr unter Tiefenhypnose gearbeitet; sie sah den zweiten Weg, die andere Welt, die über der körperlichen Welt liegt, sie hat sogar ihren eigenen geistigen Vertrauten/Freund erzeugt und angenommen und ihn dafür benutzt, gute Parkplätze zu bekommen oder Warnungen vor drohender Gefahr und Ärger.«

»Sie war ein guter Schüler, was die Hexenkunst anging. Das ist wohl, warum Du, als ihr euch getrennt habt, all die Photographien durchgesehen hast und darauf geachtet hast, daß sie keine mitnahm, auf denen Du drauf warst, richtig? Du weißt, was sie machen könnte, wenn sie nur wütend genug wäre...«

James schauderte. »Ja.«

Aber vergessen konnte sie nicht so gut, oder? Ist das wirklich ihr Fehler? Als sie diese Schwierigkeiten mit ihrer Arbeit hatte und ohne es jemandem zu sagen, gekündigt hat, als sie durch das Trauma ging, sich an ihren Mißbrauch als Kind durch ihren Bruder zu erinnern, und an die Vergewaltigung durch den älteren Bruder ihres neuen Freundes, an die Art und Weise ihrer Eltern, die sie bei die-

sen Erlebnissen nicht unterstützten und sie fühlen ließen, daß es ihr Fehler war, daß sie ihr Leben nie wieder in den Griff bekommen würde - da traf sie Dich und vielleicht fühlte sie sich endlich sicher. Als Du dann anfingst, ungewollt einzuschlafen und Dich selbst aus der Position eines soliden Felsens, bei dem sie vor Anker gehen konnte, entfernst, ist es da wirklich so seltsam, daß sie auf den Glauben zurückgriff, der ihr als Kind geholfen hat?«

»Nein, verdammt, nein. Als wir uns trafen, trieb sie und ich muß wie der Felsen von Gibraltar ausgesehen haben - äh, massiv genug war ich ja. Oder wenigstens eine gute Kopie. Und dann fing ich an zu bröckeln und die Teile, die dabei zum Vorschein kamen, waren aus Lehm. Ich hab mir das nie so klargemacht...«

»Und ihre Eltern. Sind sie wirklich schlecht?«

»Oh, das ist aber eine gemeine Frage! Kann ich denn nicht wenigstens meine Lieblingsfeinde behalten? Nein?«

James fühlte sich ziemlich seltsam. Der seelische Schock bei der Neubewertung von langgehegten Urteilen über andere Leute hatte seine Gefühle etwas betäubt. Es war ein Überlebensmechanismus, die Reaktion auf eine Überlastung der Gefühle. Jetzt konnte er ruhiger fortfahren, objektiver, und von außen in sich selbst hineinblicken.

»Nein, in ihren eigenen Augen nicht. Hat Heinlein nicht gesagt: 'ein Schurke ist in seinen eigenen Augen nie böse?'. Ich bin nicht sicher, daß ich das allen abnehme, aber ihre Eltern glaubten wirklich an das, was sie taten. Ich denke zwar, daß das, was sie taten, so ziemlich das Schlimmste überhaupt war und auf einer lebenslangen Selbsttäuschung und Verweigerung der Realität beruhte, aber sie konnten nicht aus ihrer Haut.«

»So wie du?«

»Wie... Ja, wie ich.«

»So, wenn Du es in Betracht ziehen kannst, denen zu vergeben, glaubst Du, Du kannst Dir selbst vergeben?«

»Ja. Vielleicht hast Du da recht...«

»Brauchst Du die Kanone noch?«

James dachte nach. »Nicht für mich.«

»Gut.«

James sah aus den Fenster, erschrak und gab sich noch eine Injektion. Es dämmerte. Zeit, nach Hause zu gehen.

\*\*\*

James hielt sich nicht damit auf, seinen Lieferwagen zu entladen, als er in die Einfahrt fuhr, er schnappte sich nur den Kulturbeutel und schloß die Türen ab.

Reverend Tony und seine Frau waren überrascht, als James in die Küche spazierte, wo sie gerade ihre morgendlichen Insulinspritzen vorbereiteten, sie liebevoll umarmte, sagte »Ich liebe Euch, Mom and Dad!«, dann in das Badezimmer ging, um sich die Zähne zu putzen und zu rasieren.

Die beiden alten Herrschaften sahen sich immer noch neugierig an, als er wieder herauskam.

»Äh, stimmt was nicht?« seine Mutter schien besorgt.

»Nein, Mom. Ich habe mich nur die ganze Nacht mit einem Freund unterhalten, und der hat mir geholfen, eine ganze Menge an Gefühlen über Sheila, alte Wunden und die scheidfarbene Brille, durch die ich die Welt gesehen habe, zu sortieren. Du weißt schon.« Er küßte sie auf den Nacken und ging dann in sein Zimmer. Auf der Schwelle drehte er sich noch einmal um: »Ich nehme an, von jetzt an wird alles viel besser gehen.«

James zog sich aus und legte sich hin, aber der Schlaf wollte nicht kommen. Dieses Mal waren es nicht die quälenden Wieder-

holungen, sondern die Aussichten auf die Zukunft, die ihn davon abhielten. Endlich stand er wieder auf, setzte sich an seinen Computer und lud das Programm Pocket Writer 64.

Als der Hauptbildschirm erschien, fing James an, zu schreiben: »ZUSAMMENFASSUNG von was ich bin und warum ich es bin. Ich bin ein Mann, der große Verletzungen von Frauen erlitten hat, ausgelöst durch anscheinend geringfügige Vorkommnisse. Von Frauen, denen ich vertraut habe. Von diesen Scheißweibern - nein, einfach Frauen, normalen Frauen. Normale, verhaßte, heilige Objekte; ich weiß nicht, wie ich mit Frauen reden soll. Jedesmal wenn ich sie sehe, ist meine erste Reaktion, sie in Gedanken auszuziehen; junge, alte, fette, knochige, attraktive, häßliche - vollkommen egal. Die Unterströmung in meinen Gedanken ist immer Sex und das bewirkt eine Spannung in mir, von der ich sicher bin, daß sie sie spüren können, denn 'Sex ist schmutzig' ist mir bei diesem Zwischenfall mit Karen eingepflanzt worden, und ich denke von Frauen nur in sexuellen Kategorien - Brüste und Lippen, aber im Kopf alle gleich; das bedeutet, ich *muß* sie als weniger menschlich wahrnehmen, als reine Sexobjekte, als Objekte, die nur dazu dienen, mein Sperma zu empfangen, wann immer ich mich herablasse, es in sie hineinzuspritzen. Igitt, wie sich eine Frau wohl fühlt, wenn sie wüßte, wie ich sie sehe! Kein Wunder, daß sie von mir zurückschrecken, wenn sie auch nur einen Bruchteil der Vorstellungen wahrnehmen, die mein Unterbewußtsein von Ihnen hat!«.

Sein Schreiben wurde präziser, die Routine des Schriftstellers griff, er betonte, strukturierte, und folgte doch eng seinen Gedanken. Er verteilte noch ein paar Extrakommas, in das, was er schon geschrieben hatte, änderte ein Semikolon in einen Bindestrich, überprüfte es noch einmal und fuhr dann fort:

»Ich *kann* mit einer sprechen, wenn ich sie nicht ansehe und wenn das Gespräch nicht um Sex oder irgend etwas was mich



persönlich betrifft, geht. Aber das erzeugt wieder eine Distanz zwischen uns, als wenn wir telephonierten oder Briefe schrieben, was die beiden Arten waren, mit einer Frau zu sprechen, bei denen ich mich wohlfühlte. Aber sie scheinen so ein Gefühl der Distanz nicht zu mögen, wenn man sich Auge in Auge gegenübersteht.

Durch diese Kombination von Frustration und Verzweiflung hatte ich mein erstes richtiges sexuelles Erlebnis mit einem Tier, statt mit einem Menschen. Zufall und Gelegenheit ließen dieses Tier ein Pferd sein und der selbe Mangel an Sozialisation ließ dies fast vier Jahre lang mein einziges Ventil sein. Kinsey sagte, daß, was er 'Tierkontakte' nannte, in Wirklichkeit eine Form von erweiterter Masturbation sei; jemand, der Sex mit einem Tier hat, benütze einfach nur einen lebenden Körper auf die selbe Weise wie jemand anders ein Nacktfoto und etwas Babyöl benutzte. Ich denke, auf eine gewisse Art trifft das auf mich zu; wenn ich meine Befriedigung hatte, war mir eigentlich egal, was das Tier machte. Ich suchte mir nur ein Pferd, wenn es bequem und sicher war und ich geil genug war, um das Risiko einzugehen. Als ich dann endlich eine intime Beziehung mit einer Frau begann, war es eine, wie mir jetzt klar wird, sehr kranke.

»Pamela war wirklich das Letzte - «

*Nachdem ich mit dieser kleinen Stute auf der Weide geschlafen hatte, hielt ich es immer noch für »zweitklassigen« Sex. Obwohl es wahnsinnig gut war, hatte es einfach per Definitionem so zu sein, daß eine Frau, erschaffen von Gott, um Gefährte des Mannes zu sein, einer Stute überlegen sein mußte. Ich trieb es mit Ponies, wann immer ich konnte, aber mein eigentliches Begehren war eine wirkliche Frau. Verabredungen, der gelegentliche plumpe Versuch, eine in dieser Richtung zu fragen - nichts*

*funktionierte. Vielleicht hätte ich dieses eine fette Mädchen haben können, das Mike mir zgedacht hatte - aber sie wollte mir ihren kleinen Jungen zeigen und ich hatte Panik bei dem Gedanken, daß sie einfach nur einen Ehemann suchte, eine Essensmarke für sich und ihr Kind. Und dann kam da dieser Tag am Strand in Galveston ...*

*Die Frau war offensichtlich nicht sehr helle und auch nicht sehr hübsch im Gesicht, aber sie hatte Titten und eine Muschi und sie hatte sich einen bösen Sonnenbrand eingefangen, weil sie einen sehr winzigen Bikini trug. Sie bat mich, ihr die Salbe aufzustreichen. Sie wies darauf hin, daß sie irgendwie es fertig gebracht hatte, sich einen Sonnenbrand zwischen den Beinen zu holen. Zitternd verteilte ich vorsichtig die Brandsalbe auf der Innenseite ihrer Schenkel und strich dabei an dem dünnen Stoff entlang, der das sexuelle Paradies bedeckte. Sie stöhnte, und ich dachte, ich hätte ihr weh getan, aber sie ließ nicht zu, daß ich aufhörte. Der Schritt ihres Höschens wurde feucht. Ich wußte, daß ich jetzt endlich dazu kam, es mit einer Frau zu probieren, aber dann ...*

*Dad und Mom kamen von ihrem Spaziergang am Strand zurück, zerbrachen die Stimmung und verdarben die Gelegenheit. Die Frau kam später wieder; unglücklicherweise hatte sie jetzt ihren Mann im Schlepptau.*

*Ein paar Hundert Yards den Strand hinunter war eine transportable Umzäunung, in der ein Pferdevermieter seine Pferde des Nachts unterbrachte. Ich freundete mich mit dem Pferdepfleger an und er zeigte auf eine kastanienbraune Stute, von der er sagte, sie habe »einen schlechten Eierstock«; sie blieb dauernd in Hitze. Der Besitzer benutzte sie, um seinen Hengst bei Laune zu halten, weil sie ihn jederzeit akzeptierte. So gegen Mitternacht testete ich es. Es stimmte. Obwohl ich auf einem*

*umgedrehten Futtereimer stehen mußte, damit sich unsere Geschlechtsteile treffen konnten, fickte sie mich dumm und dämlich.*

*Ich langweilte mich, als ich durch Topeka streifte, aber es war immer noch weniger langweilig als zu Hause und so beschloß ich, das beste daraus zu machen. Einer der Säufer aus meiner Heimatstadt hatte mich gebeten, ihn in seinem Auto zur Entziehungsklinik fahren und es dann mit nach Hause zu nehmen. Wir würden ungefähr um 7 Uhr ankommen und um 8 wäre er wohl aufgenommen, also plante ich wenigstens ein bißchen durch die Waffenläden, Headshops und Musikläden zu bummeln.*

*In einem der letzteren, auf dem Gage Boulevard, traf ich Pam. Sie hatte eine abgestoßene, billige, akustische Gitarre und stritt sich mit einem Angestellten über die Wahl der richtigen Saiten herum. Ich lauschte ein wenig und es wurde mir klar, daß sie erst lernte und es ihren Fingern weh tat, die Saiten gegen die Bünde auf dem verbogenen Hals zu drücken. Einer meiner besten Freunde war ein sagenhafter Gitarrist, mit dem ich lang und breit die Pro's und Contra's von verschiedenen Instrumenten diskutiert hatte und so war mir danach, das auch zu zeigen. Das war ein Fehler.*

*»Hi! Ich konnte verhindern mitzuhören. Darf ich mal sehen?«*

*Pam, eine fette Frau um die 30 mit strähnigen Haaren, einer Omabrinne und einem formlosen Kleid, gab mir das billige koreanische Importinstrument. Es war offensichtlich, daß kein Büstenhalter ihre enormen schwingenden Brüste hochhielt und auch nicht die gegen das dünne T-Shirt drückenden Brustwarzen bedeckte. Ich genoß dieses Wippen die ganze Zeit, während ich an den Saiten herumfingerte. Sie waren schwer, fest und standen weit von den Bündeln ab, wegen einer Kombination von einem*

*krummen Hals und dem Steg, der sie von der Vorderseite des Gitarrenkörpers wegzog. Ich sah den Verkäufer an: »Haben Sie den Hals nachgezogen?«*

*»Ja, so weit wie ich wagte. Sehen Sie diesen Steg? Justieren Sie diesen Hals noch ein bißchen mehr und der springt ihnen da weg und hinterläßt ein Riesenloch.«*

*Ich nickte. »Sowas hab ich auch vermutet.« Ich gab Pam die Gitarre zurück. »Es ist schwierig, auf einem wirklich schlechten Instrument zu lernen - das Extraproblem und die Schmerzen, wenn man versucht, damit auf die Bünde zu drücken, ist geeignet, Ihnen den Spaß am Gitarrespielen zu nehmen, bevor Sie eine faire Chance hatten.«*

*Pamela war dankbar für den Rat und wir fingen an zu reden. Der eigentliche Grund, warum sie in diesen Laden gekommen war, war es, ein paar Karten für ein Rolling Stones Konzert in Kansas City zu besorgen. Sie hatte soviel bestellt wie erlaubt war und wollte sich noch ein paar Dollar extra verdienen, indem sie die zehn Extratickets vor der Tür verhökerte. Sie stellte sich vor, daß sie sie schnell los würde und daß sie ihr Geld verdreifachen könnte. Es stellte sich heraus, daß sie in der Nähe lebte, Platten sammelte und es begrüßen würde, ein wenig mehr Zeit mit jemanden wie mir zu verbringen, also gingen wir in ihre Wohnung.*

*Es war eine Parterre-Einzimmer-Schlichtwohnung, eine Siffbude, wo Platten überall herumlagen und auf Regalen herumstanden, eine klapprige kleine Stereoanlage war da, um sie abzuspielen, und Weinflaschen und Zigarettenskippen flogen auf dem Boden herum. Sie hatte eine bunte Katze namens »Princess« mit schlechten Manieren. Nachdem wir bei ein bißchen Wein und einigen kalten Hotdogs aufgetaut waren, erfuhr ich, daß sie verheiratet gewesen war und kurz danach geschieden wurde, als*

*ihr Mann in die örtliche Klapsmühle eingewiesen wurde. Sie hatte nur ungefähr ein Dutzendmal in ihrem Leben mit jemandem geschlafen, hatte ein neugeborenes Baby aus ihrer Ehe und wollte ein Rockmusik Promoter oder Produzent werden. Sie hatte ein Wasserbett, das erste, das ich je gesehen habe.*

*Es war von Anfang an eine seltsame Romanze und Pamela hatte die Fäden fest in der Hand. Ein paar Wochen später kam sie in ihrem VW-Käfer von Topeka heruntergefahren, um mich zu besuchen. Meine Eltern waren nicht gerade entzückt, sie zu sehen. Oben in meinem Zimmer, das mit einer selbstgebauten Stereoanlage und Lautsprechern, die ihre in jeder Beziehung weit in den Schatten stellten, ausgestattet war, saßen wir in meinem alten Bürostuhl - sie saß auf meinem Schoß und ruinierte meine Beine. Ich war gerade 21 geworden und fühlte das erste mal eine nackte Brust. Es war ekstatisch, in die Brustwarzen zu kneifen, und das samtene Gewicht und die gummiartige Beschaffenheit zu genießen.*

*Bei diesem ersten Besuch war alles was ich tat, in ihren Büstenhalter, den sie trug, zu greifen und zu fühlen. Bei späteren Besuchen arbeitete ich mich soweit hoch, daß sie ihren BH abnahm und mich saugen und knabbern ließ, dann zwischen ihren Beinen zu fühlen und endlich sie dort zu lecken. Den tatsächlichen Geschlechtsverkehr stimmte sie erst zu, nachdem ich sie gefragt hatte, ob sie mich heiraten wollte (darauf bestand sie). Sie hatte mich im wahrsten Sinne des Wortes beim Schwanz und führte mich wie ein ahnungsloses Lamm zur Schlachtbank.*

*Die Dinge entwickelten sich dahingehend, daß meine Eltern in eine viel größere Kleinstadt gezogen und ich mit ihnen gekommen war. Pam zog auch dorthin, sie wechselte die Schule, um ihrem Verlobten nah zu sein. Und das war ich. Urk.*

*Für die Nacht der Nächte hatte ich den Schlüssel zum Erdge-*

schoß der Kirche organisiert. Wir fuhren in meinem alten 63er Chrysler hin, trugen Decken und Kissen in das Foyer und legten sie auf dem Teppich aus.

Im Geiste ging ich die Vorspielcheckliste durch, denn ich wollte diese Nacht zu einem bleibenden Erlebnis machen. In der Zwischenzeit zog sich Pam aus, legte sich hin und spreizte die Beine. »Willst Du ihn jetzt reinstecken oder willst Du die ganze Nacht da stehenbleiben?«

Da zuckte ich die Schultern, ließ meine Hosen auf die Knöchel herunterfallen, kniete mich zwischen ihre Beine und kam ihrer Forderung nach.

Es fühlte sich seltsam an. Verschwitzte, schlabberige Schenkel, die klebrig an meinen Hüften rieben, waren ein krasser Gegensatz zu meinen Erinnerungen an hartbemuskelte, samtig behaarte Beine an meiner Vorderfront. Meine Arme waren auch beschäftigt, die Ellbogen mußten mein Gewicht von Pam weg halten, wo ich sie sonst hätte benutzen können um Flanken zu streicheln, Hüften zu halten oder eine weiche Nase zu liebkosen, die sich mir zuwandte, um sich an mir zu reiben.

Pam roch. Nein, sie stank. Sie redete davon, wie oft sie duschte, und später habe ich sie auch dabei beobachtet, aber da war immer eine Wolke von abgestandenen Schweiß und saurem Geruch - ich machte oralen Sex mit ihr weil sie sagte, sie genoß es, aber sie machte es nie bei mir. Um ehrlich zu sein, sie berührte nicht einmal tatsächlich meinen Penis mit ihren Händen, und nach dem Sex duschte sie immer sofort.

Ich konnte mir nicht helfen, aber ich mußte den Geruch und Geschmack von Pam mit meinen früheren Pferdepartnerinnen vergleichen... In Aufklärungsbüchern hatte ich oft darüber gelesen an einer Muschi zu lecken, und wie gut es für die Frau war, und wie sehr Männer es genossen, also versuchte ich es, als ich

*so um die 18 war. Das heißt natürlich, bei einem Pferd. So sehr turnte es mich nicht an, aber es störte mich auch längst nicht so sehr, wie ich es erwartet hatte. Die Stuten mochten es. Eine Pferdemuschi roch und schmeckte erdig, moschusartig, aber keinesfalls war es abstoßend, unappetitlich oder eklig.*

*Aber genau so war es bei Pam. Auch wenn sie gerade erst aus der Dusche gekommen war, roch und schmeckte sie noch nach altem Urin, mit einem starken fischigen Beigeschmack und einem Hauch von vergammelten Käse.*

*Nichtsdestotrotz, ich sehnte mich nach dem richtigen Koitus, überzeugt, daß eine »richtige Frau« besser sein mußte als jedes Tier, schon per Definitionem.*

*Die erste Überraschung in dieser Nacht war, daß ich nicht sagen konnte, ob ich nun in ihr war oder nicht. Der Unterschied zwischen draußen herumzureiben und tatsächlich hineinzukommen war minimal. Sie war weit - weiter als jedes Pferd mit dem ich jemals vorher oder nachher geschlafen habe, von Miniaturpferden, deren Füße ich vom Boden hochheben mußte bis hin zu großen Quarterhorsestuten, für die man eine Leiter, einen Baumstumpf oder einen Zaun brauchte um sich drauf zu stellen. Pam hatte keine Kontrolle über ihre Muskeln, geschweige denn etwas das dem krampfartigen Zusammenziehen der Scheide eines Pferdes auch nur herankam. Das innere ihrer Muschi war weich und schlabberig, es fühlte sich an, als wenn man mit einem Stück warmer roher Leber bumste. Ohne jetzt weiter ins Detail gehen zu wollen- es läuft darauf hinaus, daß meine erste Frau nicht nur nicht »unvergleichlich besser« als ein Pferd war, sie blieb um Längen dahinter zurück! Ich pumpte eine Zeitlang, täuschte dann einen Orgasmus vor und brachte sie zurück in ihr Apartment.*

*Meine Beziehung zu Pamela hielt genauso lange, wie ich brauchte um zu entdecken, daß sie mich nur Sex haben ließ,*

*wenn sie etwas Besonderes von mir wollte. Zum Beispiel, wenn sie ungedeckte Schecks für Platten ausstellte, und von mir dann erwartete, sie zu bezahlen - fast ein ganzes Jahr »Pein und Elend«, wie meine Eltern sie im Stillen nannten.*

*Ich verlor Pamela ungefähr ein Jahr, nachdem ich sie verlassen hatte, aus den Augen, ich hörte aber, daß sie immer noch ihre Karriereziele verfolgte. Eine gemeinsame Freundin erzählte mir, daß sie mit verschiedenen Rockgruppen nach den Konzerten geschlafen hätte, ihnen oralen Sex, Drogen, analen Sex, alles gab, was die Stars wollten, und was sie mir verweigert hatte. Ich bin immer noch der Meinung, daß ihr ohne die Drogen keiner der Bühnenarbeiter und schon gar nicht einer der Stars nahe gekommen wäre. Haben sie je den Ausspruch gehört »häßlich, daß die Uhr stehenbleibt«? Pams Visage hätte eine Kirchturmuhre anhalten können!*

\*\*\*

James begann wieder zu schreiben:

»Ich war immer noch entschlossen, 'Normal' zu sein, was Sex anging. Da gab es Claudia aus Manhattan - ein süßes, intelligentes Mädchen, fast vollkommen blind. Wir besuchten uns

Wir besuchten uns über einen Zeitraum von mehreren Jahren ziemlich oft, aber wir hatten nicht allzuviel gemeinsam. Sie liebte es, wenn wir beieinander schliefen oder nackt tanzten, aber weiter als bis zum Oralsex kamen wir nie, weil sie sich nicht damit abfinden konnte eine Frau zu sein und fürchtete, daß Geschlechtsverkehr ihre sexuelle Identität in eine Schablone drücken würde, die sie ablehnte. Ich leckte sie, aber ich fühlte mich so unsicher, daß ich sie daran hinderte, als sie mir anbot, dasselbe bei mir zu machen. Ich nehme an, ich dachte immer noch, es sei 'schmutzig' und wollte sie



nicht 'beflecken'. Ich war immer noch ziemlich verklemmt, weil ich dachte, daß sie für 'so etwas' 'zu nett' sei. Es tat weh, als wir uns das letzte mal trennten, aber es war bittersüß. Ich erinnere mich an sie mit einer Art romantischer Bitternis.«

James sah auf den Bildschirm. Jetzt ordnete er wirklich die Erinnerungen, auf dem Papier und in seinem Kopf. Er griff nach dem Kulturbeutel, wurde aber durch ein Ereignis abgelenkt.

Ein Klopfen an der Tür. »Alles in Ordnung, Sohn?«

»Ja, Mom. Ich schreibe gerade einen Dialog für eine Kurzgeschichte! Bitte laß mich das zu Ende bringen, solange es noch frisch ist.«

»Ja, okay, wir haben uns nur Sorgen gemacht, weil Du Dich so seltsam benommen hast.«

»Es geht mir gut, Grace.« *Das brachte es.*

Die Tür öffnete sich ganz ohne Erlaubnis und James' Mutter stand darin schockiertem Blick darin, hinter ihr stand Tony mit einem seltsamen halben Lächeln in seinem Gesicht.

»Grace? So hast Du mich noch nie genannt!«

James ging hinüber und umarmte seine Mutter. »Ich weiß. Es ist eine lange Geschichte und manches davon ist gar nicht schön, aber ich will, daß ihr beide wißt, daß ich eine Menge vergrabener Erinnerungen wiedergefunden habe und jetzt verstehe. Ich verstehe eine ganze Menge, was ich vorher nicht verstand. Ich liebe Euch beide sehr und von jetzt an wird es besser gehen, okay?«

Mrs. Grace Falabella sah ihrem Sohn tief in die Augen und schien am Ende zu mögen, was sie dort fand.

»Okay, James. Du siehst aus, als könntest Du ein bißchen Schlaf vertragen.«

»Ja, glaube ich auch. Es war eine lange Nacht. Es war ein langes Leben. Aber morgen ist ein neuer Tag.«

James erwachte ungefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang und

fühlte mehr Frieden in sich, als er sich jemals erinnern konnte. Er zog sich saubere Arbeitskleidung an, putzte die Zähne, betrieb Körperpflege; ging dann in die Küche und setzte sich mit einem Glas Eistee nieder.

Tony sah ihn an. »Du siehst gut aus, heute abend. Fühlst Du Dich okay?«

»Ja, danke. Wo ist Mom?«

»Sie ist mit Mrs. Windward von nebenan spazieren. Sie wird bald zurück sein. Brauchst Du sie für irgend etwas?«

»Nun, ich denke, ich muß mich mit Euch beiden lange unterhalten, aber das ist nicht so wichtig, als daß es nicht warten könnte. Trotzdem möchte ich Dich einige Sachen fragen und ich will, daß Du mir antwortest, als wenn ich einfach nur ein Fremder wäre, der Dich als Geistlichen, als Berater aufsucht und nicht als Dein Sohn. Okay?«

Tony grinste. »Das wird vielleicht nicht einfach, aber ich versuch's. Schieß los!«

James sammelte seine Gedanken einen Moment lang, holte tief Luft und sprang dann ins kalte Wasser. »Okay. Nehmen wir an, jemand hat eine Gewohnheit oder eine Begierde oder eine Sehnsucht, die zwar keinen Schaden anrichtet, wobei die Gesellschaft aber Menschen, die diesem Trieb folgen, verdammt. Denk dran, ich bin nur eine Zufallsbekanntschaft und ich frage ganz allgemein, Du weißt nicht, worüber ich genau rede.«

Tony sah in seine Kaffeetasse, rührte einen Moment lang um, nahm einen Schluck. »Ich nehme an, es würde in gewisser Weise von der Art des Begehrens abhängen. Ist es etwas, was *wirklich* niemandem wehtut, verletzt es die Person, die das ausübt, so wie Drogen oder Alkohol?«

»Äh, nein, nichts dergleichen. Diese verletzen ja fast immer auch die Menschen um sie herum. Selbst wenn der Abhängige es

nicht bemerkt. Nehmen wir an, daß diese Person diese Gewohnheit durch eine Kette von Ereignissen, die für sich allein genommen eigentlich ziemlich normal waren, aber durch ihre zeitliche Abfolge und Kombination bewirkt haben, diese Person mit Wünschen zu erfüllen, an denen sie intellektuell nichts Falsches finden kann, die sie aber trotzdem emotionell beeinträchtigen, weil sie weiß, daß andere Leute glauben, es wäre falsch? Ist sie besser dran, wenn sie versucht, diese Begierden zu ignorieren oder zu verdrängen, so daß sie sich als 'normal' im Verständnis der Öffentlichkeit betrachten kann, selbst wenn sie weiß, daß sie sich damit verleugnet und sie der innere Konflikt zerreißt, oder soll sie die Konventionen ignorieren und das tun, was sie glücklich macht?«

Tony sah James lange an. »Es geht um Dich, aber ich weiß nicht, worüber Du sprichst, ja?« James nickte. Eine noch längere Pause folgte.

»Ist es wichtig für Dich?« James stimmte mit geschürzten Lippen zu. »Ich denke Ja. Ich denke, ich verstehe viel besser, was und wer ich bin und warum, als es noch gestern morgen beim Aufstehen der Fall war.«

Tony trommelte ein paarmal mit den Fingern auf dem Tisch. »Es geht um Pferde.« Das war eine Feststellung, keine Frage.

James trank einen großen Schluck Tee. »Ja. Ich weiß, das paßt Dir nicht, manchmal mir auch nicht, aber so bin ich nun mal, finde Dich damit ab!«

»Langsam! Warum so feindlich? Habe ich nicht versucht, Dich zu decken, Dir einen Ort zu geben, wo Du 'Dein Ding' machen konntest, ohne geschnappt zu werden?«

»Ja, später. Aber erinnere Dich, als ich Dir das erste mal davon erzählte, als ich die Highschool verließ, kurz bevor ich mit der Weizenerntetruppe in die Ferien fuhr?«

Tony starrte auf seine Kaffeetasse. »Hmm. Da war ich wohl nicht sehr einfühlsam, was?«

»Nein, würde ich nicht gerade sagen. Alles worüber Du reden konntest, war, was mit Dir passieren könnte.«

Mit einem schmerzlichen Ausdruck auf dem Gesicht sagte Tony: »Ich erinnere mich. Ich hab Dir gesagt, Du solltest sofort aufhören, weil wenn man Dich erwischt, würde das auf mich zurückgefallen. Rückblickend war das wohl keine sehr hilfreiche Art, damit umzugehen, oder?«

»Nein, wirklich nicht. Ich fühlte mich mies, weil ich ein Problem hatte, und Dir schien Dein Job zu der Zeit wichtiger zu sein.«

»Ich nehme an, das war er damals auch. Ich war haarscharf davor, aus meinem Pastorenamt gefeuert zu werden wegen dieser verrückten Geschichte mit Barbara, weißt Du?«

»Ja, ich verstehe, daß Dich das damals beschäftigt hat. Siehst Du? Das ist, was ich meinte, als ich sagte, daß diese Dinge, die mich aus der Bahn geworfen haben, vielleicht Fehler waren, aber verständliche Fehler. Ich beschuldige Dich nicht dafür, wie Du mit der Nachricht umgegangen bist, daß ich es mit Nachbars Viehtrieb - was hätte ich auch erwarten sollen?«

»Vielleicht hättest Du ein bißchen Sympathie erwarten können, ein bißchen Verständnis anstelle von egozentrischer Schockiertheit. Ich hätte mehr mit Dir darüber sprechen sollen, hätte versuchen sollen herauszufinden, warum.«

»Vielleicht.« James trank noch einen Schluck Tee. »Aber erinnere Dich, ich hab's Dir direkt an dem Tag gesagt, als ich losfuhr. Da hattest Du nicht viel Zeit darüber nachzudenken; und als ich dann zurückkam, hattest Du es verarbeitet, Dich daran erinnert, was Du mit dieser Milchkuh gemacht hattest, als Du jung warst und warst bereit, mir zu helfen, daß ich nicht erwischt wurde. Weil Du Dir über die Sache klar geworden warst, nehme ich an,

ist es Dir gar nicht in den Sinn gekommen, daß ich noch eine Menge Fragen und Selbstzweifel hatte.«

Tony senkte den Blick. »Ich fühl mich schlecht deswegen, Sohn. Siehst Du, ich nehme an, ich habe es wie eine Art Verschwörung behandelt - Du tatest etwas, was Du nicht solltest; und ich schlich mich immer noch davon, um Barbara zu sehen - wir steckten unter einer Decke und standen Rücken an Rücken. Da hab ich Dir übel mitgespielt.«

»Nein!«

Tony sprang auf, als James seine Hand auf den Tisch knallte. »Das ist es ja, was ich Dir zu sagen versuche! Es ist *nicht* Dein Fehler. Es ist *nicht* Mom's Fehler. Es ist *nicht* Sheilas, oder Karens oder meiner oder der Fehler von irgend jemand sonst! Es ist einfach so, so bin ich einfach! Der einzige Grund, warum für mich die Frage nach dem *warum* wichtig ist, ist, daß ich es *verstehen* will!«

»Jetzt verstehe ich es, wenigstens eine ganze Menge davon. Jetzt verstehe ich, warum ich Frauen nicht traue, warum ich ihnen nicht genug trauen *kann* um eine gesunde emotionale Beziehung zu ihnen zu haben. Jetzt verstehe ich genug, daß ich damit aufhören kann, mich selber zu verurteilen für etwas, das ich sein *muß*. Etwas, woran ich nichts ändern kann. Jetzt kann ich aufhören, mich selbst zu bekämpfen, weil ich Schuld und Ressentiments anderen gegenüber empfand. Und mich dazu brachten, mich schlecht zu fühlen, mich minderwertig zu fühlen, weil ich sie hatte.«

»Sicher, teilweise war es schon hart, aber es hätte schlimmer kommen können. Ich hatte Eltern, die mich liebten und versuchten, dieses seltsame Kind zu verstehen, das lieber las, als mit anderen Kindern zu spielen, das es nicht fertigbrachte, Geld zu sparen, das in der Öffentlichkeit und im Privaten sehr unterschiedliche Leben führte.«

Tony blickte gedankenvoll. »Deine Mutter und ich versuchten unser Bestes, aber wir haben einige Fehler gemacht, während Du aufwuchst.«

»Ja, sicher habt Ihr die gemacht. Und? Alle Eltern machen Fehler. Ich habe Jahre vergeudet, diese Fehler zu verdammen und das hat mir mehr geschadet als diese Fehler selber. Am Ende habe ich mich hingesetzt und eine lange Liste geschrieben und dann versucht, das Ganze zu verstehen. Willst Du mal was Lustiges hören? Als ich alt genug war, zu verstehen, daß Du die Fähigkeiten hattest, Dir durch Handwerksarbeiten ein sehr angenehmes Leben zu machen, daß Du fast alles entwerfen und bauen konntest, statt dessen aber gewählt hattest, für Pfennige in einer Kanzel zu arbeiten, da haßte ich es, arm zu sein. Ich haßte es, daß ich in einem Goldfischglas aufwachsen mußte, wo sich jedes Auge dieser Kleinstadt direkt auf mich richtete ob ich auch den örtlichen Gören ein gutes Beispiel war oder wenn sie versuchten herauszufinden, ob ich die neuesten Details über den aktuellen Skandal wußte, weil ich eben das Kind des Predigers war.«

»Aber wie hättest Du wissen können, wie es werden würde. Du hast einen Beruf ergriffen mit sehr hohem sozialen Ansehen und Dein Bestes versucht, mich und Deine Kinder in der richtigen Art und Weise aufzuziehen. Du wußtest nicht, daß es so ziemlich der sicherste Weg ist schief aufzuwachsen, das Kind eines Predigers zu sein, besonders wenn man noch klein ist. Auf der einen Seite erwartet man von Dir, daß Du ein kleiner Engel bist, und viele der Kinder in Deinem Alter trauen Dir nicht, auf der anderen Seite gibt es die, die es für eine Herausforderung halten herauszufinden, ob sie Dich vom Rechten Weg abbringen können und die Leute, die immer gesagt haben, daß die wildesten Kinder in der Stadt die des Predigers sind. Es ist nicht Dein Fehler, daß ich mein Bestes versucht habe, die Erwartungen beider Seiten zu erfüllen!«

James schwieg und atmete ein paarmal tief durch, um sich zu beruhigen. »Ich denke, jetzt verstehe ich, daß ich mich selber so akzeptieren muß wie ich bin und aufhören muß mich selber zu geißeln, weil ich über bestimmte Dinge so fühle wie ich eben fühle. Ich erkenne, daß die meisten Leute, die mich verletzt haben oder mich geformt haben, gar nicht anders hätten handeln können, genau wie ich nichts daran ändern kann, daß ich ein sozialer Außenseiter bin. Ich hab ihnen vergeben, zumindest tue ich mein Bestes. Genau wie ich mir selber vergebe, anstatt zu versuchen zu sein, was ich nicht bin, denke ich, es wird viel besser funktionieren, wenn ich meine Fehler erkenne und daran arbeite mit ihnen umzugehen als vielmehr zu versuchen, die ganze Welt und zuvörderst mich selber an der Nase herumzuführen.«

Er stand auf, mischte sich ein weiteres Glas Instanttee und holte ein paar kalte Hotdogs aus dem Kühlschrank, kehrte dann an den Tisch zurück und widmete sich dem Essen.

Tony fragte: »Bedauerst Du Deine Ehe?«

James kaute gedankenvoll. »Ich bin mir nicht ganz sicher, aber ich glaube nein. Ich hab Dir das nie erzählt, aber kurz bevor ich Sheila traf, habe ich mit einem Freund auf der Arbeit verhandelt. Er lebte auf einem gepachteten Bauernhof außerhalb von Chanute, und hatte vor umzuziehen. Ich hatte vor, den Bauernhof zu mieten und aus meinem Apartment dorthin zu ziehen und er hatte eine kleine Shetlandponystute, die er mir verkaufen wollte. Ich hatte schon versucht, ob wir zusammenpaßten und es sah so aus, als wenn sie daran Gefallen finden könnte. Ich habe mich manchmal gefragt, was wohl passiert wäre, wenn ich das getan hätte anstatt mit Sheila zusammenzukommen und zu schlafen. Wer weiß?«

»Im Wesentlichen denke ich aber, bin ich froh, daß wir ein paar gute Jahre hatten, aber die Wunden, die wir uns hinterher zufügten, bedauere ich doch. Ich liebe meine Kinder so gut ich es

eben kann und wünsche ihnen, daß sie nicht auch durch diesen Schlamassel müssen. Aber vorbei ist vorbei. Das Leben geht weiter, wie man so sagt. Wichtig ist, wie ich mich jetzt entscheide, weiterzumachen.«

»Bist Du Dir über die Alternativen, die Du hast, im Klaren?«

»Ich denke ja. Ich denke, ich kann unglücklich bleiben und mich weiterhin langsam umbringen oder ich kann mir eine andere Frau suchen und diese ruinieren, weil sie dann mit jemanden zusammenlebt, der ihr nicht geben kann, was sie braucht.«

»Ja, das sind die sozial akzeptierten Lösungen. Oder ich kann das sein, was ich bin und glücklich mit mir selber werden, egal was alle Anderen denken. Was meinst Du?«

Tony trank seinen letzten Schluck Kaffee und sah James ehrlich an. »Als ich in den Dienst der Kirche eintrat, waren mir die meisten Antworten ganz klar; wenn ich sie nicht selber wußte, so dachte ich wenigstens, ich wüßte wo ich sie finden konnte. Dann begann ich mich mit Leuten zu beschäftigen, die nicht in meine vorgefaßten Schablonen von richtig und falsch paßten, Leute, die freundlich waren, aber Probleme hatten, die ich nie für möglich gehalten hätte. Später entdeckte ich, daß auch ich ein Sünder sein konnte.«

»Heutzutage schwimmt für mich der Gegensatz zwischen richtig und falsch. Ehrlich gesagt, kann ich nicht sehen, was daran so gegen das öffentliche Interesse oder so fürchterlich schlecht sein soll, einen Sexualpartner zu haben, der Dir keine Krankheit anhängt, der nicht schwanger wird und der Wohlfahrt zur Last fällt, der keine ungedeckten Schecks ausschreibt oder das Geld für die Miete für neue Tapeten ausgibt oder all die Dinge macht, die Menschen anderen Menschen oft antun.«

»Was mir wirklich schlimm erscheint, ist wenn Du dich so sehr innerlich zerreißt, daß Du versucht, Dich vor Dir selber hin-



ter einen chemischen Vorhang zu verstecken, nur weil irgend jemand, der einen feuchten Dreck von Dir und Deiner Situation weiß, sagt, daß jeder, der so fühlt wie Du, krank ist und irgendwohin weggeschafft gehört.«

»Ich denke, mein Rat an Dich ist, sich nur insofern um die öffentliche Meinung zu kümmern, daß Du Dich mit Deinen Wünschen und Taten der Öffentlichkeit nicht aufdrängst. Wenn Du das Allgemeinwohl nicht antastest, dann geht es die Öffentlichkeit einen Scheißdreck an, was Du tust. Viele Menschen würden länger, gesünder und glücklicher leben, wenn sie der Klatschbase von nebenan beibringen könnten, sich um ihren eigenen Kram zu kümmern!«

Vater und Sohn grinsten sich über den Tisch an.

»Danke, Dad. So hab ich mir das ungefähr letzte Nacht auch überlegt, aber ich bin froh, Dich das sagen zu hören. Ich war lange Zeit ziemlich daneben und in letzter Zeit manchmal nicht sehr nett zu Dir und Mom, und ich habe andere Leute verletzt, als ich versucht habe, etwas zu sein, was ich nicht bin, anstatt zu dem zu stehen, was ich bin.

Das schlimmste daran war, daß ich mich beobachten mußte, wie ich meine Kinder und meine Familie behandelt habe, als seien sie Eindringlinge in meinem Leben, wie ich versucht habe, mich hinter einem Schild zu verbergen. Ich denke, es ist an der Zeit, daß ich einfach nur ich selbst bin.«

»Ja, Sohn, ich glaube, Du hast recht. Und wie willst Du das anstellen?«

»Da bin ich mir noch nicht ganz sicher, aber da wird mir schon etwas einfallen.«

James ging nach draußen, entlud seinen Lieferwagen und verbrachte ein paar Stunden damit, seinen Laden aufzuräumen. Er reparierte ein paar kleinere Teile, die sich auf den Regalen ange-

häuft hatten, las, rauchte und gab sich Injektionen. Er las ein altes Buch über Pferdepflege, das er zusammen mit anderen Highschoolandenken in einer Pappschachtel gefunden hatte. Er ging früh zu Bett und schlief leicht ein.

# Kapitel 8

*April 1987*

Es war Sonntag, ein wunderschöner Frühlingstag; ein paar Schäfchenwolken waren apart am Himmel verteilt, ein Himmel, an dem man die Amseln, die emsig ihre Nester in James Garten bauten, wie Punkte fliegen sah. Er fühlte sich ausgeruht und erfrischt, so sehr, daß er es sogar versäumte, sich eine Injektion zu geben. Egal, das konnte er immer noch tun.

Jetzt hatte James erst einmal Einiges zu tun. Nachdem er ein weiteres Mal seine Eltern verblüffte, indem er mit ihnen zusammen frühstücken kam, fuhr er zu dieser heruntergekommenen Gemeinde in der Nähe von Joplin, wo er all diese Häuser mit den Ponypferchen auf dem Hof gesehen hatte.

Heute waren er nur in einem von diesen Tiere, aber da sah die Auswahl vielversprechend aus. Niemand antwortete auf sein Klopfen an der Tür des kleinen Mobilheimes, und auf der Auffahrt waren keine Fahrzeuge geparkt, wenigstens keine fahrbaren. James respektierte die Schlösser am Tor, aber er fand nichts dabei, über den Zaun zu sehen.

Er entdeckte eine weiße, struppige Stute, deren Anblick Erinnerungen in ihm weckte.

*Sie sieht fast so aus wie die kleine Goldie, das Pony, das mein Liebstes war, damals zu Hause während der College-Zeit. Die seltsame Familie, der sie gehörte, lebte in einem großen, alten Haus, das seinerzeit recht schön gewesen sein mußte, von ihnen aber sehr runtergewirtschaftet worden war. Der Mann arbeitete in einer Fabrik, seine Frau sah 20 Jahre älter aus als sie war*

*und seine Kinder hätten leicht irgendeine Hinterwäldlerhütte in den Ozarks schmücken können. Ich stellte meine intellektuellen Vorurteile beiseite, freundete mich mit ihnen an, und fand heraus, daß sie nette Leute waren, was ein weiterer Beweis dafür ist, daß man sich auf den Augenschein nicht verlassen kann. Wir saßen um den großen Küchentisch, drehten Zigaretten in einer alten Drehmaschine oder spielten Karten um Streichhölzer. Leo erzählte Geschichten über seine Tage im zweiten Weltkrieg im Südpazifik, und ich erzählte ein paar von den schmutzigen Witzen, die ich von Dad gelernt hatte. Es war großartig! Sein Grundstück war weniger als 2 Blocks von meiner Wohnung entfernt und es hatte keinen Rasen. Dafür war da ein Stachel-drathzaun, ein Stall, und ein kleinerer Auslauf innerhalb des Zauns. Seine Familie hielt sich immer zwischen 2 und 6 Ponys auf einmal, fast immer Stuten.*

*Ich hatte es mir angewöhnt, nach Einbruch der Dunkelheit dort hinunterzuschleichen und Sex mit meinem Liebling Goldie zu haben. Sie war mir lieber als alle anderen, weil es ihr nichts ausmachte, wenn man ihr den Schweif aufhob und in ihre Vagina eindrang. Eins habe ich gelernt: Man muß seinen Sexpartner sorgfältig auswählen - es ist schwierig und gefährlich, ein Pferd zu vergewaltigen! Goldie war nicht sehr groß; ich mußte meine Beine spreizen und in die Knie gehen, um tief genug zu kommen, aber sie war sehr sexy, genoß den Akt mit mir, wiegte sich im Rhythmus meiner Stöße gegen mich und stieß hart zurück, wenn sie meinen Samen fließen fühlte. Irgendwie fühlte ich mich längst nicht so schmutzig nach Sex mit ihr wie ich mich später bei den meisten Frauen fühlte. Ich denke in einer Art liebte ich sie, aber das hätte ich nie mir selber oder jemand anderem eingestanden. Es war eine Sache, daß »System auszuhebeln« indem ich meine Befriedigung ohne Frauen erreichte, aber eine*

*Beteiligung des Gefühls dabei wäre mir »zu krank« und pervers vorgekommen.*

*Eines Nachts dachte ich, jetzt sei alles aus! Es war kalt und ich trug meine spezielle Kleidung für Sex im Winter: Ein paar Jeans, bei denen der Knopf und der Reißverschluss rausgeschnitten waren, keine Unterwäsche und einen langen alten Übermantel; alles was ich zu tun hatte war, die Knöpfe am unteren Teil des Mantels aufzuknöpfen, ihn über den Rumpf meiner Partnerin zu ziehen und schon war alles bereit und man hatte es schön warm.*

*In dieser Nacht war ich in dem mit Brettern abgeäuerten Auslauf, wo Leo die Ponies während des Winters hielt. Klein Goldie (im Gegensatz zur »großen Goldie«, einer böswilligen Fuchsstute, die Leo auch noch besaß) und ich waren gerade glücklich fertig, aber ich hatte wohl im Rausch des Orgasmus zuviel Lärm gemacht, denn ein Hund fing an zu bellen und Leo's Verandalicht leuchtete auf. Ich versuchte, mich zwischen den Pferden zu verbergen, aber der Auslauf war zu klein und er hatte mich bald im Lichtkegel seiner Taschenlampe gefangen.*

*Ich erinnerte mich noch gut an Dad's Vorhaltung über das »geschnappt werden«, und mir war klar, daß mein Leben jetzt zu Ende war. Ich würde mit Schimpf und Schande ins Gefängnis geworfen werden, wo die anderen Verbrecher mich wie den letzten Dreck behandeln und mich als Sexpuppe herumreichen würden. Dad würde man aus dem Priesteramt jagen und er und Mom würden von der Wohlfahrt leben müssen als Objekte der allgemeinen Verachtung. Als Leo bei dem Auslauf ankam, hatte ich meinen Mantel zwar schon wieder zugeknöpft, aber er fragte trotzdem »Was tust Du hier, Jim?« Der Strahl der Taschenlampe huschte von mir zur Klein-Goldie, die den Schweif immer noch in der Luft hatte. Samen glänzte im Licht, der zwischen ihren schwarzen Schamlippen herausquoll und auf den Boden tröpfelte. Leo*

wiederholte die Frage. Seine Stimme klang nicht ärgerlich, nicht einmal besonders überrascht. In meiner Verzweiflung zog ich es nicht einmal in Betracht, ihn anzulügen, aber ich konnte es einfach nicht laut sagen.

»Äh, ich fürchte, das siehst Du ja.«

Leo knipste das Licht aus. »Ja, ich habe schon lange herausgefunden, warum Du Dir ein oder zwei Ponies ausgeliehen und sie über Nacht zu Dir nach Hause mitgenommen hast. Und ich finde immer Deine Brieftasche, da wo Du sie jedesmal verlierst, wenn Du über den Zaun kletterst. Du solltest sie zu Hause lassen, wenn du hierher kommen willst.«

Ich war überrascht. »Bist Du nicht wütend? Ich meine, äh, wirst Du nicht die Polizei holen?«

»Die Bullen? Quatsch, Du bist doch ein Teenager, ich war selber mal einer und lief 23 von 24 Stunden am Tag mit einem Steifen herum und war so gierig nach Sex, daß ich an nichts Anderes denken konnte! Also ich seh Dich lieber hier bei meinen Tieren als wenn du irgendwo da draußen eine alte Oma oder ein kleines Mädchen anfällst. Du behandelst sie immer gut und Du bist ein netter Junge. Ich hab es zwar nie mit einem Tier versucht, aber auch ab und zu daran gedacht, und viele meiner Freunde aus der Zeit, wo ich aufwuchs, sind auf alles draufgesprungen, was warm war und es hat ihnen nie geschadet.«

»Heißt das - soll das heißen, daß Du nichts dagegen hast, wenn ich mit, äh, Du weißt schon, weiter mache?«

»Sicher, nur sei vorsichtiger. Laß die Brieftasche zu Hause, wie ich Dir gesagt habe. Und anstatt Dich nachts hierher zu schleichen, wobei sich die Leute dann fragen, was das soll, werde ich meiner Frau sagen, daß Du die Ponies tagsüber, wenn ich bei der Arbeit bin, besuchen kannst und Du kannst dann eins in den

*Stall mitnehmen, wo Dich niemand sehen kann. Oder Du kannst auch immer eins für ein, zwei Tage mit nach Hause nehmen, wie Du es ja auch schon gemacht hast.«*

*Leo überraschte mich wirklich. Er war neben Dad der einzige, der dies über meine Triebe herausfand und es nicht nur akzeptierte, sondern auch noch verzieh.*

*Meine Affäre mit Klein-Goldie hielt fast die ganzen 4 Jahre, die wir in dieser Stadt lebten, an. Später, als ich auf Besuch wieder dorthin kam, war ich sehr enttäuscht, als ich sah, daß Leo und seine Familie zwar noch da waren aber sein Auslauf und all die Tiere waren fort. Ich wollte zwar mit Goldie nichts mehr anfangen (na ja, eigentlich schon, aber gerade zu dieser Zeit ging das nicht), ich wollte sie eigentlich nur wiedersehen. Ich hatte nicht den Mut zu fragen, was mit ihr passiert war. Ich hatte Angst vor der Antwort.*

Die Weiße hatte gerade die richtige Größe, und die Wehmut, hervorgerufen durch ihre Ähnlichkeit mit Klein-Goldie hielt James fast davon ab, das Fuchsfohlen mit der blonden Mähne in der gleichen Abteilung des Pferches zu bemerken.

Er wünschte, er könnte hineingehen und sie näher ansehen, beherrschte sich aber dann und ließ nur seine Visitenkarte in der Tür des Mobilheimes zurück, mit den Worten »Rufen Sie mich an, ich will ein Pferd kaufen« auf die Rückseite gekritzelt.

Als er wieder nach Hause kam, waren Grace und Tony zur Kirche gegangen und würden noch lange dort bleiben, weil noch ein Picknick anstand. James entschloß sich, mit der Endlosaufgabe seinen Laden aufzuräumen, fortzufahren.

Zuerst ein paar kräftige Schüsse Speed, um sich zu motivieren, dann begann er zu arbeiten. Die langweilige Routine »Haufen zusammenfegen, Haufen wegsaugen, Werkzeug beiseite räumen,

und noch mehr Dreck entdecken, auf einen Haufen fegen,...« zog sich hin, die Drogen lösten seine Stimme ein wenig und er begann, mit sich selbst zu sprechen.

»Na und, wie geht's jetzt? Fühlst Du Dich jetzt besser?«

»Ja, glaube schon.«

»Willst Du wirklich ein eigenes Pony kaufen, ey?«

James kicherte. »Aber sicher. Was dagegen?«

»Nicht solange Du weißt, warum Du es tust.«

»Ich tue es, weil ich es müde bin, eine Rolle zu spielen. Ich hab mein ganzes Leben damit verbracht vorzugeben, ein guter kleiner Priestersohn zu sein, oder ein guter kleiner Priester oder ein guter kleiner Techniker oder Lastwagenfahrer oder Süchtiger, oder guter Vater, oder ein vernünftiges, verantwortungsvolles Mitglied der Gesellschaft! Du weißt, wie gut ich darin bin, Leuten etwas vorzuspielen! Erinnerst Du Dich, wie ich mich früher mit LSD volldröhnte und mir dann das Spielchen erlaubte, zur Polizeistation zu gehen und mit den Bullen ein Stündchen zu plaudern, nur zu sehen, ob ich den äußeren Anschein durchhalten konnte, während in meinem Kopf ein Feuerwerk abging? Ich bin 36 Jahre alt! Es wird Zeit, ein bißchen ich selber zu sein!«

»Hey, Du brauchst nicht gleich feindselig zu werden. Das ist die Antwort, die ich hören wollte. Es gibt nichts Schlimmeres als eine Illusion so lange durchzuhalten, daß sie eine Selbsttäuschung wird und real erscheint. Du mußt immer noch ein Image nach draußen hin durchhalten, aber im Verhältnis zu denen, die zählen, besonders zu Dir selber, hast du wirklich das Bedürfnis, das zu sein, was Du wirklich bist.«

»Das sagt sich so leicht, oder? Aber ich frage mich immer noch, ob ich das Richtige tue. Entwickle ich mich jetzt weiter oder zurück?«



»Kannst Du Dich wirklich noch weiter zurückentwickeln? Dein linker Arm trägt die Narben von buchstäblich Tausenden von Nadelstichen. Vor zwei Nächten hast Du ernsthaft über Freitod nachgedacht und vorher mit diesem dummen Manöver auf dem Highway Dein Leben riskiert. Dein Geschäft geht den Bach runter, Deine Frau und Deine Kinder sind weg, Du hast kaum noch zu jemandem Kontakt außer zu denen, mit denen Du Geschäfte machst. Was hat es Dir also gebracht, den Idealvorstellungen aller anderen Leute hinterherzurennen?«

»Autsch! Ich hab verstanden. So weit so gut, also werde ich sie mir ansehen, wenn der Mensch anruft.«

»Gut. Klingelt da nicht das Telephon? Vielleicht ist er das ja.«

Er war es. Frank Bunz teilte James mit, daß das weiße Pony, für das James sich interessierte, und die Fuchsstue, die bei ihr stand, schon an jemand Anderen verkauft waren, »aber wenn Sie wirklich eins von denen wollen, dann kommen Sie vorbei und vielleicht können wir uns ja einigen.«

James verlor keine Zeit. Als er bei dem Pferch ankam, stand da ein dreiviertel-Tonnen-Tieflader, angehängt an einen zweiachsigen Viehtransporter, vor dem Haus, und ein großer, ungefähr 60 Jahre alter Mann im Overall füllte Wasser aus einem Regenfaß in den Vorratstank des Transporters.

»Frank?«

»Ja. Sie sind James?«

»Hmm. Ich wollte ein Pony kaufen.«

»Was haben Sie sich da vorgestellt?«

»Ja, hauptsächlich möchte ich ein Haustier. Ich lebe getrennt, und meine Tochter ist verrückt nach Pferden, aber ich seh sie nicht mehr viel. Ich denke, daß es eingeritten ist, ist nicht so wichtig, aber ich möchte eins, das lieb ist.«

Bunz kratzte sich an den Stoppeln auf seinem Kinn und sagte

dann: »Dieser gescheckte Wallach da drüben ist ein ganz lieber. Sie können geradewegs zu ihm hingehen.«

»Sieht gut aus, aber ich hab mir eigentlich diese beiden Stuten in dem abgetrennten Verschlag dort drüben angesehen. Was ist mit denen?«

»Das sind die, die schon verkauft sind, aber wir können sie uns ja mal ansehen.«

Mit diesen Worten schloß Frank Bunz die Kette dem Tor auf und ging hinein. Die zwei gingen durch ein weiteres, kleineres Tor in einen Bereich, der bis unter das überhängende Scheunendach reichte und so Schutz vor dem Wetter bot. Die Laderampe reichte auch bis in diesen Bereich, was erklärte, warum diese beiden Tiere gerade dort isoliert worden waren.

»Ich kann Ihnen jede von den beiden für 50 Dollar überlassen.«

»Irgendwie mag ich diese struppige Weiße,« sagte James und versuchte, sich dem mißtrauischen Pony zu nähern. Sie umkreiste ihn und hielt auf Distanz.

Der Pferdehändler nahm einige Stricke vom Haken, fing die beiden Tiere geschwind ein und legte ihnen Führstricke an. Dann trat James vor um jede von Nahem zu untersuchen. Die Spitzen der Hufe der weißen Stute waren nach vorne ausgewachsen und an den Rändern aufgerollt, was sagte, daß die Stute einmal lahm gegangen war, was ihr ihre Füße dauerhaft geschädigt hatte, eine Schädigung, die leicht schlimmer werden konnte, bis sie so verkrüppelt war, daß sie nicht mehr laufen konnte und getötet werden mußte.

Die Hufe der blonden Fuchsstute sahen ganz gesund aus. Auf seinen Wunsch hin gab der Händler ihm einen Hufauskratzer und James holte den Matsch und Mist aus der Unterseite ihres linken Vorderhufes. Der Fuchs scheute, als er sich das erste Mal näherte, stand dann aber still, als sie das Ende des Stricks er-

reichte, und zitterte ein bißchen, als James den Huf aufhielt, um daran zu arbeiten. Als er die Sohle sauber gekratzt hatte, suchte er sorgfältig nach jedem Hinweis auf einen braunen Ring am Rand des weißen, hornähnlichen Materials. Er wiederholte den Vorgang an dem anderen Vorderhuf und an einem Hinterhuf. Ihre Hufe schienen in exzellentem Zustand zu sein.

»Haben Sie vielleicht auch die Impfbücher?« fragte James, als er die beiden Tiere tätschelte und beruhigte.

»Ich hab welche bei der Auktion bekommen. Nur eine Minute, ich hol sie gerade.«

Frank verließ die Umzäunung.

Das war die Gelegenheit, auf die James gewartet hatte. Sanft, aber geschwind hob er den Schweif der weißen Stute hoch und rieb sachte am Äußeren ihrer Vulva. Sie wich nervös aus. James spuckte auf eine Fingerspitze und schlüpfte damit hinein. Die weiße Stute wieherte, stampfte mit einem Hinterfuß auf und drückte ihren Schweif mit Kraft hinunter, um ihre Genitalien zu bedecken.

Mit einem schnellen Blick, um sich zu vergewissern, daß Frank immer noch im Haus war, wiederholte James den Vorgang mit der Fuchsstute. Sie scheute auch ein wenig, aber es schien mehr die Nervosität zu sein einen unbekanntem Menschen so nah bei sich zu haben, als irgend etwas spezielles mit ihrem Sexualorganen.

James war unschlüssig. Keine von den beiden schien ein klares Zeichen zu geben, daß sie in der Art, die er wollte, lernfähig war, allerdings schienen sie Sex auch nicht klar abzulehnen. Vielleicht konnte es ja jede der beiden im Lauf der Zeit lernen.

James lehnte am Zaun, als Frank mit den Verkaufspapieren wieder zurückkam.

»Haben Sie sich entschieden?«

»Ja, ich denke, ich nehme die weiße, aber ihre Beine sehen nicht sehr gut aus.«

»Sind sie auch nicht.«

»Können Sie mir dann einen besseren Preis machen?«

»Nein, wirklich nicht. Heute wollen die Leute zottige oder strup-pige, und außerdem ist sie größer als der Fuchs, die bringt mehr auf dem Fleischmarkt.«

James wurde bleich. »Fleischmarkt? Das ist doch wohl ein Witz, oder?«

»Mitnichten. Deswegen sehen Sie hier in der Gegend auch so wenig Ponies. Die Pferdemetzger kaufen die meisten von ihnen. Die verkaufen das Fleisch dann an die Japaner.«

James schauderte bei dem Gedanken. Er wußte, daß Geschäft Geschäft war, und daß für den jeden Bissen Fleisch, den jemand aß, ein Tier sterben mußte. Aber Pferde...

Plötzlich war er froh, daß er nie gefragt hatte, was mit Klein-Goldie passiert war.

»Sehen Sie, ich bin Pferdehändler. Ich mag es auch nicht, aber so ist das nun mal. Sie scheinen etwas von Pferden zu verstehen, hatten Sie viele?«

*Ja, aber nicht so, wie Sie sich das vorstellen.*

»Das meiste von dem, was ich weiß, habe ich mir nur angelesen.«

»Okay. Die weiße hat schlechte Füße, aber sie ist süß wie diese kleinen Hunde, denen die Haare so in die Augen hängen. Ich hab sie schon verkauft, für das, was ich von Ihnen verlangt habe, und den Menschen stören ihre Füße nicht. Aber wenn ich Sie wäre, dann würde ich diese kleine Fuchsstute nehmen. Sie ist noch nicht eingeritten und gar nichts, aber sie ist erst 2 Jahre alt und sie wird sich gelehrig zeigen und ein gutes Haustier sein. Ihre Füße sind in Ordnung und wenn Sie sie vernünftig füttern, dann bleibt es auch

dabei. Viele Leute bekommen Probleme, wenn Sie Ihr Pony im Frühjahr Unmengen frisches Gras fressen lassen, wo es zu nährstoffreich ist oder wenn sie ihnen zu viel Getreide geben.«

»Hübsch ist sie.«

»Ja, sie wird eine Schönheit werden. Der Mann, der diese zwei gekauft hat, sagt, daß er die Weiße gut weiterverkauft hat, aber was mit der Fuchsstute passiert, steht noch in den Sternen. Entweder kommt sie zu einem, der ihr die Füße ruiniert, weil sich nicht drum kümmert oder sie wird für eine Mahlzeit in Tokyo gemästet.«

James war fasziniert, wie sich dieser Händler sofort auf seine schwache Stelle konzentrierte und bewunderte das offensichtliche Verkaufstalent dieses Mannes. Trotzdem hatte er ein paar gute Argumente angebracht. Davon abgesehen, wenn der andere Kunde die Weiße schon weiterverkauft hatte, würde er sie sowieso nicht bekommen...

»Okay, ich nehme den Fuchs. Ist es in Ordnung, wenn ich Ihnen einen Scheck als Anzahlung gebe? Wenn sie ihn bis morgen nachmittag festhalten, bringe ich Ihnen statt dessen Bargeld vorbei.«

»Ha. Und ich behalte das Pferd solange hier?«

»Sicher, ich muß auch erst eine Unterkunft für sie herrichten, vor in ein paar Tagen kann ich sie sowieso nicht holen. Wo wir gerade davon sprechen, was kostet's mich, wenn Sie sie mir vorbeibringen?«

Bunz Augen begannen verborgen zu leuchten. »Ist das Ihre Adresse hier auf der Karte?« Ein Nicken. »Oh, ich muß den Anhänger wieder dranhängen und das braucht seine Zeit... Was halten Sie von 20 Dollar?«

Das klang ein bißchen überzogen, aber James hatte sich nun selbst zu dem Handel überredet, seine Begeisterung wuchs, und

er stimmte zu. Der Handel wurde abgeschlossen, die Formalitäten erledigt.

Auf seinem Heimweg hielt James bei einem Landhandel an, der auch am Sonntagnachmittag offen hatte und kaufte eine Führkette, einen Striegel und einen Sack Futter.

### *Mai 1987*

Die nächsten paar Tage vergingen wie im Fluge und zogen sich doch unendlich hin. James erfüllte sein Versprechen, was den Scheck anging und ausgerechnet in einer Zeit, wo er seine ganze Kraft in die Vorbereitungen für das neue Familienmitglied stecken wollte, hatte sein Geschäft Hochkonjunktur.

Sein erster Impuls war, die Reparaturaufträge abzulehnen, aber er entdeckte auf einmal bei sich einen verloren geglaubten Sinn für Verantwortung. Er konnte es nicht mehr aussitzen, wenn irgend etwas nicht funktionierte. Er mußte ein Leben nicht nur für sich selber aufbauen, sondern auch für sein Pony und dafür war noch eine Menge zu erledigen. Er verbrachte weniger Zeit am Computer und ging früh zu Bett, um das Tageslicht auszunutzen.

POLKA PONY: »Rob, könntest Du bitte Mr. Master und dem Rest sagen, daß ich Q-Link verlassen muß?«

ROB 47: »Sicher. Was ist los?«

POLKA PONY: »Oh, nun, ich habe zu tun und das verschlingt viel Zeit und es kostet auch zu viel, selbst bei 6 Cent pro Minute.«

MR MASTER: »Was ist das denn? Hey, komm zurück und besuch uns mal wieder, PP. Es hat Spaß gemacht.«

Er tat es nie.

Ungefähr am Dienstag kam es James dann in den Sinn, daß er sich lieber über die städtischen Rechtsvorschriften informieren sollte. Er hatte schon Pferde im Stadtgebiet gesehen, aber die meisten wurden auf wesentlich größeren Grundstücken als seinem gehalten. Ein schnelles Telephonat informierte ihn, daß es in Ordnung ging, solange es bei nur einem Pferd blieb.

Er zeichnete einen Grundriß für einen einfachen 4x8 Fuß großen Schuppen auf, der die Stute bei schlechtem Wetter schützen und, wenn alles nach Plan lief, auch als Boudoir dienen sollte. Er begann, sein Material zusammenzusuchen und den geplanten Auslauf im Gelände zu markieren.

Tom Sheisskopf und seine Familie beobachteten seine Aktivitäten im Garten mit Interesse, aber Linda hielt sie davon ab, Fragen zu stellen und fixierte James mit ihren Knopfaugen, während dieser Maß nahm und Pflöcke in den Grund trieb.

Mrs. Windward von der anderen Grundstücksseite fragte James, ob er »noch so einen scheußlichen Radioturm« plante und machte sich Sorgen, daß ihr Grundstück an Wert verlieren könnte. »Es wird alles gemäß den städtischen Bauvorschriften gemacht« versicherte ihr James.

Reverend Tony natürlich wußte sehr gut, was James vorhatte und bot mit Freuden sein Wissen und seinen Rat an.

Das Bauprojekt hatte zwar kaum begonnen, aber James kaufte jetzt schon einen großen schweren Plastiktrog, einen Halfter und die anderen Teile der notwendigen Grundausstattung. Er stellte sich vor, daß er sie an den Bäumen in seinem Garten anbinden oder sie in den freien Bereichen anpflocken könnte und da könnte sie grasen und bekäme noch ein bißchen Hafer, dann würde es solange er baute, schon gut gehen.

James rief Frank Bunz am Donnerstagmorgen an, und dieser versprach, sie am Nachmittag vorbeizubringen.

»Dad, was glaubst Du, wird Mom sagen?« fragte Jim, als sie zur Mittagszeit allein waren.

»Ich weiß nicht. Nicht viel, nehme ich an. Du bist ein erwachsener Mann und das ist Dein Haus, was kann sie schon sagen?«

»Ja, schon, aber sie wird mitbekommen, was los ist... Erinnere Dich, was war, als sie diese Fotos fand, die Mike eines Nachts von Goldie und mir gemacht hat?«

Tony grinste. »Ich erinnere mich. Junge, da war was geboten. Schlimm genug, daß sie ahnte, was Deine Neigungen sind, aber dies eine Bild, wo Du ihre Muschi gelect hast, hat sie von den Socken geholt! Besonders, wo der Aufnahmewinkel den Eindruck erweckte, daß das Pferd lächelte.«

»Woher willst Du wissen, daß sie das nicht getan hat?«

Vater und Sohn kicherten, sahen sich an und brachen in schallendes Gelächter aus, James bekam durch die Gefühlsaufwallung wieder einen Schwächeanfall und legte seinen Kopf auf den Tisch, Tony mußte husten. Als sie sich fast wieder beruhigt hatten, hob James den Kopf, grinste und sah Tony an.

»Pony-Lingus.«

Das Gelächter brach von Neuem los. Sie lachten und husteten, daß der Tisch bebte. James genoß das, und Tony auch. Es brachte Erinnerungen zurück an die Zeiten, wo sie bis spät in die Nacht bei Softdrinks und Zigaretten Wortspiele gemacht hatten, die Zeiten, bevor Tony's Bronchitis ihn zwang das Rauchen aufzugeben. An dieser Nähe hatte es in letzter Zeit nur allzu sehr gemangelt.

Als er seine Kraft wiedergekommen war, hob James den Kopf. Tony blickte durch seine dicke Starbrille, sah ihm gerade in die Augen und fragte: »Und andersrum, ist das dann Füllen-atio?«

Das war zuviel! Sein Verstand schrie, er brüllte vor Lachen, und die Lähmung schlug voll zu. James warf seinen Kopf nach



hinten und rutschte aus dem Stuhl auf den Boden, wo er nach Atem ringend und bei jedem Ausatmen lachend lag, derweil ihm die Tränen aus den Augen liefen.

Tony blickte besorgt und begann aufzustehen, aber James winkte schwach ab und keuchte »Ich bin - in Ordnung, es ist - nur so - witzig! Ich habe nicht so - habe nicht gewagt so - zu lachen - seit Jahren nicht mehr. Oh Gott, Dad, Du bist wundervoll! Das Leben ist schön!«

Tony blickte wieder ernst. »Hört sich ja seltsam an - als wenn das in letzter Zeit nicht so gewesen wäre.«

James erhob sich ernüchert wieder auf die Ellbogen. »War es auch nicht. Letzte Woche war ich mir da gar nicht sicher.«

Reverend Tony fragte: »Und jetzt?«

»Jetzt ja. Es ist so, wie ich Dir am Samstag erzählt habe: Ich habe mir einiges klar gemacht, dann war da Dein Rat, ich selber zu sein und mich um meine eigenen Bedürfnisse zu kümmern, anstatt um das, was jeder sonst für meine Bedürfnisse hält, und einfach die Dinge so zu nehmen, wie sie sind und nicht so, wie sie sein könnten - das hat sehr geholfen.«

Er stand auf und ging um den Tisch herum, um seinen Vater in den Arm zu nehmen. »Ich liebe Dich, Dad. Mom liebe ich auch. Ich hoffe wirklich, daß es sie nicht allzusehr trifft.«

»Ich würde mir darum nicht zu viele Sorgen machen. Wir waren beide froh, Dich in den letzten Tagen aus Deinen Schmerz heraustreten zu sehen. Ich denke, sie wird es besser aufnehmen, als Du glaubst. Zum Teufel, mit mir ist sie immerhin seit 47 Jahren zusammen.«

Der Himmel bezog sich an diesem Nachmittag; es drohte zu regnen. James saß unruhig in seinem Laden, nervös die Ankunft seines Tieres und - so hoffte er - seiner Geliebten erwartend. Ein notwendiges Teil hatte auf seiner Einkaufsliste gefehlt, aber er

wühlte in einigen Pappschachteln herum, bis er den Führstrick mit dem Panikhaken am Ende gefunden hatte, den er viele Jahre zuvor gekauft und bei seinen mannigfaltigen Besuchen in anderer Leute Ställe benutzt hatte.

Er versuchte zu arbeiten, war aber zu nervös. Daraufhin las er alte Ausgaben von Readers Digest, rauchte, und spritzte sich Drogen.

Endlich, ungefähr gegen vier, hörte er vor dem Haus Bremsen quietschen. James schnappte Strick und Halfter und platzte aus der Ladedtür. Frank Bunz war da und wuchtete seine Körperfülle zum hinteren Teil des großen Viehtransporters. Die kleine Fuchsstute wirkte in dem großen Abteil recht verloren.

»Geben Sie mir Halfter und Strick.« Frank öffnete die Wagentür und kletterte hinein. Er legte das Seil über den Hals des Fohlens, entfernte sein eigenes Halfter, zog ihr das neue aus blauem Nylon an, hakte den Strick ein und führte das verunsicherte Pony hinaus. James bezahlte ihm den vereinbarten Aufschlag und übernahm den Strick.

»Sie ist bis jetzt nur auf der Weide gewesen und war nicht viel bei Menschen. Passen Sie auf und behandeln Sie sie gut!« Frank stieg wieder in seinen Lastwagen und fuhr davon.

James führte sie zu der Veranda auf der Vorderseite, wo seine Eltern standen, Tony sah interessiert zu, Grace mit einem verwirrten Ausdruck im Gesicht, der sich langsam in dämmerndes Verstehen wandelte.

»Meine Damen und Herren, darf ich Ihnen - hm, Du brauchst einen Namen. Einen guten Namen.«

James betrachtete sie und sie blickte mit angespanntem Ausdruck in den Augen zurück, man konnte das weiße um das dunkelbraun und schwarz von Iris und Pupille sehen. »Dein Fell ist fast hell genug, um rot zu sein, und Deine Mähne und Schweif sind

golden, wie wenn man dünnen Honig auf etwas Dunkles gießt. Dein Name ist 'Wild Honey Cherry'.«

Er wendete sich wieder seinen Eltern zu und vollendete die formelle Vorstellung: »Das ist Wild Honey Cherry. Ich nenne sie Cherry.«

In weiser Voraussicht machten seine Eltern keine Bewegung in Richtung auf die nervöse Cherry, aber sie wiederholten den neuen Namen, begrüßten sie und dann führte James sie um das Haus herum nach hinten.

Von ein paar Bäumen und einem Stück Garten abgesehen, war James Hinterhof der Platz für seinen Ham-Radio-Turm. Dieser ragte 15 Meter in die Luft und war zu drei Blöcken um ihn herum hin abgespannt, von denen einer mit einer Winde ausgestattet war, um den Turm an der Seite mit dem Scharnier hochzuziehen und niederzulegen. Der Turm und viel wichtiger diese seltsam aussehende selbstgestrickte Antenne an seiner Spitze war manchmal der Stein des Anstoßes in der Nachbarschaft gewesen. Die Sheisskopfs behaupteten, daß sein Radiosender ihren Fernseher störte, obwohl er das bei den anderen Nachbarn nicht tat. Mrs. Windward war der Ansicht, er sei scheußlich und würde den Wert ihres Hauses mindern. Man konnte ihn aus jeder Richtung eine halbe Meile weit sehen, was James auf die Idee gebracht hatte, auf ihm zu Weihnachten einen 5 Fuß großen erleuchteten Stern anzubringen und farbige Lichterketten um den Turm und die Spanndrähte zu wickeln. Mrs. Windward paßte das auch nicht, und Tom Sheisskopf fühlte sich herausgefordert, James Beleuchtung jedes Jahr zu übertreffen.

Nichtsdestotrotz, niemand beklagte sich, als die Orkane kamen und er mit dem Rest der Tornadobeobachter über das Ham-Radio-Wetterwarnnetz verbunden war. Statt dessen hingen die Leute dauernd bei ihm herum und hörten sich an welchen Weg der Sturm

nahm. Sie verfolgten ihn von Coffeyville, Kansas und Tulsa, Oklahoma den ganzen Weg bis nach Springfield, Missouri. Den Nachbarn gefiel es zu wissen, wann sie sich keine Sorgen zu machen brauchte und wann sie die Schutzräume aufzusuchen mußten. James band Cherry an den 4 Zoll dicken ummantelten Haken, der die Winde hielt und wollte die Kette mit dem Karabinerhaken holen, so daß sie ein bißchen Gras fressen und sich beruhigen konnte.

Cherry hatte andere Pläne. Kaum hatte James das Seil festgebunden und sich ihr genähert, weil er sie einen Moment tätscheln und sie beruhigen wollte, zog sie mit einem gewaltigen Ruck einfach den Ring aus dem Ende des Seils und schon war sie frei. Sie machte sich in das große Feld hinter James' Grundstück davon.

Sobald sie sich ein wenig entfernt hatte, wurde die Verlockung nach dem Gras doch größer und sie hielt an um etwas davon zu probieren. James war ihr schon gefolgt, aber als sie stehen blieb, rannte er zurück zum Haus und griff sich die neue Kette; dann ging er zwei Häuser südwärts um Hilfe zu holen.

Ein paar Minuten später riß Cherry den Kopf in die Höhe, als sie James, fünf Nachbarskinder und Tom Sheisskopf erspähte, die sie einzukreisen begannen. Sie zog sich zurück und behielt die weit verstreute Gruppe fest im Auge. Als sie näher kamen, nahm sie die Beine in die Hand und trabte um sie herum um dann weiter zu grasen. Als ihr der Abstand groß genug schien, graste sie weiter. Die nächsten beiden Versuche gingen genauso aus.

Ein paar der Kinder hatten Schwierigkeiten mitzuhalten, weil sie so lachen mußten.

Selbst durch seinen Ärger und seine Frustration freute sich James, wie Cherry ihren Kopf trug, die graziöse Aktion ihrer Beine, und die Schönheit von Mähne und Schweif, die im Wind wehten. Er rief die anderen zum Kriegsrat zusammen.

»Seht mal, wir sind zu nah zusammen. Wir müssen uns ausbreiten,

fast über das ganze Feld und sie in diese Ecke da hinten lenken, wo die Zäune einen spitzen Winkel bilden. Dann können wir langsam wieder zusammenkommen, wenn wir dahin gehen. Okay?«

Der Plan wurde in die Tat umgesetzt, Cherry hielt auf Distanz und schien nicht zu bemerken, daß sie Bewegungsfreiheit verlor. Bald standen sie nur ein paar Fuß voneinander entfernt, dann nur ein paar Fuß von dem Pony entfernt. Sie waren müde, und sie war auch müde, aber Cherry hatte noch genug Energie für einen letzten Versuch.

Sie rannte auf eine kleine Lücke zwischen den Menschen zu, daß die Erde nur so flog. Glücklicherweise war James einer von den Menschen an dieser Lücke. Ein noch glücklicherer Umstand war, daß er hochmotiviert war. Und am besten war, daß es ihm gelang, das Halfter mit sicheren Griff zu fassen, als sie entspringen wollte.

Dann entdeckte er, daß selbst ein kleines 150-Kilo-Pony mit mächtiger Kraft ziehen konnte und er wurde durch die Gegend gewirbelt und gezogen. Gleichzeitig entdeckte Cherry, daß 175 Kilo Mann doch ein guter Anker waren. Der Schwung des Pferdes trug sie ungefähr 3 Meter im Kreis herum, bevor sie zum Stillstand kam.

James kam von den Füßen und fiel hin. Sein Gewicht zog Cherry's Kopf mit hinunter, sie rutschte im nassen Gras aus und fiel an seiner Seite nieder. James warf schnell einen Arm über ihren Hals und ein Bein über ihren Bauch um sie festzuhalten, während er die Kette an das Halfter klipste.

Der Rest der Gruppe sah auf das Paar auf dem Boden hinab und sich dann an. Der Naseweis der Bande, der 15 Jahre alte Kurt, fragte: »Wie sagt man in der Pferdesprache 'Vergewaltigung'?«

Alle, James eingeschlossen, prusteten darauf hin haltlos los. Cherry sah sie alle nur mit einem Auge an, der Fall hatte ihr die

Lust aufs Kämpfen genommen, und fragte sich offensichtlich, unter was für Irre sie da gefallen war.

James beruhigte sich schnell wieder und begann, Cherry's Hals zu streicheln, versicherte ihr, daß alles in Ordnung war und daß keiner ihr weh tun würde. Er dankte seinen Helfern und stand auf. Cherry kam schnell auf die Füße und stand dann steifbeinig da, als James sanft ihr alle vier Beine und ihren Brustkorb abtastete, um sich zu vergewissern, daß sie sich beim Fallen nicht verletzt hatte. Dann führte er sie zurück zu dem soliden Pfahl, befestigte die Kette daran und ließ sie grasen, während er sich auf die hintere Veranda setzte und sie eine Zeitlang beobachtete.

*Sie ist wirklich hübsch. Nein, sie ist schön! Wie ihre Muskeln unter ihrer Haut spielen, wenn sie sich bewegt, diese trockenen Beine und Gelenke. Sie ist mehr wie ein kleines Vollblut als wie ein stämmiges Pony gebaut.*

James ging durch die Hintertür in seinen Laden und öffnete den Futtersack. Er nahm eine Handvoll und ging zu Cherry. Sie wich ihm wieder aus, wobei sie den Pfahl umkreiste. Er wurde das Spiel »mit Cherry im Kreis laufen« schnell müde und stellte einfach den Fuß auf die Kette und ging auf der Kette zu ihr hin. In Armeslänge von ihrer Nase blieb er stehen und streckte die Hand aus. Cherry scheute, aber dann stieg ihr etwas in die Nase. Sie reckte den Hals und machte die Nase lang und roch etwas ausführlicher. Ganz an der Grenze ihrer Reichweite, nur so nah wie unbedingt nötig, wischten ihre weichen Lippen durch die Pellets. Sie erwischte ein Bröckchen, kaute und reckte sich dann nach mehr.

»Aha! Schmeckt besser als alles, was Du je in Deinem Leben bekommen hast, wette ich!«

James zog seine Hand ein wenig zurück. Cherry konnte seine Hand jetzt nicht ganz erreichen, also machte sie einen kleinen

zögerlichen Schritt näher und wurde mit einem weiteren Bissen belohnt. Die zwei wiederholten das noch ein paarmal, bis das Futter aufgebraucht war und Cherry direkt vor James Gürtelschnalle stand.

Er griff schnell zu und faßte wieder ihren Halfter, was sie dazu brachte, rückwärts zu scheuen, aber er hatte das Halfter fest und streichelte ihre Nase mit seiner freien Hand. Sie entspannte sich, akzeptierte diese Aufmerksamkeiten, und zitterte nur ein bißchen als er sich der Seite ihres Kopfes näherte und ihren Widerrist kraulte. Darunter konnte sich Cherry etwas vorstellen, weil sie sich auch oft mit anderen Pferden so beknabbert hatte. Als James weiter kratzte, machte sie mit, in dem sie sich hin und her wiegte um diese angenehme Empfindung an die in dem Moment richtige Stelle zu leiten.

Nach einigen Minuten ließ James das Halfter los und Cherry genoß die Massage noch ein Weilchen weiter bis ihr auffiel, daß ihr Kopf frei war, worauf hin sie sich laut alarmschnaubend bis ans Ende ihrer Kette zurückzog. Ob sie nun wegen sich selber oder wegen James schnaubte, wurde nicht ganz klar.

Sie starrte James an, der an seinem Platz stehengeblieben war, senkte dann ihren Kopf und graste weiter, behielt aber ein wachsames Auges auf dieses seltsam aussehende Pferd, das so nett gewesen war, nachdem es sie vorher halb zu Tode geängstigt hatte. Sie bewegte sich weiter und stöberte im Gras herum, schien aber nicht zu merken, daß sie die Kette locker hängen ließ und sich in Wirklichkeit auf den Mann zubewegte. James lächelte, holte den Striegel aus dem Laden und ging wieder auf das Pony zu.

Wieder ließ sie ihn nicht gerne näher kommen, das »Fuß auf die Kette« Spiel war wieder nötig, aber ihre Augen waren ein wenig ruhiger als vorher und sie gewöhnte sich geschwinde an

das angenehme Gefühl, wenn der Metallkamm lose Haare aus ihrem sich gerade wechselnden Fell zog. Als James ihren Körper ganz geputzt hatte und den Kamm umdrehte, um mit den groben Zinken ihre Mähne und ihren Schweif zu bearbeiten, konnte er die Kette loslassen und sie blieb grasend stehen, tolerierte sogar seine nahe Gegenwart, als er ihren Hals mit der Hand streichelte. Trotzdem, als sie beim Grasens weiter gehen mußte und er ihr folgen wollte, floh sie wieder. Er ging zurück zur Veranda, um sie noch eine Weile zu beobachten.

Er sprach zu ihr von den Stufen her wo er sich hingesetzt hatte und ihre Ohren drehten sich bei jedem Ton in seine Richtung.

»Hey, Cherrymädchen, wir werden Freunde sein. Ja, nur Du und ich, Du bist schön, weißt Du. Du hast wunderschöne Beine.«

Es tappte an der Glasverandatür hinter ihm, er drehte sich um und sah, daß sein Vater dahinter stand und hinaus sah. Tony schob die Tür ein paar Finger breit auf und fragte, »Kann ich rauskommen? Ich will sie aber nicht erschrecken.«

»Komm ruhig raus. Ich glaube, es ist in Ordnung.«

Tony legte seinen Stock sorgfältig hin und setzte sich an James Seite.

»Wo ist Mom?«

»Sie macht mit Mrs. Windward einen Abendspaziergang.«

»Was hat sie gesagt?«

Tony schürzte die Lippen. »Nun, zuerst war sie nicht begeistert, aber sie sah ein, daß Du schon lange etwas gebraucht hast, was wir Dir nicht geben konnten und daß es Dir wirklich in den letzten Tagen besser zu gehen scheint. Sie wird es schon verwinden.«

»Sie weiß es, oder?«

»Soviel sie sich selbst wissen lassen will. Deine Mutter versucht manchmal, sich vor unangenehmen Gedanken oder Situationen zu verstecken, wie die meisten Leute.«



»Ich nehme an, das ist normal. Ich möchte es ihr nicht unter die Nase reiben, aber ich werde ihr auch nicht irgend etwas vorspielen, nur weil sie Mom ist. Dieses Versteckspiel hat mir nur Unglück gebracht.«

»Ja. Nun gut, wann fängst Du an, Deine Scheune zu bauen?«

»Ich denke, ich werde bald anfangen. Ich will, daß sich Cherry an meine Gegenwart gewöhnt, bevor ich irgendwelchen Lärm mache. Ich will das Holz in der Auffahrt schneiden, so daß die Kreissäge sie nicht ängstigen kann. Sie ist immer noch ganz schön wild.«

Tony kicherte. »Ja, das haben wir gesehen! Ich hab Dich seit Jahren nicht mehr rennen sehen!«

»Oh, richtig. Nun ja, ich nehme an, ich hole jetzt besser ihren Wassertrog und stelle ihn an das Ende, wo sie mit der Kette gerade noch hinkommen kann so daß sie ihn weder umwerfen noch in ihn hineintreten kann.«

Nachdem er James dabei noch zugesehen hatte ging Tony wieder hinein, um sich hinzusetzen. Beton war ein wenig zu hart für sein alterndes Hinterteil. James ging in den Laden, holte seine Zeichnungen und brachte sie vors Haus. Er hatte den Wagen schon rückwärts die Auffahrt hochgefahren, denn die heruntergelassene Heckklappe konnte man gut als Arbeitsplatte benutzen. Dann begann er zu messen (sicherheitshalber zweimal) und zu sägen.

Als er sechs der druckimprägnierten Pfähle zurechtgeschnitten und markiert und einige Vierkanthölzer auf Länge geschnitten hatte, legte er diese, einen Hammer, einen großen Zimmermannswinkel und einige Nägel in eine alte Schubkarre und transportierte sie wieder zurück hinter das Haus.

Cherry scheute vor dieser langen Ladung, aber weil James einen großen Bogen um sie machte und am hinteren Ende des Grundstücks blieb, sprang sie nur ein paar Schritte zurück.

In einer halben Stunde hatte er das Grundgerüst der Vorder- und Hinterwand auf dem Boden zusammengestellt und war so weit, daß er sie aufstellen konnte. Er ging wieder in den Vorderhof, wo er sechs Betonblöcke auflud und zum Bauplatz fuhr. Diesmal riß Cherry zwar den Kopf hoch, blieb aber stehen, als James vorbeiging.

James plazierte die Blöcke auf dem Boden, spannte eine Schnur zwischen ihnen und richtete sie daran aus. Dann hielt er eine Wasserwaage an die Schnur und stellte fest, wieviel Erde er an den Ecken des geplanten Gebäudes weggraben mußte um sie zu nivellieren. Bald waren sie zu seiner Zufriedenheit plaziert.

Die Vorderwand bestand jetzt aus zwei Pfählen, die durch Vierkanthölzer ungefähr 4 Fuß auseinandergehalten wurden, und er ergriff sie an der Spitze, hob sie an den Kreuzverstrebungen hoch und setzte die Fußenden der Pfähle in die Löcher der beiden Betonblöcke an der Ostseite, daß der Rahmen aufrecht in der ruhigen Luft balancierte.

Geschwind wiederholte er diesen Vorgang bei der Hinterwand. Es war zwar ein bißchen schwerer, weil sie zweimal so breit war und mit drei Pfählen statt zwei, ging aber genauso problemlos. James schnappte sich ein Fünf Fuß langes Stück Abfallholz, seinen Hammer und einen Mundvoll Nägel und heftete es zwischen die Ecken der beiden Wände, damit sie nicht umfielen.

Dann nahm er das schon geschnittene Holz und den Winkel und stellte die Nordseite fertig. Er setzte den verbleibenden Pfahl in den Block im Südosten und nagelte Holzlatten überkreuz darauf, um die Südwand zu machen.

Es dämmerte bereits, aber James war mit seiner Arbeit zufrieden. Während seiner zwei Stunden Arbeit hatte er einen sehr guten Anfang mit Cherry's Hütte gemacht. Die durchgehende Rück-

wand war dem Haus zugewandt, die andere lange Wand mit der offenen Türöffnung zur Gegenseite, so daß niemand hineinsehen konnte, wenn er nicht auf das große Feld hinter seinem Grundstück ging wo er sofort zu sehen wäre. James sammelte sein Werkzeug ein und ging hinein. Seine Eltern luden ihn ein, mit ihnen zu Abend zu essen.

»Gute Arbeit da draußen, mein Sohn.«

»Danke, Dad.«

»Willst Du als Wandmaterial Sperrholz oder Bohlen nehmen?«

»Ich habe einen Laden gefunden, wo sie beschichtete Spanplatte im Angebot haben. Ich nehm die und nagele Teerpappe darauf.«

»Nun ja, ich habe in vielen Häusern gewohnt, die das als Wände hatten. Es sollte funktionieren.«

»Das hab ich mir auch gedacht. Deine Eltern hatten es immer trocken und warm in ihrem Haus. Mensch, die Hälfte der Häuser in der Kleinstadt wurden so gebaut. Es ist zwar nicht schön, aber es funktioniert.«

Grace Falabella war schon das halbe Essen lang still gewesen aber dann sprach sie. »Ich habe mit Mrs. Windward heute abend gesprochen und sie wollte wissen, was Du mit einem Pony vorhast.«

James sah sie neugierig an. »Und was hast Du ihr erzählt?«

»Ich hab ihr gesagt, daß Du es als Schmusetier gekauft hast. Sie war ziemlich verärgert. Sie sagte, daß es riechen und Fliegen anziehen und den Wert ihres Grundstücks mindern wird. Sie bat mich, Dir zu sagen, daß sie es nicht haben will.«

Tony runzelte die Stirn und James Gesicht umwölkte sich als er sagte: »Diese undankbare alte Schachtel! Hat sie nicht die Stirn, mir das selber zu sagen?«

»Nun, sie ist eine nette alte Dame und geht dauernd zur Kirche - «

»Sie ist ein Snob! Ihr Mann war in Ordnung, aber er war sein ganzes Leben lang Pförtner! Sie verkauft Avon an der Tür, aber

kommt sich gerne vor wie Gottes Geschenk an die Sozialgemeinschaft. Verdammt noch mal, wieso meckert sie jetzt an meinem neuen Pony herum oder wieso hat sie den ganzen Krach um mein vollkommen korrektes Antennensystem gemacht?«

Tony mischte sich ein: »Ey, sachte! Sie hat ein Recht auf eine eigene Meinung!«

James beruhigte sich ein wenig, fuhr aber fort: »Aber sicher, die soll sie ja auch haben. Als ihr Mann angeklagt wurde, Kinder zu verführen, wollte Sheila, daß ich direkt rübergehe und ihn erschieße oder sonstwas mache, weil er mit unseren Kindern sprach. Ich sagte ihr, daß es Sache des Rechtssystems sei, seine Schuld zu bestimmen. Ich bot an, als Leumundszeuge zu seinen Gunsten auszusagen, weil ich das Mädchen und die Familie kannte und weiß, daß die nichts als Störenfriede sind, und jetzt glaubt selbst Sheila, daß das damals ein abgekartetes Spiel war, weil wir herausgefunden haben, was für Lügner die Sheisskopfs sind. Als er dann trotzdem ins Gefängnis mußte, hab ich Mrs. Windward den Schnee aus der Ausfahrt geschaufelt, so daß sie ihr Parfüm verkaufen konnte. Ich hab ihr geholfen, die Bäume zu beschneiden, ich hab ihr des öfteren den Rasen gemäht. Dankbar. Pah!«

»James ... «

»Oh, keine Sorge Mom, ich werde weiterhin freundlich, höflich und friedlich sein. Aber Cherry bleibt da, ob das Mrs. Windward nun paßt oder nicht.«

Der Rest des Essens verlief in Schweigen.

Danach ging James wieder hinaus in die Nacht. Cherry's Kopf wandte sich ihm zu, als er mit einer Handvoll Futter ankam. Sie ging ein paar Schritte zurück, hielt dann aber an, als sie die ausgestreckte Hand sah, streckte die Nase aus und nahm einen Bissen. James mußte nicht auf die Kette treten oder ihren Kopf halten, als sie langsam herankam. Er streichelte ihren Hals und kratzte ihre

Mähne an der Schulter, während sie den Rest fraß, dann stand sie nur da und ließ sich kraulen.

James legte ihr dann den Arm um den Hals und beugte sich herunter, um sie zu drücken. Cherry akzeptierte das ein bißchen nervös, scharrte mit den Hufen, aber er war auch so zufrieden mit dem Fortschritt in ihrer Beziehung und ging zu Bett. Heute abend ohne Drogen, er war müde. Eine gute Müdigkeit.

# Kapitel 9

*Mai 1987*

James erwachte früh am nächsten Morgen. Er stand auf und zog sich an. Als er die Tür hinter dem Fußende seiner Couch, die ihm als Bett diente, öffnete, schien die Sonne durch das Fenster in die Waschküche/Abstellkammer, in die diese Tür führte. Er sah rechts um die Ecke in die Küche und zog dann schnell den Kopf zurück. »Entschuldigung, ich wußte nicht, daß Du hier drin bist.«

Seine Mutter stellte ihre Insulinflasche und Spritze wieder hin und zog sich in Ruhe die Trainingshose hoch. »Kein Problem, mein Sohn. Warst Du noch nicht im Bett?«

»Nein, ich bin gerade aufgestanden.« Er ging in die Küche an den Tisch und sah durch die Verandatür hinaus. Der Hof war feucht vom Tau und glitzerte wie Glimmer in der Sonne. Er schob die Tür auf und atmete tief die frische Luft ein.

Er sah hinüber zu Cherry, gerade als sie den Kopf hob. Sie wieherte ihm eine Begrüßung zu, schien sehr freundlich gestimmt zu sein. »Hallo Mädchen,« erwiderte er, schob die Tür wieder zu und verschwand für die Morgentoilette im Badezimmer.

Als er wieder hinauskam, machte seine Mutter gerade Frühstück, »Willst Du mit uns Frühstücken? Es macht keine Extraarbeit, ein bißchen mehr Hafermehl anzurühren.«

James schauderte. Der Gedanke an Frühstück stieß ihn immer noch ab. »Uh, nein danke. Ich will ein paar Arbeiten so früh wie möglich beginnen. Und dann muß ich immer noch Mrs. Whartons Antenne reparieren. Jedesmal, wenn ich Zeit hatte, zu ihr zu gehen, war sie weg und ich weiß, daß sie genau wie Du diese Seifenopern liebt.«

James ging zurück in sein Zimmer, um ihre Nummer herauszusehen, rief sie an, und dann fuhr er hin und tat seine Arbeit. Es ging schnell und James fuhr zur Holzhandlung wegen der Spanplatten für die Wände und weil er noch mehr druckimprägnierte Pfähle brauchte. Sobald er die Wände der Schutzhütte fertig hätte, würde er den Zaun planen und bauen müssen, so daß Cherry nicht dauernd Kette und Halfter tragen mußte.

Als er zurückkam, ging er geradewegs auf Cherry zu und mußte nicht einmal die Kette festhalten oder ein Leckerchen mitbringen. Ein paar Augenblicke kralte er ihre Schulter und kontrollierte ihren Wassertopf, dann ging er an die Arbeit. Ein paar Stunden war er damit beschäftigt, die Wände anzunageln und die Balken für den Dachfirst zu schneiden. Dann plante er den Zaun, grub Löcher für die Holzpfähle, die in den Ecken stehen sollten. Für die langen Seiten wollte er Stahlpfähle in den Boden treiben.

Gerade als er mit dem letzten Loch fertig war, rief ihn seine Mutter von der Veranda.

»Ja, Mom?« sagte er und bürstete die Erde von seinen Händen.

»Baust Du jetzt den Zaun?«

»Gerade damit angefangen. Was ist los?«

»Hm, ich hab vielleicht schlechte Neuigkeiten. Komm rein und wasch Dich zum Essen, dann erzähl ich Dir davon.«

James war verwirrt, er wusch sich und setzte sich zu Tisch.

»Ich bin heute nachmittag wieder mit Mrs. Windward spazieren gegangen. Sie bat mich, Dir zu sagen - «

James unterbrach sie ärgerlich: »Kann die Frau nicht selber mit mir reden? Warum glaubt sie, sie muß mir ihre Nachrichten durch Dich überbringen lassen? Sie scheint immer noch zu denken, daß ich ein kleiner Junge bin, so wie sie 'erzähl's Mami' spielt!«

Mrs. Falabella wirkte beleidigt. »Tut mir leid, Mom. Ich sollte nicht Dich anschreien. Es ärgert mich nur, wie sie da in ihrer

snobistischen Glorie sitzt und ihre Verlautbarungen verkünden läßt. Bitte erzähl weiter.«

»Nun, sie hat den Bürgermeister und die Polizei angerufen und sich über Dein neues Pony beschwert. Sie sagte, sie habe ein paar städtische Vorschriften gefunden, nach denen Du hier keines halten darfst.«

»Hey, das habe ich doch überprüft, bevor ich Cherry gekauft habe. Wovon redet die?«

»Ich bin nicht sicher, irgendwas mit den Zäunen. Vielleicht solltest Du besser bei der Stadtverwaltung anrufen, bevor Du allzuviel tust.«

James brütete während des Mahls vor sich hin, sein Geist wurde von düsteren Gedanken beherrscht, über Leute, die sich nicht damit zufriedengeben konnten, ihr Leben zu leben, sondern statt dessen versuchen mußten, ihre Umgebung zu kontrollieren. Nachdem er sein Geschirr abgewaschen hatte, ging er wieder hinaus in den Laden, um das Tor zu bauen.

Es war nichts Besonderes, nur ein Holzrechteck mit Kreuzverstreben aus sicher zusammengenagelten Kanthölzern. Als er damit fertig war, setzte er sich an seinen Tisch und löste Kreuzworträtsel, wobei er sich einen Fernsehfilm auf dem Computermonitor ansah. Farbmonitore geben ein sagenhaftes Bild, wenn man sie mit Signalen aus einem Videorecorder füttert.

Einmal griff er nach dem Kulturbeutel. Er hatte immer noch nicht den Vorrat an aufgelösten Tabletten aufgebraucht, den er vor einer Woche hergestellt hatte, an dem Morgen nach dieser schrecklichen Nacht in dem Hotel. Er legte ihn wieder zurück.

*Davon brauche ich jetzt nichts. Ich bin schon nervös genug wegen dieser alten Schachtel von Windward. Davon abgesehen will ich früh ins Bett, damit ich gleich wenn die morgen aufmachen, bei der Stadtverwaltung bin.*



Am nächsten Morgen parkte James schon vor dem Verwaltungsgebäude. Noch vorher hatte er Cherry Wasser und eine Handvoll Futter gegeben und sie zu einer anderen Stelle zum Grasen gebracht.

*Das wird schon zur Gewohnheit, mit der Sonne aufzustehen. Ich frage mich ... Nein, ich glaube eigentlich nicht, daß Farmer das machen, weil sie was mit ihrem Vieh haben - zumindest nicht normalerweise.*

Als er die silberhaarige, aber trotzdem noch attraktive und junge Stadtangestellte sah, wie sie in ihrer Tasche nach den Schlüsseln fischte, stieg er aus und folgte ihr in das Gebäude.

»Da sind Sie ja schon in aller Frühe! Was kann ich für Sie tun, Mr. Falabella?«

»Ich hab mir gerade ein Pony gekauft, um es auf meinem Grundstück zu halten und anscheinend hat sich meine Nachbarin beschwert. Als ich letztens angerufen habe, haben Sie oder irgend jemand von ihrer Dienststelle mir gesagt, daß es kein Problem sei, aber sie behauptet, daß sie etwas hier herausgefunden hat, weswegen ich keines halten dürfte.«

»Oh, ich erinnere mich. Lassen Sie mich das für Sie heraussuchen.« Sie ging zu der alten Erlaßsammlung und blätterte darin herum.

»Hier ist es ... Sektion 167.4 sagt, daß Sie keine Ziegen, Schweine oder Hühner innerhalb der Stadtgrenzen halten dürfen. ... Keine Rinder außer Milchkühe für den Bedarf ihrer Familie... Pferde - ja hier! 'Jeder Pferdepferch, Zaun oder sonstige Einfassung darf nicht weniger als 100 Fuß von dem nächsten Teil einer anderen Wohn- oder Arbeitsstätte entfernt sein. Wenn mehr als 1 Pferd gehalten wird, muß für jedes Tier mindestens ein drittel Morgen vorhanden sein.'«

»Davon hat sie gesprochen. Sie versuchte, es so darzustellen, daß ihr ganzes Grundstück eine Arbeitsstätte sei, weil sie Avon

verkauft. Ich hab ihr gesagt, daß wenn Sie das Ganze als Geschäftsgelände bezeichnen will, dann braucht sie eine Lizenz und muß es neu vermessen lassen.«

James nickte. »Wieviel Platz wird für ein Pferd vorgeschrieben?«

»Es gibt kein Minimum für ein Tier, nur wenn Sie zwei oder mehr haben.«

»Wird die Minimaldistanz von ihrem Besitztum oder von ihrem Haus aus gemessen?«

»Vom Haus aus. Ich weiß das, weil wir so einen Fall schon einmal hatten und weil der Justitiar der Stadt und der Richter das so interpretiert haben.«

»Okay, vielen Dank!«

»Gern geschehen. Wo Sie schon mal hier sind, wie sieht es aus mit der Wasserrechnung für letzten Monat?«

James wand sich. »Oh, ich komm in ein paar Tagen wieder vorbei, okay?«

»Selbstverständlich. Aber warten Sie nicht zu lange. Wenn Sie wieder neu angeschlossen werden müssen, kostet Sie das mittlerweile 6 Dollar.«

James bedankte sich mit einem Winken und ging.

Als er wieder zu Hause war, maß er 100 Fuß Antennenkabel ab und dann stellte er seine Mutter an ihm zu helfen, nachdem er sich versichert hatte, daß Mrs. Windwards Auto nicht mehr in der Auffahrt stand.

»Hier, Mom, halt bitte das eine Ende des Kabels gegen die Ecke ihres Hauses und ich gehe mit dem anderen Ende herum. Halt es gut fest, weil ich daran ziehen werde.«

Als er in einem flachen Bogen herumging, war James erleichtert zu finden, daß die Rückseite des Unterstandes gerade die erforderliche Entfernung aufwies. Er markierte den Weg des Kabelendes mit Steinen, die er aus den Löchern für die Pfähle

herausgegraben hatte und begutachtete dann das Ergebnis.

Verdammt! Der Auslauf würde reichlich seltsam aussehen. Statt einem hübschen Rechteck müßten die Seiten nördlich und südlich des Stalles auf ihrer Westseite zurück nach Osten springen. Das würde ein schiefes Fünfeck. *Nun ja, Fünfecke sind wichtig bei der Hexenkunst, also vielleicht ist das ja ein guter Wink des Schicksals.*

»Bist Du fertig?«

»Hä? Ah, ja, danke Mom!«

James grub neue Löcher und setzte dann die druckimprägnierten Pfähle ein, füllte die Löcher mit Fertigbeton auf, stampfte die trockene Mischung gut fest und goß dann Wasser auf sie und auf den Boden rundum.

»Ich muß nach Joplin, weil ich ein paar T-Träger und Zaundraht brauche. Willst du mitkommen?« fragte James seine Mutter.

Grace Falabella war ein bißchen überrascht. Normalerweise bevorzugte James die Begleitung seines Vaters.

»Wie lange wird das ungefähr dauern? Ich muß noch einen Kuchen backen für den Backwarenverkauf morgen nach der Kirche.«

»Vielleicht eine Stunde. Sind bei dem Laden im Sonderangebot, aber die bedienen schnell. Willst Du mit?«

»Okay, ich glaube schon.«

Als sie auf dem Highway in Richtung Stadt fuhren, sagte Grace: »Ich wollte sowieso mit Dir sprechen.«

James grinste. »Das dachte ich mir schon.«

»Nun, es ist wegen Deinem Pony - «

»Fragst jetzt Du oder fragt jetzt die Nachbarin?«

»Nein, ich. Daddy sagte mir, daß Du mit ihm darüber gesprochen hast und daß es etwas ist, was Du tun muß.«

»Ja, ich denke schon.«

»Nun, Du weißt, daß ich nur das Beste für Dich will. Wenn es das ist, was Dich glücklich macht, dann nehme ich an, ich kann damit leben. Aber kannst Du nicht, äh, »

Sie wurde rot, »Nun Du weißt schon - *mit Dir selber spielen* - oder so was?«

James sah sie von der Seite her an und sah dann wieder auf die Straße.

»Mom, das tue ich doch. Wenigstens einmal am Tag.«

»Also warum ...?«

»Es ist einsam. Ich möchte einen Partner, aber ich habe Angst vor Krankheiten und für eine gefühlsmäßige Beziehung bin ich lange noch nicht wieder reif. Um ehrlich zu sein, ich habe Angst, wieder verletzt zu werden und auch Angst, jemand anderen zu verletzen. Ich bin, was ich bin und nicht das, was ich gerne wäre. Ganz und gar nicht, was ich gerne wäre.«

»Das ist irgendwie traurig.«

»Ja, das nehme ich an - aber ich will das Beste aus der schlechten Situation machen. Kannst Du damit leben?«

Sie überlegte einen Moment und erwiderte dann: »Ja. Aber sei vorsichtig, hörst Du, bitte?«

»Werde ich sein. Es gibt ganz bestimmt keine weiteren Bilder!«

Grace verschluckte sich fast, dann mußte sie lachen. »Danke! Die, die ich damals gefunden habe ... au weia!«

Sie kicherten beide.

Es brauchte ungefähr eine Woche, Draht ziehen, Nageln und Pfähle setzen, und dann war der Auslauf bezugsfertig. In der Zwischenzeit fraß Cherry den Rasen herunter und ließ dabei Grasbüschel stehen, die sie nicht so gerne mochte. Das kleine Pferdchen zeigte eine ausgeprägte Vorliebe für den großen Fleck Zoysia-Gras, den James vor ein paar Jahren an der Nordseite gesät hatte.

Schon einige Tage bevor der Auslauf fertig war, hatte Cherry

offensichtlich beschlossen, daß James ihr Freund sei. Immer wenn er in ihrer Reichweite war, kam sie zu ihm herüber, um gekrault zu werden und diese Liebkosung zu erwidern.

In der dritten Nacht, nachdem sie zu ihm gezogen war, entschied James, daß es nun an der Zeit sei.

Gegen Mitternacht, nachdem der Mond untergegangen war und die kleine Stadt schlief, ging er zum Hintereingang hinaus, nur mit ein paar Joggingshorts und Stretchhosenträgern bekleidet. Und er hatte einen kleinen Topf Gleitcreme dabei. Er füllte eine Schale mit Pellets, stellte sie aber außer Reichweite ab. Die sollten ihre Morgengabe werden, wenn alles gut ging.

Cherry schien neugierig, als er ihre Kette spannte, um ihre Bewegungsfreiheit zu begrenzen, war aber nicht beunruhigt, als er ihre Lieblingsstelle am Mähnenansatz kraulte. Wie er es schon einige Male getan hatte, wenn er sich sicher war unbeobachtet zu sein, strich er mit den Händen über ihren Rücken und an ihrem Rumpf entlang und schlüpfte dann mit seiner rechten Hand unter ihren Schweif.

Erst drückte Cherry in einer instinktiven Bewegung den Schweif hinunter, aber das Streicheln am unteren Ende ihrer Vulva stimulierte ihre Klitoris, die sich schnell zu einer Erektion versteifte. Ihr Schweif wurde leichter und hob sich und er drang sanft mit einer Fingerkuppe in sie ein, was ihren Schweif dazu brachte, sich noch mehr zu heben.

Wie er mit der anderen Hand ihren Nacken streichelte und mit sanfter, ruhiger Stimme »Schön, Mädchen,« sagte, begann Cherry schon bald im Rhythmus seines eindringenden Fingers hin und her zu schaukeln und ihre Muskeln spannten und lösten sich um seinen Finger herum. Das geistige Bild dieses Drucks auf seinen Glied verschaffte James eine drängende Erektion.

Jetzt war es wirklich Zeit ...

James schlüpfte aus seinen Sandalen und Shorts. Wie er so nackt dastand öffnete er den Topf und verteilte Gleitcreme auf seinem Glied. Cherry war natürlich eine Maidenstute, und schon um seinen Finger ziemlich eng. Er wollte nicht, daß der erste Sex für sie irgendwie unangenehm war.

Mit der gleichen Hand strich er etwas auf ihre Schamlippen, dann streichelte er ihr Hinterteil und ihre Hüften und sprach weiter beruhigend auf sie ein, als er hinter sie trat.

Das war der Moment der Wahrheit. Würde sie ihn als Geliebten annehmen oder ihm seine besten Teile fast bis zum Mond treten? Er hob ihren Schweif zur Seite, griff seinen Penis mit den Fingern der rechten Hand und benutzte diesen Daumen, um ihre Schamlippen zu öffnen.

Sie drehte ihren Kopf nach hinten, um zu sehen, was da vor sich ging, zeigte aber kein Zeichen von Feindseligkeit, als er nur mit der Spitze in die durch seinen Daumen erzeugte Öffnung schlüpfte. James atmete schwer, seine geflüsterten Liebkosungen kamen keuchend.

»Okay, Liebes, ich tue das jetzt hier rein. Sachte, sachte, das tut nicht weh. Oh, Gott, Du bist so heiß, so warm! Nun laß mich jetzt auf und abgleiten, nicht wahr, Du magst es, wenn es Deinen Kitzler berührt, oder? Oh, Cherry, ich muß weiter rein. Oh ja! Oh Gott, Du bist so eng, so eng, so schlüpfrig, so warm, und oh!«

Selbst als er vollkommen eingedrungen war, kam die Spitze seines Penis kaum über den Muskelring hinaus, den Stuten in ihrer Vagina haben, um Urin aus ihrem Uterus fernzuhalten, und Cherry zog mit voller Kraft zu, begleitet von einem leisen Kollern.

Immerhin zeigte sie kein Anzeichen von Ablehnung, dafür aber jeden nur möglichen Hinweis, daß sie es genauso sehr wie James genoß.

Als er voll eingedrungen war, stand James für einen Moment bewegungslos da, die Füße ausgebreitet und die Knie leicht gebeugt, um sich für die Paarung in die richtige Höhe zu bringen und genoß die Gefühle des Beischlafs. Cherry selbst stand auch still, und ihre Scheide zog sich leicht in unregelmäßigen Abständen zusammen. Dann begann James ganz langsam sich zu bewegen. Das Gefühl der Reibung an den Innenwänden der Vagina, die sich an seinem Penis entlang kräuselten zusammen mit dem Ring, der über die Eichel hin und her glitt, war unbeschreiblich. Dazu kamen noch Cherry's Bewegungen; sie wiegte sich vor und zurück, entgegen seinen eigenen Bewegungen, und genoß offensichtlich die Kopulation, und ihre Muskeln fügten noch dieses Zaubhafte der Pferde hinzu: sie klammerten sich um die Eichel am Ende jeder Auswärtsbewegung und um die Peniswurzel, wenn er voll in sie eingedrungen war und brachten jedesmal die Spitze ihrer Klitoris mit ihm in Berührung.

Es brauchte nicht lange, höchstens ein paar Minuten, bis er fühlte, daß sein Orgasmus nahte. Er bewegte sich ein wenig schneller, aber nicht so viel, weil er immer gefunden hatte, daß langsame Stöße stimulierender als schnelle waren. Cherry paßte sich an, sie fühlte, daß sich die Ejakulation näherte.

Als sie kam, preßte James sich fest gegen sie und rieb ihre Flanken in schnellen kreisförmigen Bewegungen mit seinen Händen. Cherry presste sich fest gegen ihn in dem instinktiven Wunsch, den Samen so tief in sich wie möglich zu empfangen. Sie wieherte, ihr Inneres zog sich wieder und wieder zusammen und molk den letzten Tropfen aus ihm heraus, als der Erguß kam.

Ungefähr eine Minute später löste er sich von ihr, seine Geschlechtsteile schmerzten von dem Druck während ihres Kontaktes und von der Intensität seines Orgasmus. Cherry stand da mit hochoberhobenen Schwanz, ihre Vulva »blinkte« noch und

Scheidenflüssigkeit und Samen quollen in einem milchigen Tröpfeln heraus.

Sie schüttelte ihren Kopf als James nach vorne ging und schnupperte dann an seinem entblößten Penis. Er stand still, ein wenig besorgt, daß sie sich vielleicht entschloß, daran zu knabbern - diese Zähne waren ziemlich groß, sogar bei einem kleinen Pony - aber sie roch nur daran und leckte mit ihrer Zunge kurz darüber.

James umarmte sie und kraulte dann ihre Lieblingsstelle, bevor er die Shorts wieder anzog, und die Kette wieder in voller Länge freigab. Dann brachte er ihr das Futter. Cherry widmete sich ihm eifrig und James streichelte nachdenklich ihr Fell. »Oh mein kleines Fohlen! Du bist wirklich etwas Besonderes! Ich denke, wir werden eine wunderschöne Beziehung haben!«

Die Erfüllung ihrer Affäre wurde nicht einmal dadurch gestört, daß James bemerkte, wie die Vorhänge des Schlafzimmers seiner Eltern zufielen. *Ich nehme an, Dad hat gehört, wie ich die Tür geöffnet habe. Ob er das ganze wohl beobachtet hat? Na, ja, der alte Knacker hat sowieso nicht mehr viel zu lachen, seit die Diabetes ihm das alles lahmegelegt hat. Zum Teufel, ich hoffe, er hat's genossen!*



# Kapitel 10

*Mai 1987*

Wieder einmal erwachte James mit der Sonne.

*Es wird schon zur Gewohnheit. Ich hoffe, das ruiniert mir nicht meinen Ruf.*

Jedenfalls fühlte er sich gut; keine Kopfschmerzen, gut ausgeruht, nicht einmal der übliche Geschmack wie von einem vernachlässigten Katzenklo im Mund.

An diesem Morgen stand nichts an, seine Eltern waren auch noch nicht auf und so öffnete James, nachdem die normale Morgenroutine erledigt war, den Kühlschrank.

*Was haben wir denn hier? Würstchen, Eier, gefrorene Frikadellen, Käse... Ich denke, ich überrasche die alten Herrschaften mal und mache ein gutes Frühstück. Vielleicht paßt das nicht in ihre Diät, aber das ist heute ein besonderer Morgen. Gesagt, getan, und bald brutzelten Würstchen auf dem Ofen.*

In dem Wissen, daß man sich erst in ein paar Minuten wieder um das Essen kümmern mußte, ging er zurück in sein Zimmer und öffnete die Schublade in seinem Schreibtisch, in der er die Drogen aufbewahrte. Er starrte für eine Minute auf die Pillenfläschchen, den Mörser, die kleinen Tütchen mit jeweils 10 Spritzen, Alkoholtupfer, Watte und den ganzen Rest der Dinge, die sein Leben fast ein Jahr lang dominiert hatten. Dann, zu seiner eigenen Überraschung, schloß er die Schublade wieder.

*Vielleicht später. Vielleicht nie. Verdammt, das ist doch verrückt! Die ganze Zeit, wo ich Drogen genommen habe, habe ich es gehabt und wollte es nicht. Aber irgendwas trieb mich trotzdem*

*dazu. Ich hätte nicht aufgehört, es sei denn, sie wären mir ausgegangen und ich hätte kein Rezept fälschen können oder kein Neues vom Arzt bekommen können. Und wenn ich welche hatte, nahm ich mir vor, sie gemäß Vorschrift zu benutzen, belog mich selber, daß sie dann länger vorhalten würden und schwor mir, mich auch daran zu halten; aber schon auf dem Nachhauseweg fuhr ich dann bei irgendeiner anderen Apotheke vorbei und kaufte wieder das Zubehör, falls ich keines vom letzten Mal übrig hatte - was ich normalerweise nicht hatte, weil ich sie immer, wenn die Drogen verbraucht waren, alles wegwarf, wegen der guten Vorsätze.*

*Und jetzt stehe ich hier, ich hab 300 Tabletten Dexedrin über, haufenweise schöne scharfe saubere Spitzen, heute nichts zu tun und will mir nicht mal was spritzen! Ha...*

In Wirklichkeit wußte James, daß er doch Arbeit hatte, für sich selber und für Cherry. Der Zaun war noch nicht fertig, der Rasen mußte gemäht und das Heulager mußte noch fertiggestellt werden, die Teerpappe mußte noch auf das Dach und die Wände des Stalls genagelt werden. Aber zuerst mußte er sich um das Frühstück kümmern.

Wieder zurück in der Küche sah James, daß die Wurst braun war und genug Fett ausgelassen hatte, um die Kartoffeln zu braten, also brach er die Wurst mit einem Pfannenheber in kleine Stücke und schüttete die gefrorenen Kartoffeln hinein. Als deren Eis und Wasser zischte, kam Tony den Hausflur entlang.

»Was kochst Du da? Riecht gut!« Er starrte durch seine dicken Brillengläser. »Was machst *Du* denn schon wieder so früh?«

»Mir war einfach danach. Heute morgen geht's mir gut und ich dachte, ich mache ein schönes Frühstück.«

»Reicht das für uns alle?«

»Jau. Ich hatte noch etwas von dieser Hausmacherwurst aus dem Fleischmarkt in der Stadt übrig, die Gute von Ron, und ich

habe mich entschlossen, irgend etwas Schönes zusammenzukochen. Ich weiß, daß Du und Mom sowas nicht oft essen dürft, aber heute ist ein besonderer Anlaß, das hast Du ja sicher letzte Nacht gesehen.«

Wenigstens hatte Tony den Anstand, leicht rot zu werden, als er grinste. »Oh ja. Ich hab's gesehen. Verflixt noch mal, ihr zwei habt ausgesehen, als wenn's euch reichlich gut ginge!«

»Weiß Mom es auch?«

»Nein, sie hat geschlafen, und ich werd's ihr sicher nicht erzählen! Sie *weiß* es, aber es bringt sie doch sehr in Verlegenheit. Sie zieht es vor, diese Wahrheit zu ignorieren, und ich lasse sie.«

»Ja, gut, das werde ich wohl auch tun, außer wenn sie mich direkt fragt. Sie ist nett und freundlich und ich sehe nicht ein, warum ich ihr unnötigerweise Umstände machen soll.«

»Richtig. Ist die Zeitung schon da?«

»Ich seh nach.« James ließ den Herd Herd sein und ging zur Vordertür um die Tageszeitung zu holen. Er gab sie Tony, der sich auf seinen üblichen Platz setzte, während der Kaffee durchlief. Er selber nahm eins der Bücher über Pferdehaltung, die er sich in der Bücherei ausgesucht hatte und blätterte durch die Kapitel über Hufpflege und Beschlag. Vor Jahren hatte er ein Pony gesehen mit Hufen, die viel zu weit nach vorne ausliefen, viel schlimmer als bei der Pintostute, mit der er das erste Mal geschlafen hatte, sie bogen sich vorne auf wie arabische Pantoffeln. Jemand hatte ihm gesagt, daß das »Rehe« sei, und daß das davon käme, wenn die Pferde das Falsche fraßen, oder zuviel von dem Richtigen, und daß es sie manchmal dermaßen verkrüppelte, daß sie eingeschläfert, getötet werden mußten.

Das sollte Cherry nie passieren! Die letzte Nacht war so gut gewesen, daß er sich nach einem langen Leben mit ihr sehnte. Selbst wenn sie nur ein gerade verfügbares, warmes Loch war,

um seinen Stengel reinzustecken, so schien sie doch außerdem ein nettes, kleines Pferd zu sein, und mit ihr hatte James den besten Sex seit vielen Jahren gehabt. Er wußte zwar schon einiges über Pferdegesundheit und Hufpflege, aber er wollte soviel wie nur ging darüber lernen.

Vater und Sohn saßen da und lasen, als Grace ins Zimmer kam und ihre Spritze und Insulin herausholte. Auch sie sah James überrascht an. »Warst Du letzte Nacht nicht im Bett?«

»Ich habe geschlafen wie ein Baby. Ich bin nur wieder früh aufgewacht. Willst Du ein bißchen Gebratenes zum Frühstück?«

»Nun, wir sollten diese Sachen nicht mehr essen.« Sie blicke sehnsüchtig zu der Bratpfanne, in der sich die Kartoffeln langsam braun färbten.

Die Zeitung raschelte. »Verdammt Liebling, können wir nicht ab und zu auch mal was Gutes essen? Mir hängt dieses Hafermehl so zum Hals heraus.«

»Nun... ich nehme an, ein einziges Mal wird nicht allzu schädlich sein. Aber wir müssen dann sehr mit dem Mittag- und Abendessen aufpassen!«

Tony griff wieder zur Zeitung.

»Kann ich helfen?«

Automatisch wollte James protestieren, hielt dann aber inne. »Sicher, Mom, rühr 4 Eier darunter, wenn die Kartoffeln fertig sind. Dann laß es noch so ungefähr eine Minute braten, dann sollte es fertig sein.«

Der Klang des Pfannenhebers, der auf dem Pfannenboden kratzte, mischte sich mit dem Rascheln der Zeitung, als James Tabellen und Texte über Weidegras, Getreideration, Hufpflege und Spurenelemente für ein gesundes Pferd studierte. Auch las er das Kapitel über Giftpflanzen sehr sorgfältig.

Reverend Tony klatschte die Zeitung voller Verärgerung auf

den Tisch. »Jetzt schreiben sie hier, daß *Dr.* Floyd Bentson die First Methodist Gemeinde im Juni übernehmen wird. *Dr.* Floyd Bentson wird einen Dienstwagen haben, eine Privatsekretärin, zwei Hilfsprediger, einen Jugendbeauftragten, einen Musikbeauftragten, vielleicht einen Swimmingpool, ein Gehalt von 50.000 Dollar im Jahr und was weiß ich was noch!«

Er blickte sich angeekelt um.

»Ich frage mich wirklich, ob seine Predigten wirklich besser waren als meine gewesen sind? Kann er mehr kranke Leute besuchen oder mehr Leute mit Problemen beraten? Aber ich vergaß - er hat einen *Dr.* vor seinem Namen! Verdammt noch mal, jetzt bin ich aber beeindruckt!«

Grace stellte Teller und Besteck auf den Tisch und servierte dann das Gebratene.

»Ja, Liebling ich weiß. Hier ist Dein Frühstück.«

Obwohl er ihm zustimmte, tat James sein Bestes, um Tony's Ausbruch zu ignorieren. Er hatte ihn schon viel zu oft gehört. Er widmete sich seinem Essen, genoß den Geschmack, nachdem er ein bißchen Salz und Pfeffer darüber gestreut hatte. Seine Eltern mußten natriumarme Diät halten und benutzten deswegen Salzersatz. Er las weiter:

»Zuviel frisch gesprossenes Gras im Frühling, besonders reiche Sorten wie Fescue, können zu Rehe führen, im Volksmund bekannt als Lahmheit. Wenn Sie den Verdacht haben, daß ihr Pferd Rehe hat, die man an der großen Hitze des Hufes und am Kronrand direkt darüber erkennen kann, stellen Sie das Tier für eine halbe Stunde in kaltes Wasser, führen Sie es dann eine weitere halbe Stunde herum, um den Kreislauf zu fördern und stellen Sie es dann wieder ins Wasser. Führen Sie diese Behandlung so lange wie möglich fort und möglicherweise können Sie bleibende Schäden vermeiden.«

Tony meinte: »Hey, das Essen ist wirklich gut! Danke, Sohn.« James nickte, »Bitte, bitte,« und widmete seine Aufmerksamkeit wieder dem Buch, vertieft in die Hufpflege.

»Ein Pferd sollte beschlagen werden, wenn es stark geritten wird oder wenn es gefahren wird (in diesem Fall ist das Beschlagen der Vorderhufe wichtiger als das der Hinterhufe), oder wenn es die meiste Zeit auf hartem, felsigem Boden steht. Wenn diese Bedingungen nicht zutreffen, ist es normalerweise gesünder für den normalen Huf, daß er barfuß bleibt, weil Hufeisen dazu neigen, die normale Abnutzung zu vermeiden und das Hufwachstum zu stören. Wenn ein Pferd beschlagen wird, sollten wenigstens einmal in 6 Wochen die Eisen abgenommen und die Hufe in Form gebracht werden.«

*Diese Bedingungen treffen auf Cherry eigentlich nicht zu. Ich bin viel zu groß um sie zu reiten, zumindest obendrauf, und ich habe nicht vor, sie anzuspannen.*

»Selbst wenn das Pferd barfuß geht, ist regelmäßige Hufpflege immer noch erforderlich, weil die Spitze des Hufes dazu tendiert, schneller zu wachsen als das hintere Teil, was den Fuß aus dem Gleichgewicht bringt. Leichte Bewegung auf einer hartgepflasterten Straße kann helfen, daß sich der Huf gleichmäßig abnutzt und vermindert so den Zwang zum Ausschneiden.«

*Hmm. ... James sah auf. »Mom, hättest Du was dagegen, wenn ich anfangen würde, abends mit Dir spazieren zu gehen?«*

Grace wirkte wieder überrascht. »Nein, überhaupt nicht. Seit wann interessierst Du Dich für Sport?«

»Nicht ich. Ich halte Bewegung als Selbstzweck immer noch für überflüssig. Aber sie schreiben hier, daß Cherry einige Zeit damit zubringen muß, auf Pflaster zu laufen, um ihre Hufe gesund zu halten und die einzige Möglichkeit, die ich sehe, das zu gewährleisten, ist, sie zu führen. Ich nehme an, das bedeutet, daß

ich mit ihr spazieren gehen muß. Oder willst Du vielleicht?«

Grace sagte gedankenvoll, »Nein, ich weiß nicht, ob ich sie im Zaum halten könnte und ich möchte auch wohl nicht die Verantwortung für sie haben. Ich denke, das muß Du wohl selbst tun. Tut mir leid.«

»Kein Problem. Ich habe auch nicht erwartet, daß Du das machst. Ich nehme nicht an, daß mir das sehr schaden wird. Ich hab nichts gegen Arbeit, wenn sie einen Sinn hat.«

»Na gut, dann komm mit. Ich bin allerdings nicht sicher, was Mrs. Windward dazu sagt.«

»Es interessiert mich auch *überhaupt* nicht, was diese hochnäsige alte Schachtel davon hält! Aber wenn es Dich stört, dann gehen wir eben zu einer anderen Zeit als ihr.«

»Nein, tut mir leid. Komm mit mir und wenn sie nicht will, dann kann sie alleine gehen.«

»Okay. Wann?«

»Oh, so gegen vier. Tagsüber ist es zu warm, aber zu der Zeit ist es recht angenehm.«

»Okay, wir werden dann da sein.«

James protestierte nicht, als seine Mutter alle Teller einsammelte um sie zu spülen. Er ging nach draußen an seine Zimmermannsarbeiten. Während er die Dachpappe aufnagelte, wanderten James Gedanken zurück zu Tony's bitterem Ausbruch.

*Es ist seltsam. Wir beide traten in das Priesteramt gegen unseren eigentlichen Willen ein - Dad blieb drin bis zur Pensionierung, ich verließ es schnell wieder, blieb nur das erste Jahr, in dem man mich einer Gemeinde zugewiesen hatte, so daß diese Gemeinde nicht mit einer leeren Kanzel vorlieb nehmen mußte.*

*In meinem Fall war es ziemlich einfach. Mom und Dad drängten mich in das Priesteramt, etwas, was ich nicht wirklich wollte, von vornherein nicht, aber man erwartete von mir, daß ich*

*mein Bestes gab und die Leute in den Gemeinden nicht hängen ließ. Diese beiden winzigen Kirchen waren schon eine Zeitlang auf dem Zahnfleisch gegangen, kein ordentlicher Geistlicher, sie schlugen sich mit den Mitgliedern durch, die sie ab und an überzeugen konnten, eine kleine Rede zu halten oder manchmal mit einem Pastor aus einer anderen Gemeinde. Das führte zu dem ersten Problem, das ich mit einer von den beiden Kirchengemeinden hatte. Die Frau des Kirchenältesten starb an Magenkrebs und ein Nachbar, ein Baptisten-Laien-Priester hatte ihr während ihrer ganzen Krankheit hindurch beigestanden und sie besucht. Ich nehme an, ich hätte verständiger sein sollen, aber es tat mir weh, daß die Familie mich nicht einmal bat, bei dem Trauergottesdienst mitzuwirken - und es ist immer noch gegen die Gemeindeordnung, eine Kirche, ohne die Zustimmung des rechtmäßig zuständigen Pastors zu irgend etwas zu benutzen. Wie die Situation nun einmal war hielt ich meinen Mund, aber Dad machte das hinterher der Familie klar, nachdem sie eine Zeit zum Trauern gehabt hatten. Niemand war in diesem Fall der klare Sieger.*

*Natürlich, was sollten sie auch von mir halten, von mir jungen »Punker«? Ich besuchte die Kirche an dem Sonntag bevor ich die Gemeinde übernahm. Die alten Farmer waren vielleicht ein bißchen schockiert, daß sich ein fetter Mann in einem knallbunten fluoreszierenden Hemd, anthrazitgrauem Anzug und schockvioletten Socken in Gummisohlensandalen als ihr neuer Pastor vorstellte.*

*Ich stellte mir vor, daß wenn ich sie gleich kräftig genug schockierte, würden sie vielleicht andere kleinere Fehler, Unzulänglichkeiten übersehen.*

*»Verdammt!« James sah erst seinen Daumen und dann den Hammer strafend an. Noch ein paar weitere Nägel und er würde*



wieder hinunterklettern und die Leiter versetzen müssen. Die Arbeit ging weiter.

*Ich nehme an, daß die Angelegenheit eskalierte, als das Komitee für das Verhältnis zwischen Pastor und Gemeinde mich eines Samstags zuhause besuchen kam. Es begann verdächtig harmlos.*

*»Prediger, wir möchten mit Ihnen ein bißchen über Ihre Predigten reden.«*

*»Stimmt was nicht damit? Ich geb mir alle Mühe.«*

*»Nun, Sie sind auch gut. Meistens. Es geht mehr um die Themen.«*

*»Wie meinen Sie das?«*

*»Nun, Sie scheinen immer die selbe Art von Texten zu nehmen.«*

*»Weiter.«*

*»Oh, das - nun, wir fragen uns, wann Sie uns denn einmal eine gute alte Schwefel-, Pech- und Höllenfeuerpredigt halten?«*

*Das beunruhigte mich. Ich hatte gehofft, daß das Thema nie aufkommen würde, daß es vielleicht niemand merken würde.*

*»Ja, Brüder, so eine werde ich nie halten.«*

*Einer der anderen, die bis jetzt ruhig im Hintergrund gestanden hatten, ergriff das Wort. »Warum, Prediger?«*

*Ich seufzte. »Nun gut, setzen wir uns an den Küchentisch und reden wir darüber. Ich seh mal nach, ob noch Kaffee da ist.«*

*Meine Mutter (ich lebte noch bei meinen Eltern zu dieser Zeit, diesmal in ihrem Pfarrhaus) hörte mich und stellte einen Topf aufs Feuer.*

*Ich lenkte die Konversation auf triviale Themen, auf Ernte, Wetter und Vieh, während wir auf den Kaffee warteten. Es war nicht schwer, Farmer dazu zu bringen, über diese Themen zu sprechen.*

*Endlich, als der Filter durchgelaufen war, kam der Moment der Wahrheit.*

*»Tja, ihr seid doch gute, gottesfürchtige Leute, oder?« Sie alle nickten zustimmend. »Ihr seid doch dem Land nahe, der Natur nahe und deswegen auch Gott jeden Tag nah, oder?« Manche lächelten als sie nickten. »Dann wundert es mich, daß ihr nach so etwas fragt.«*

*»Nun ja, Prediger, wir mögen diese altmodischen Predigten. Sie machen Spaß.«*

*Diesmal nickte ich. »Ich weiß. Aber ihr müßt Euch auch fragen, warum sie Euch Spaß machen!« Sie blickten verwirrt.*

*»Seht, ich hab mein Bestes versucht, um in meinen Predigten die Botschaft des Evangeliums, die 'frohe Botschaft' herüberzubringen. Ich kenne Euch alle sehr gut, und ich denke nicht, daß es in den beiden Sprengeln einen versoffenen, verhurten und reulosen Sünder gibt, oder?«*

*Sie sahen sich mehr oder weniger zustimmend an.*

*»Okay, und so habe ich mich auf all die guten Geschichten in der Bibel beschränkt. Mensch, ihr kennt doch die ganzen Höllenfeuer-, Schwefel- und Verdammnisteile schon auswendig, oder?«*

*Weitere Zustimmung.*

*»Nicht einer von Euch muß daran erinnert werden, wie schlimm die Hölle sein kann, nur damit sich niemand verirrt, oder?«*

*Ich hatte ins Schwarze getroffen. »So habe ich mich dann, als ich studierte und mich mit anderen Studenten unterhielt und mit anderen Predigern und die Sache überdacht habe, entschieden, daß wenn ich nicht jemand in der Gemeinde hätte, der ins Böse hineingezogen ist, der um sich tritt und kreischt und es wirklich braucht, daß man ihm den Teufel austreibt, daß es dann nicht nötig wäre, das Thema mehr als dann und wann aufzubringen.«*

*Der Vorsitzende stellte seine Kaffeetasse hin. »Was ich wissen möchte, ist, warum sagten Sie, daß es Sie gestört hätte, als wir Sie nach einer fragten?«*

*Diesmal verließ das Lächeln mein Gesicht. »Weil, Gentlemen, und ich will jetzt nicht zu hart klingen, aber wenn eine Gruppe gottesfürchtiger moralischer Menschen nach so einer Predigt fragt, dann frage ich mich, wieviel von diesem Wunsch daher rührt, daß man sich selbstgefällig im eigenen Status bestätigt haben möchte, daß man sich bestätigt haben möchte auf dem Weg, auf dem man richtig und sicher ist. Ich frage mich, wieviel Menschen dort auf den Kirchenbänken sitzen, die sich ein bißchen an dem Gedanken weiden an den 'ungewaschenen Philister' draußen auf der Straße, der für immer brennt, ob des Geruchs des Schwefels hustet und vor fortwährender Pein schreit. Ich frage mich, wieviel Schaden ich Euren Seelen antue, wenn ich Euch zu der Sünde des Stolzes verführe, zur Sünde der Hochmut ob Eurer eigenen Gerechtigkeit. 'Hochmut kommt vor dem Fall', und ich will nicht der Grund sein, daß jemand fällt, lieber der Grund, daß er erlöst wird! Am Ende finde ich mich vielleicht auf dem heißen Stuhl neben ihnen wieder und muß in ihre schmerz erfüllten Augen mit meinen eigenen gequälten Augäpfeln sehen und noch eine Extradosis Qualen erleiden, weil ich weiß, ich habe sie dorthin gebracht!*

*Gentlemen, das ist mein Hauptgrund. Aber beachten Sie auch dies: Wir haben mehr Klasse als das. Überlassen wir doch das Schreien und Einhämmern denen, die es nicht besser wissen.«*

*Das überzeugte sie. Vom Standpunkt der Logik und des Intellekts aus hatte ich gewonnen. Da gab es gar keine Frage. Aber gefühlsmäßig hatte ich sie verloren. Ich hatte eine Sünde begangen, die sie nicht vergeben konnten - ich hatte ihnen die*

*Wahrheit über sie selber gesagt. Ich war jung, brillant, redege- wandt und ein Narr.*

*Ich brauchte nicht lange um zu erkennen, was ich getan hatte. Immer noch lächelten die Leute, immer noch gaben sie ihr Geld, wenn der Klingelbeutel vorbeikam, immer noch schüttelten sie mir die Hände, wenn sie am Ende des Gottesdienstes die Kirche verließen. Aber niemand kam und bat um seelischen Bei- stand. Niemand fragte mich, wie es mir ging. So wie sie andere hatten richten wollen, so war ich ihr Richter geworden.*

*Das gab mir Zeit um die ganze Situation zu überdenken. War ich wirklich bestimmt für diesen Beruf? Glaubte ich wirklich und wahrhaftig all diese Dinge, die ich von der Kanzel herunter ver- kündete? Von da an hatte ich nicht mehr das Selbstvertrauen, weiter zu machen. Ich begann wieder in der Bibel zu lesen, und las auch andere Bücher, von denen die Kirchenoberen sicherlich nicht erfreut gewesen wären, hätten sie gewußt, daß ich sie las, Bücher, die in mir ernsthafte Fragen über das Christentum auf- warfen.*

Das letzte Ende des Stacheldrahtes war zwischen den Pfosten gespannt. Er war da, um dem Zaun Stärke, Zusammenhalt und Fe- stigkeit zu geben. Es wäre nicht ratsam gewesen, sich darauf zu verlassen, ein Pferd aufzuhalten, besonders nicht so ein noch unbe- kanntes Wesen wie Cherry. Viele Pferde rennen einfach in Stachel- draht hinein, wenn sie Panik haben und können sich dabei ernsthaft an Füßen und Körper und sogar an den Augen verletzen, wenn sie sich bemühen, aus der Verstrickung zu entkommen.

James ging rüber zu seinem Materialstapel und begann, die Rolle Pferdedraht, die den wirklichen Zaun ergeben würde, aus- zurollen. Er begann an einem Ende und entrollte den Zaun an dem Stacheldraht und den Pfosten entlang. Als er an Ort und Stelle war und von der Spannvorrichtung gehalten wurde, begann er die

langweilige Arbeit, das Drahtgeflecht festzubinden. Das gab seinen Gedanken wieder Freiraum.

*Die Bibel malt kein sehr schönes Bild von Gott oder den Menschen, seinen »Ebenbildern«.*

*Je mehr ich darüber nachdachte, um so mehr erschien es mir, daß Gott nicht so ganz wußte, was er tat, als er Adam und Eva erschuf und sie in den Garten Eden stellte. Das alte Geschwätz von der Predigerschule in Sachen »Gott gab den Menschen die freie Wahl und der Mensch mißbrauchte das« schien nicht sehr plausibel zu sein - es hörte es sich mehr an wie eine schwache Rechtfertigung.*

*Wenn Gott alles wußte, warum wußte er dann nicht genau, was passieren würde, als er Eva der Versuchung aussetzte? Warum wußte er nicht, daß sie der Versuchung verfallen würde? Entweder wußte Gott, was passieren würde, was bedeutete, daß er wollte, daß der Sündenfall geschah oder er wußte nicht alles; in jedem Fall war es leicht, Gottes Handlungen der ersten Familie gegenüber als mieses Spiel anzusehen.*

*Ich war schon lange ein Amateur auf dem Feld der Elektronik und der anderen »harten Wissenschaften« gewesen, und die Lektüre über die Fortschritte in der Quantenphysik, der Astronomie, der Paläontologie, der Biologie hatten mir nicht etwa eine zynische Skepsis über die Vorstellung eines Schöpfers, sondern einen ständig wachsenden Respekt gegenüber dem Geist gegeben, der ein ganzes Universum entwerfen konnte, das so gut funktionierte wie es zu funktionieren schien.*

*Konnte so ein ehrfurchtgebietender Intellekt wie dieser zur gleichen Zeit so ein kleiner Tyrann sein, der seine Kreaturen für seine eigenen Konstruktionsfehler verantwortlich machte? Das ergab nicht viel Sinn. Also hatte ich, ob ich jetzt nun die Vorstellung der Schöpfung und von Jehova übernahm oder nicht, zu*

*glauben, daß Leute aus irgendeinem Grund so sind wie sie sind.*

*Mit der Macht des Schöpfers hätte er doch, wenn er es gewollt hätte, uns offensichtlich zu perfekt gehorsamen kleinen Kreaturen machen können, perfekt ausgestattet für die zugedachte Aufgabe, die Ewigkeit damit zu verbringen, um den himmlischen Thron zu stehen und immerfort Lob zu preisen und ihm zu sagen, wie großartig er doch sei. Das störte mich übrigens auch. Weiß Gott nicht sowieso, wie gut er ist? Verdammt, er hat doch alles gemacht! Hat er sich diese ganze Mühe gemacht, nur um ein paar Milliarden Jasager zu erzeugen? Was sagt das wohl über seine Persönlichkeit aus? Je mehr ich ohne die Scheuklappen meiner früheren Ausbildung las, je mehr sah ich, daß der Gott der Bibel ein kleiner Tyrann war, ein paranoider Egozentriker, der sich über all die Fallen, die er der Menschheit in den Weg gebaut hatte, kaputtlachte, über die unmöglich zu befolgenden Regeln, die er erlassen hatte und der sich dann auf die Schulter klopfte, wegen seiner »Gnade«, einer Erlösung anzubieten - noch dazu eine, die nur durch ein Blutopfer erreicht werden konnte. Auch die frühe Geschichte mit seinem »auserwählten Volk« zeigte fürchterliches Blutvergießen, das Abschlachten unschuldiger Kinder, das Überfallen anderer Zivilisationen durch nomadisierende, Schafe haltende Banditen.*

*Ich entschied, daß ich Jehova nicht allzu sehr mochte.*

*Aber ... aber ... Ich glaubte mehr denn je an ein schöpfendes Prinzip, einen großen Architekten, ein Ziel des Lebens. Nach gründlichem Nachdenken erschien mir das das logischste zu sein, zu glauben, anstatt den Gedanken an eine Gottheit rundweg abzulehnen. Ungefähr zu der Zeit, als meine Berufung auf ein Jahr um war, hatte ich allen Respekt für und Glauben an das Christentum verloren. Zumindest an die Form des Christentums, die für gewöhnlich gelehrt wurde.*

*So. Warum gab es dann überhaupt Menschen? Was war unser Ziel? Gab es überhaupt eins? Ich mußte daran glauben. Wenn es kein Ziel des Daseins geben würde, dann wäre es sicherlich nicht schädlich daran zu glauben, es gäbe eines und noch dazu war das ein tröstender Gedanke. Gab es ein Ziel, dann würde es, wenn man der Meinung war und so handelte, als gäbe es keines, sicherlich zu großen Schwierigkeiten auf dem Weg führen.*

*Ich fand meine Antwort in den verschiedenen Richtungen des frühen und zeitgenössischen Heidentums. Die Vorstellung der Reinkarnation, daß Seelen unsterblich sind, anders als die Körper, gab Sinn - man lebte auf der Erde oder wo auch immer, um zu lernen und zu wachsen, gerade so wie Kinder zur Schule gehen.*

*Den Körper zu verlieren war wie »Sommerferien« zwischen den Schuljahren, wenn die Seele sich ausruhen und die Lektion, die sie gerade in dem vorangegangenen Leben erfahren hatte, verarbeiten konnte und Zeit hatte, diese Lektion mit Erfahrungen aus früheren Leben (die dem Gedächtnis im inkarnierten Zustand verborgen waren) zu vergleichen. Eine Zeit wo sie sich eine begründete, vielleicht auch angeleitete Entscheidung bilden konnte über die nächste Inkarnation mit dem Ziel, bestimmte Dinge zu lernen.*

*Damit konnte ich leben.*

»Bist Du fertig zum Spazierengehen?«

James war im Haus und zog sich frische Wäsche an. Nach der schweißtreibenden Arbeit an dem Zaun hatte er sich geduscht. Es blieb nur noch, das Tor einzuhängen, und das war etwas, was er in der Abendkühle schnell erledigt hätte.

Cherry's Auslauf wäre heute abend fertig, so daß sie einziehen konnte. Er sehnte sich danach, es mit ihr in der Intimität ihres kleinen Stalles zu feiern, fern von möglicherweise spähenden Augen.

»Sekunde noch. Ich zieh nur die Schuhe an.«

Als er aus seinem Zimmer kam, trug er Shorts und ein leichtes Hemd. Obwohl es erst Anfang Mai war, war das Wetter warm und drückend.

»Wir treffen Dich vorne.« Grace Falabella nickte, als James mit seinem neuen Führstrick in der Hand durch die Verandatür hinausging. Cherry begrüßte ihn, als sie ihn sah und stand ruhig, als er zu ihr hinging, den Führstrick an ihr Halfter klipste und die Haltekette löste. Zusammen gingen sie um die Hausecke, wobei Cherry an dem Strick ruckte, wenn sie versuchte, alles am Wege mit der Neugier eines Pferdes zu untersuchen.

James Mutter stieß am Ende des Hofes zu ihnen und alle drei traten auf die Straße hinaus, bis sie nach ein paar Metern vor Mrs. Windward's Haus waren. Grace ging zur Tür und Cherry und ihr Sohn warteten geduldig, das kleine Pferdchen testete die Qualität des Grases am Straßenrand.

Mrs. Windward's Stimme kam von ihrer Veranda. »Erwarten Sie von mir wirklich, mit einen *Tier* spazieren zu gehen? Mein Mann und ich haben uns hier zur Ruhe gesetzt, um vom Land wegzukommen! Dieses Tier gehört auf einen Bauernhof, nicht in die Stadt!«

Zu seiner Überraschung hörte James, wie seine Mutter die Stimme zur Verteidigung seines Tieres erhob. »Wirklich Wilma, Sie haben eine sehr unvernünftige Art! Was das 'in die Stadt ziehen' betrifft, so kann man diese Ortschaft wohl kaum als so etwas bezeichnen! Wenn Sie Cherry erst einmal kennenlernen, werden Sie herausfinden, daß sie ein liebes kleines Pony ist. Ich war mir da selbst erst nicht so sicher, aber mittlerweile mag ich sie.«

Mrs. Windward stand mit einem unbeugsamen Ausdruck im Gesicht in ihrer Tür. Als Grace auf die Straße zurückkam, begann James zurückzugehen.

»Wohin gehst Du?«



»Schau, ich will mich nicht zwischen Deine Bekanntschaften drängen. Wir können ein andermal und einen anderen Weg gehen. Geh zurück und sag ihr, daß ich ihr Cherry nicht aufzwinge.«

»Oh, vergiß doch die alte Schachtel!«

James lächelte überrascht und erfreut.

»Sie tut dauernd so vornehm, als wenn sie etwas Besonderes wäre. Nun, wie Du sagtest, ihr Mann ist ein pensionierter Hausmeister, sitzt im Gefängnis, und sie verkauft Parfüm an der Haustür. Sie regt sich auf über Cherry's Geruch und die Fliegen und ich habe es satt! Die vorherrschende Windrichtung ist von ihrem Haus zu unserem und nicht andersrum und der Geruch, den sie abbekommt ist von ihren Nachbarn auf der anderen Seite, die all diese Bassethunde züchten. Cherry riecht gut, verdammt noch mal! Ein wenig erdig, aber sehr natürlich und frisch.«

James sah seine Mutter voller Bewunderung an. »Ich wußte nicht, daß Du das so siehst.«

Grace wurde ein wenig rot, als sie zu dritt die Straße herunter gingen. »Nun, das tat ich zuerst auch nicht. Aber wer auch immer oder was auch immer Dich so sehr so schnell ändern kann, ist mir eine Menge wert. Ich habe Dich schon seit Jahren nicht mehr so hart arbeiten sehen und beobachtet, daß Du über die Arbeit oder das Leben oder irgend etwas so glücklich warst. Ich habe heute morgen sogar Cherry umarmt und geküßt. Sie ist lieb.«

Ein paar Häuser die Straße hinunter wohnten mehrere kinderreiche Familien. Die meisten der Kinder spielten jetzt in der Kühle des Nachmittags draußen. Sie wurden sofort auf das Pony aufmerksam.

Cherry scheute und zog rückwärts gegen die Leine, als einige von den kleineren heranrannten, um sie von nahem zu betrachten. »Sachte Mädchen.« James kraulte ihren Lieblingspunkt an der

Schulter, was sie ein wenig beruhigte. »Langsam Kinder, macht diesem lieben kleinen Pferd keine Angst.«

Die Kinder, die meisten von ihnen, waren so um die 8 Jahre alt, hielten sich daran.

»Können wir ihn streicheln?«

»Wie heißt er?«

»Ist das ein richtiges Pferd?«

»Ja, ja sicher! Also erstens, *ihr* Name ist Cherry und wenn ihr langsam herkommt, immer nur einer auf einmal, dann könnt ihr sie auch streicheln. Ja, sie ist ein richtiges Pferd.«

Ein tapferes Mädchen trat vor mit ausgestreckter Hand. Cherry lehnte zwar ihren Körper zurück, streckte aber die Nase aus, um sie zu untersuchen. Sie fuhr mit ihren Lippen über die Hand.

»Hi! Das kitzelt!« sagte das Mädchen und zog ihre Hand schnell zurück. Cherry sprang auch zurück.

»Entschuldige, Pferdchen, ich wollte Dich nicht erschrecken.« Das Mädchen streckte wieder die Hand aus und bot ihr ein klebriges Karamelteil an. »Wird sie das essen?«

James dachte schnell nach. Er wollte nicht, daß irgend jemand außer ihm seiner neugefundenen Partnerin Süßigkeiten anbot. Aber warum? War er eifersüchtig? *Oh, verdammt, es konnte doch nicht schaden.* »Ich weiß nicht. Paß nur auf, daß Du Deine Hand flach hältst, so daß sie Dich nicht versehentlich in die Finger beißt und mach keine plötzlichen Bewegungen.«

Cherry streckte wieder ihre Nase aus und roch an dem angebotenen Leckerchen. Sie nahm das Schokoladenteil für einen Moment zwischen die Lippen, als wenn sie den Geschmack prüfen wollte, dann schloß sie entschieden die Lippen und begann kräftig zu kauen. Die Kinder, James und Grace lachten alle, als sie sie energisch auf dem Bonbon kauen sahen, wobei ihr Kopf vor An-

strengung auf und ab nickte und alle sehen konnten, wie sie es genoß.

Als sie es aufhatte, suchte sie nach mehr und streckte eifrig ihren Kopf aus. Das kleine Mädchen, Candice, falls James sich richtig erinnerte, sagte »Es tut mir leid, Cherry, mehr hab ich nicht.«

In der Zwischenzeit hatten die anderen Kinder auch Mut gefaßt und einige boten Cherry Gras an, das sie aus ihren Vorgärten gepflückt hatten. Sie nahm die meisten Angebote an und stand dann still, als die Kinder ihre Nase, ihren Nacken, ihren Hals und ihre Schultern streichelten.

»Wir müssen jetzt weiter« sagte James und streichelte stolz Cherry's Hals. Dann zog er sanft an der Leine. Ähnliche Szenen wiederholten sich noch dreimal auf dem nur sechs Block kurzen Spaziergang, den seine Mutter normalerweise machte. Einmal kamen sogar die Eltern, die James entfernt kannte, zusammen mit ihren Kindern hinaus und wuselten mit dem gleichen Entzücken wie diese um das Pony herum. Der Weg führte ihn auch an einem Altenheim vorbei und selbst einige der alten verwitweten Damen schienen Cherry's Charme zu erliegen.

Am Ende des Spaziergangs fühlte James sich gut. Er war stolz auf Cherry und er hatte mehr freundliche Aufmerksamkeit von seinen Nachbarn während dieser kurzen halben Stunde erhalten als sie ihm während der letzten 6 Jahre gezeigt hatten. Er sehnte sich schon nach dem nächsten Abendspaziergang.

# Kapitel 11

*Juni 1987*

Als der Monat zu Ende ging, hatten James und seine Eltern sich in eine Routine gefunden.

Während der Vormittagsstunden wurde Cherry aus ihrem Auslauf geholt, damit sie an verschiedenen Teilen des Vorder- oder Hintergartens grasen konnte, während James sich um sein Geschäft kümmerte. Mrs. Windward versuchte auch deswegen Ärger zu machen. Aber die Polizei wurde ihrer Beschwerden müde und der Polizeichef hielt auch ein Pony für seine Kinder. »Mam, das Gesetz bezieht sich nur auf Ställe und Umfriedungen. Es sagt nichts aus über zeitweises Anpflocken eines Tieres. Sie vergeuden unsere Zeit und machen nur böses Blut wegen etwas, was sie doch nicht ändern können. Wollen Sie den Sheisskopfs nacheifern?«

Dieser Vergleich gefiel Mrs. Windward gar nicht und sie hielt sich zurück. James genoß es sehr mit Cherry in der Stadt herumzuspazieren und bald begannen sie viel weiter zu gehen, als sich seine Mutter zutraute. Sie kehrte zu einem langsameren und kürzeren Spaziergang mit Mrs. Windward zurück, während Mann und Stute sich in zügigem Tempo entfernten. Als ihm klar wurde, daß sich so die Sohlen seiner teuren bequemen Arbeitsschuhe sehr schnell abnutzten, besorgte er sich ein paar billige Wanderlatschen aus dem örtlichen Kramladen.

Schon bald hatten sie sich an einen bestimmten Weg gewöhnt. Ihre Straße hinunter bis zum Supermarkt an der Bezirks-schnellstraße, die durch ihre Stadt führte, über diese Straße hinweg und dann den Hügel hinunter zum Stadtpark, wo sie das

Schwimmbad umkreisen, und den kleinen Bach der durch den Park führte, erforschten; zurück zu der Videothek, wo man sie beide hinein bat (James pflegte für die Besitzer die computerisierte Bestandsliste, und Cherry unterlief nie ein »Malheur« auf ihrem Fußboden - tatsächlich machte sie ausschließlich in eine bestimmte Ecke ihres Auslaufs), eine kleine Anhöhe hinauf zu dem Kiosk am Ort, wo sie manchmal eine Flasche Limo teilten, hinter der Autowaschanlage entlang, dann zum Drive-in-Restaurant. Auf dem Stück zog Cherry eifrig, weil sie wußte, daß da ein Leckerchen auf sie wartete.

Je nach seinen Finanzen, der Temperatur und seiner Laune kaufte James manchmal eine Rolle Kaubonbons, die er sich dann zwischen die Zähne klemmte, damit sie Cherry ihm dann aus den Mund nahm. Manchmal kaufte er auch zur Freude der Zuschauer ein kleine Schokoladeneiswaffel, die Cherry gierig verschlang.

Auf dem Rückweg traf Cherry noch mehr von ihren Freunden. Kinder warteten auf sie, warteten, daß sie vorbeikamen, so daß sie das Pony wieder streicheln konnten. James stellte fest, daß er sich mit vielen Müttern und anderen Frauen an seinem Weg anfreundete. Er brauchte eine Weile um zu bemerken, daß er sie jetzt als richtige Menschen ansah und daß er nicht länger jede mit seinen Augen auszog und mit andauernd vom Trieb aufgefühlter Seele spekulierte, wie sie vielleicht im Bett wären.

Derweil verstaubten die Drogen vernachlässigt in seiner Schreibtischschublade. Seit Cherry in sein Leben gekommen war, hatte er sich nichts mehr gespritzt, nicht mal eine Tablette genommen. Er genoß all diese Aufmerksamkeit, die sie auch ihm beschert hatte, selbst wenn die Leute dachten, daß er ein bißchen seltsam wäre. Das war kein Problem, immerhin *war* er seltsam.

*Wie sonst nennt man wohl auch jemanden, der nur mit Frauen eine Beziehung eingehen kann wenn er von ihnen keinen Sex will, wenn seine Begierden von einem Tier befriedigt werden? Trotzdem, es ist besser als vorher. Cherry hat einfache Bedürfnisse, und sie zeigt sie mir auch. Etwas Getreide, etwas Heu, Wasser, ein bißchen Körperpflege und Zuneigung. Dafür gibt sie mir Freude, Partnerschaft und Sex. Verdammt, wenn Frauen so einfach wären, dann könnte das Leben für jeden Mann einfach sein.*

Tief in seinem Inneren wußte James, daß das Blödsinn war. Er hatte sich freiwillig auf sozialem Gebiet eingeschränkt, um seinen verkrüppelten emotionalen Fähigkeiten gerecht zu werden. Aber war das nicht in Ordnung? Er tat das, was er tun mußte, das was er tun *konnte*.

Eines Morgens fand sich James in dem Musikgeschäft wieder, wo er früher die Serviceabteilung geleitet hatte und unterhielt sich mit alten Freunden. Er erwähnte beiläufig, daß er jetzt nach Hause müßte um sich um sein Pony zu kümmern. Ron aus der Schlagzeugabteilung sah ihn überrascht an und fragte:

»Was, zum Teufel, machst Du mit einem Pony?«

Ron hatte Humor und James sah ihn abschätzend an, bevor er antwortete: »Ja nun, *irgendwas* muß ein Mann doch für den Sex haben!«

Ron lachte. »Verdammt, ich würde etwas dafür bezahlen, das zu sehen!«

James grinste. »Das könntest Du Dir nicht leisten.«

»Wieso, ist das so gut?«

»Nein, es ist das Drumrum. Bedenk doch, was Du für ein romantisches Abendessen für beide hinlegen mußt von denen der frißt wie ein Pferd und der andere tatsächlich eines ist!«

Der Geschäftsführer stimmte in das Lachen ein - das Leben war herrlich.

»Erik Hendrix griff schnell in die Tasche und zog aus ihr einen ganz normal aussehenden Bleistift. Es war aber keine Mine in dem Weidenholz, das um Mitternacht unter dem Vollmond geschnitten und sorgfältig mit mystischen Symbolen und Runen graviert worden war, bevor es gelb angestrichen wurde. Er machte eine Abfolge von Strichen und Schnörkeln und erzeugte damit eine unsichtbare Wand der Macht zwischen sich und der Höllenbrut, die Reverend Dr. Alexander, der verkappte satanistische Hohepriester, ihm auf die Fersen gehetzt hatte. Die Kreatur heulte mit tausend Stimmen einer Million verdammter Seelen in ewiger Qual und seine Form schmolz zu einer rauchenden Pfütze zusammen. Mit einem triumphierenden Lächeln wendete der Agent von W.I.C.C.A. seine Aufmerksamkeit wieder dem schrecklichen Reverend Alexander zu.«

James lehnte sich in seinem Sessel zurück und betrachtete den Abschnitt. Mit einem angeekelten Grunzen löschte er ihn aus dem Speicher des Computers.

*Mist. Sechs Monate Arbeiten hatten 14 gute Kapitel gebracht. Was für eine Idee! Action und Abenteuer, Okkultismus und Horror. Das Buch konnte man in drei verschiedenen Abteilungen einer Buchhandlung verkaufen. 14 gute Kapitel! Es begann damit, daß sich der Held das Leben nehmen wollte und in der letzten Minute von einer Untergrundorganisation, die das wahre Böse schon seit Jahrhunderten bekämpfte, gerettet wurde. Er bekämpfte Kinderschänder, Obdachlosenfänger, Umweltverschmutzer und jetzt als Krönung einen satanistischen Hohepriester in der Maske eines international bekannten Fernsehpredigers. Wer von dem, was ich fertig habe, liest, will mehr sehen. Sie mögen es. Und jetzt bring ich es einfach nicht zu Ende.*

James hatte schon seit Jahren ab und zu geschrieben, aber als er im letzten Jahr zwei humoristische Kurzgeschichten auf dem

kommerziellen Markt unterbringen konnte, war sein schriftstellerischer Ehrgeiz erwacht. Es drängte ihn, etwas größeres zu schreiben, einen Roman. Das selbstgenügsame Leben eines Schriftstellers hatte einen gewissen Reiz und der Gedanke, dafür bezahlt zu werden seine Alpträume auf Papier zu bannen, noch viel mehr.

Das Problem war, daß sein letztes Kapitel einfach nichts werden sollte. Zwei Monate Arbeit für den Eimer. James schüttelte den Kopf. Irgend etwas stimmte nicht. Irgendwie konnte er das Grauen und die Spannung nicht mehr in seine Texte bekommen. Jetzt erinnerte *der Hexer* mehr an *James Bond auf unserer kleinen Farm*.

*Ich nehme an, daß mir früher die Texte aus meiner Angst, aus diesem Sinn von Frustration und Verzweiflung herausflossen. Verdammt. Ich frage mich, ob ich dieses Gefühl mir wieder vorstellen kann?*

Oh, nun ja. Cherry war heute rossig geworden. Sie war sowieso schon aufregend, aber der erste Tag ihrer Hitze hatte James davon überzeugt, daß Hengste wirklich zu beneiden waren. Sie war doppelt so engagiert, breitete ihre Hinterbeine aus und drückte mit Macht gegen ihn, wobei sie ihren Kopf schüttelte und fortwährend leise kollerte. Der Geruch war anders und er brauchte keine Gleitcreme zu benutzen, weil ihre Säfte von alleine flossen. Sobald es dunkel wurde, ging er hinaus und besuchte sie in ihrem Stall. Obwohl das kleine Gebäude Sicherheit, Privatsphäre garantierte, war das Wetter einfach zu heiß für irgendwelche anstrengenden Aktivitäten während der hellen Tagesstunden.

Als er den Bildschirm des Computers löschte, klingelte das Telefon.

»Hallo?« Sein Gesicht nahm einen neutralen Ausdruck an, als er Sheilas Stimme hörte.



»Hi. Hör mal, die Kinder wollen in Deine Stadt fahren, um das große Feuerwerk am 4. Juli zu sehen. Kannst Du uns für ein paar Tage aufnehmen oder sollen wir ein Motel mieten?«

»Äh.« James' Hirn war gerade in dem Moment, wo er es am nötigsten brauchte, wie leergefegt. »Äh, äh, nein! Wir haben hier doch Platz. Wann kommt ihr?«

James mochte seine Kinder - dachte er zumindest. Er war sich dessen nicht immer ganz sicher, weil es so verdammt schwer war, eine Beziehung zu Kindern aufzubauen.

»Ich dachte, wir kommen am Nachmittag des zweiten und bleiben so ungefähr 4 Tage. Dann können sie ein paar Raketen selber abschießen, ihre alten Freunde treffen und sich ein bißchen ausspannen, bevor wir zu meinen Eltern fahren. Ist das okay?«

»Aber sicher! Bis dann also.«

»Diana hat einen Wellensittich; den bringen wir mit, weil wir ihn nicht alleine in dem Apartment hier lassen können. Glaubst Du, daß Deine Katze ihn in Ruhe läßt?«

»Ach, das bekommen wir schon irgendwie hin.«

»Gut, Du wirst ihn mögen.«

»Okay. Es wird schön sein, Euch wieder zu sehen.«

»Jaaa,« ihre Stimme klang ein wenig zweifelnd, »Es ist ja nur ein kurzer Besuch und ich denke, ich werde die meiste Zeit mit meiner Freundin Theresa verbringen, aber die Kinder wollen Dich und Oma und Opa sehen. Hör mal zu, ich kann mir keine allzu große Telefonrechnung leisten, wir kommen dann in ein paar Tagen. Tschüs.«

»Wiederhören.«

James legte den Hörer auf. In seinem Kopf drehte sich alles. Was jetzt?

*Oh, Scheiße. Was wird sie sagen, wenn sie Cherry sieht? Ich weiß, was Diana tun wird - dieses kleine Mädchen ist pferde-*

*verrückt - aber Sheila weiß alles über mein Vorleben mit ihnen. Douglas? Wer weiß? Aber er nimmt sowieso alles leicht.*

James beruhigte sich ein bißchen.

*Zum Teufel mit Sheila! Soll sie doch damit anfangen, was sie will! Ich schau einfach, was passiert. Immerhin hat sie jedes Recht mir etwas vorzuschreiben verloren, als sie mich verlassen hat.*

Die ältere Generation der Falabellas war von der Neuigkeit begeistert. Sie hatten die Kinder aufwachsen sehen, viel mehr als ihre anderen Enkel, weil sie eben in der Nähe wohnten. James und Sheila hatten ihnen manchmal Geld gegeben fürs Babysitten, was ihnen auch half, ihr schmales Kirchengehalt aufzubessern.

»Wir können doch die Couch im Wohnzimmer ausziehen als Bett für die Kinder. Ich denke auch, wir können für Sheila die Schaumstoffmatratze auslegen, dann kann sie auf dem Boden schlafen.« Grace war voller Pläne.

»Mom, die Kinder haben Schlafsäcke. Sie können bei mir im Zimmer auf dem Boden schlafen und Sheila kann die Couch benutzen, so wie sie ist - so brauchen wir nicht die ganzen Möbel herumzurücken. Aber ich sollte besser mal das Flohspray herholen und die Vorleger abspritzen, damit sie nicht gepiesackt werden.«

»Gut. Aber was koche ich? Äh, was essen die noch mal gerne?«

»Das ist einfach. Die Kinder mögen Bohnen oder Maccharoni und Käse. Nichts Besonderes, weil Diana das sonst nicht ißt.«

»Ich weiß. Grillhähnchen! Douglas hat mir erzählt, daß er meine lieber mag als die von seiner anderen Oma. Stampfkartoffeln und Bratensoße, grüne Bohnen und einen Apfelpfannkuchen.«

Tony's Augen leuchteten auf in der Erwartung all dieser verbotenen Speisen. Es war wieder wie ein fast vergessenes Sonntags-

mahl. Bestimmt könnte er in einem unbeobachteten Moment ein paar Happen von diesen guten Dingen beiseite bringen. Eine Diabetikerdiät konnte ja so verdammt langweilig sein und James kochte normalerweise von seinem Essen nicht mehr als er selber brauchte.

James grinste seine Mutter an. »Reg Dich ab. Es ist nur ein kurzer Besuch und ich bin sicher, daß sie andere Dinge im Kopf haben werden als Essen. Entspann Dich wenigstens soweit, daß Du den Besuch Deiner Enkel genießen kannst.«

Diese Ermahnung würde nicht viel bewirken, das wußte James jetzt schon. Seine Mutter fing an, aufgeregt im Haus herumzuputzen, ein grauhaariger Wirbelwind, der von einer Ecke zur anderen huschte, was sein Vater, der ruhig am Küchentisch saß, mit Amusement beobachtete. »Wenn sie so etwas tut, ist Deine Mutter am glücklichsten. Jetzt sind es schon fast 50 Jahre, aber ich noch immer keinen Weg gefunden, sie davon abzuhalten und sie wäre auch frustriert, wenn ich das jemals täte.«

Die Zeit verging schnell. James und Cherry gingen tagsüber spazieren und liebten sich des Nachts. Reparaturaufträge kamen herein und wurden schnell und effizient erledigt. James überlegte, ein wenig Feuerwerk für die Kinder zu kaufen, entschied sich aber dann, sie das selber aussuchen zu lassen. Wenn auch unter väterlicher Anleitung und unter strenger Berücksichtigung des Budgets.

Der Donnerstag, der zweite Juli 1987, dämmerte heran. Der Himmel war klar und es würde heiß werden. James mußte nur zu einer Reparatur und erledigte diese schnell. Gegen Mittag fütterte er Cherry ein wenig Getreide und brachte sie zu einem frisch gemähten Teil des Gartens. Sie schaute ihn ein wenig fragend an, als er mit Gartenschlauch, Eimer, Bürste und einer Plastiktube Pferdeshampoo ankam.

»Komm, kleines Mädchen, wir wollen doch auf die Besucher einen guten Eindruck machen.« Cherry entschied schnell, daß sie es *liebte* zu baden, weil das Wasser, nicht zu kalt und nicht zu warm, ihr den Staub aus dem Fell spülte. Sie hatte auch nichts dagegen, als er ihren Schweif in den Eimer tauchte und damit herumwirbelte und James paßte auch auf ihre empfindlichen Augen auf, als er ihr Gesicht mit einem feuchten Schwamm wusch. Sie wiegte sich in dem Rhythmus, in dem die weiche Bürste über ihre Beine, den Rücken und den Bauch strich.

Als sie mit Abspülen und allem fertig waren, glänzte Cherry, ihr rotbraunes Fell leuchtete im Sonnenlicht. Ganz im Gegensatz zu James, dessen Beine und nackter Oberkörper voll Matsch waren, als er das kleine Pony zu einem trockenen Platz führte und dort anpflockte. Er wollte auf gar keinen Fall, da sie sich in dem Staub in ihrem Auslauf wälzte, was sie garantiert getan hätte, hätte sie eine Chance dazu bekommen.

Schnell geduscht und umgezogen hatte er dann Zeit genug, nervös auf sein Schicksal zu warten.

Gegen 4 Uhr bog der blaue Wagen in die Auffahrt ein. Noch bevor Sheila den Motor abgestellt hatte, war James zur Türe hinaus und lösten die Kinder ihre Sicherheitsgurte. Der Vater und sein Nachwuchs trafen sich in der Mitte des Weges mit vielen Umarmungen und Geschnatter. Diana lief zurück zum Wagen und zog einen Vogelkäfig heraus.

»Das ist Patschi, Dad! Ist er nicht süüß?«

»Ja, klar - schön blau. Spricht er?«

»Ja sicher, ich hab ihm viele Sachen beigebracht! Er kann seinen Namen sagen, und 'Ich liebe Dich' und 'Ruhe' und - «

»Hey, Dad! Ich hab meinen weißen Gürtel in Karate! Und ich hab haufenweise noch mehr Lego und ein paar neue G.I. Joe Figuren und - «

James ließ die Worte über sich fließen, sie plätscherten wie ein erfrischender Strom in einem steinigen Bachbett. Er hatte sich nie klar gemacht, wie sehr er seine Kinder vermißte. Er hätte sich dieses Gefühl nicht gestattet. Jetzt wußte er auch, daß es seine Hölle doppelt so quälend gemacht hätte.

Er stand da und Sheila kam näher. »Du siehst gut aus, James. Hast Du abgenommen?«

»Danke. Du siehst auch gut aus. Ja, ich habe angefangen, spazieren zu gehen um mich zu bewegen und ungefähr 80 Pfund abgenommen.«

Sie schien ein bißchen aufzutauen. »Schön! *Ich* habe auch angefangen, zu walken! Sie haben da eine Strecke im Stadtpark dafür ausgewiesen und eine Freundin und ich gehen frühmorgens dorthin, wenn's noch kühl ist und laufen ungefähr ein oder zwei Meilen.«

»Ich laufe normalerweise abends - wenn Du Deine Schuhe mitgebracht hast, können wir ja vielleicht heute abend noch gehen, dann vergißt Du die lange Fahrt und vielleicht treffen die Kinder ja auch Freunde auf dem Weg.«

»Schaun wir mal. Als allererstes müssen wir ins Badezimmer. Du bist doch nicht umgezogen oder so?«

James grinste. »Ähm, warte mal... Nein, ich denke es ist immer noch da wo es immer war.«

Er hielt sich zurück, während das Auto ausgepackt wurde, alle im Bad gewesen waren und sich die Reisenden an dem Eistee bedient hatten. Dann sagte er: »Kommt mal mit hinters Haus. Ich will Euch etwas zeigen.«

Er führte sie durch die Haustür und um die südliche Ecke des Hauses.

»Ein PFERD!« kreischte Diana in dieser überschnappenden Stimme, die so viele kleine Mädchen haben, wenn sie aufgeregt

sind. Sie wollte losrennen, aber James hielt sie am Arm zurück.  
»Laß uns ein bißchen langsamer gehen, so daß wir ihr keine Angst machen.«

Douglas schien interessiert, aber nicht übermäßig aufgeregt. James erspähte aus dem Augenwinkel, daß Sheila einen wachen, aber nichtssagenden Gesichtsausdruck aufgesetzt hatte. Cherry war es mittlerweile gewöhnt, daß sich Fremde und Kinder ihr näherten, obwohl sie auf ihrem eigenen Territorium nicht so kooperativ war, wie wenn sie auf der Straße am Führstrick ging. James griff in die Tasche, holte eine Karamelstange heraus, und brach eine Hälfte ab und reichte sie Diana.

»Halt sie in der Hand und streck Hand und Finger gerade aus, damit sie nicht versehentlich hineinbeißen kann, halt es ihr langsam hin und gib ihr eine Chance, daß sie Dich und das Leckerchen beschnüffeln kann.«

Diana quiekte vor Freude, als Cherry's Lippen sie berührten.  
»Sie kitzelt! Kann ich sie reiten? Hä? Bitte?«

»Ich weiß nicht. Sie ist noch ziemlich jung und sie ist noch nie geritten worden. Sheila, wenn Du auf der einen Seite gehst und sie auffängst, wenn sie runterfällt und ich auf der anderen Seite gehe, dann laß ich Diana auf ihren Rücken sitzen.«

»Okay.«

Cherry war perfekt - sie stand still für die Kinder, rührte keinen Fuß und fand sich sogar ganz schnell mit Sheila ab, die auch zu beginnen schien, das Tier zu mögen. Nach ein paar Minuten war jeder außer Diana dafür, hineinzugehen, wo es kühler war, weil die Nachmittagssonne ein wahres Husarenstück lieferte.

»Komm, oh Du meine kleine pferdeverrückte Tochter. Vielleicht können wir später ein bißchen mit Cherry spazierengehen.«

»Oh, kann ich reiten, während wir laufen?«

»Nein, tut mir leid. Wenn sie jemanden auf der gepflasterten Straße tragen sollte, braucht sie Hufeisen und sie hat noch keine. Abgesehen davon scheut sie immer noch ein bißchen vor dem Verkehr und dann fällst du ohne Sattel runter.«

Diana konnte überzeugt werden, mit den anderen hineinzugehen.

Die Erwachsenen ließen sich am Tisch nieder, während die Kinder ihre Bekanntschaft mit dem Haus und der alten Siamkatze erneuten, die James als ein Kätzchen bekommen hatte, kurz bevor er und Sheila sich kennenlernten.

Das Gespräch verbreitete sich über verschiedene Themen, die hauptsächlich Sheilas neues Leben in Westkansas betrafen - ihre Schule, die Stadt (deren Hauptwirtschaftszweig das Mästen, Schlachten und Verpacken von Rindern war), die Aktivitäten der Kinder, und ihre Eltern. Cherry kam als Thema nicht auf.

Als sich die Sonne dem Horizont näherte wurde es draußen etwas erträglicher.

»Was ist jetzt mit einem Spaziergang?«

Sheila blickte widerwillig und müde.

»Du weißt doch, wie wichtig es ist, nicht aus der Routine zu kommen,« schimpfte James. »Nebenbei, wenn wir zurückkommen, ist das Abendbrot fast fertig.«

»Okay, okay. Kinder! Zieht die Schuhe an, Zeit zum Spazierengehen!«

Sheila wühlte in einer Papiertüte herum und fischte eine Schuh-schachtel heraus. James zog seine Laufschuhe an. »Ich treffe Euch dann in einer Minute vorne.«

Er ging hinten heraus, um Cherry zu holen und führte sie zur Veranda, wo sie sich am Gras des Vorgartens gütlich tat, während sie warteten.

Er mußte den Kindern noch erklären, warum sie nicht zu nah vor oder hinter Cherry laufen sollten, so daß nichts passieren

konnte, falls sie vor irgendwas scheute oder ihrem Übermut nachgab. Besonders Diana schien Schwierigkeiten zu haben zu begreifen, daß sie kein »mein kleines Pony« Spielzeug in Lebensgröße, sondern ein Tier mit eigener Persönlichkeit, scharfen Hufen und starken Zähnen war, mit denen sie ihre eigenen Vorstellungen durchsetzen konnte. Zum Glück war James mit diesem Problem schon von seinen anderen Begegnungen mit Kindern her vertraut.

»Du mußt verstehen, daß Cherry immer alles beobachtet, ob vielleicht irgendwo eine Gefahr lauert und alles, was in der Nähe eine plötzliche Bewegung macht oder etwas, was sie nicht erkennen kann oder was sie nicht erwartet, kann sie dazu bringen auszuspringen oder wegzuspringen.«

»Aber ich will ihr doch nichts tun!«

»Ich weiß, daß Du das nicht würdest, Liebling. Aber *sie* weiß das noch nicht. Du hast doch bestimmt viele Pferdebücher und Pferdegeschichten gelesen, oder?«

»Na, ja. Ich hab mein Taschengeld gespart und eine Pferdezeitschrift im Laden gekauft, aber die ist sehr schwer zu lesen.«

»Ey! Du hast sie gelesen? Und Du gehst dieses Jahr doch erst in die zweite Klasse?« James wußte ja, daß seine Kinder schlau waren, aber ...

»Ich seh mir gern die Bilder an, aber ich kann die meisten Worte buchstabieren und bei den Schwierigen hilft mir Mom.«

James blickte zu Sheila hinüber, die stolz Lächelte. »Sie liest schon wie in der vierten Klasse.«

Er sah seine Tochter nachdenklich und respektvoll an.

»Das ist sehr gut! Ich bin stolz auf Dich. Okay, also hast Du von den wilden Pferden gelesen?«

»Oh, ja! Die, die es jetzt gibt und die, die Indianer vor langer Zeit eingefangen haben.«



»Also, dann weißt Du doch auch, daß die Pferde natürliche Feinde hatten, als sie noch in Freiheit lebten, Feinde wie Wölfe, Bären und Pumas?«

»Ähä.«

»Das Einzige, was Pferde wirklich haben zu überleben, ist ihre Geschwindigkeit beim Weglaufen. Sie können sich zwar auch mit ihren Hufen verteidigen, aber am sichersten ist es für sie, die Gefahr zu vermeiden, nicht wahr?«

»Ja.«

»Okay! Gut. Wenn Du darüber nachdenkst, dann bedeutet das, daß das Pferd all diese Jahre dazu gezüchtet worden ist, dauernd nach Gefahren Ausschau zu halten. Ihre Augen sind so angeordnet, daß sie einmal fast ganz um sich herum schauen können, ohne ihren Kopf zu bewegen und ihre Ohren bewegen sich dauernd und achten auf Geräusche um sich herum.«

»Genau. Das habe ich im Fernsehen gesehen. Sie lieben es, ihre Köpfe von der einen zur anderen Seite zu drehen und sie beobachten immer alles, außer wenn sie Scheuklappen oder so was tragen.«

»Dann kann doch ein kluges kleines Mädchen wie Du verstehen, daß Cherry nervös wird, wenn zu viele Leute zu nah bei ihr sind, so daß sie nicht mehr nach Dingen Ausschau halten kann wie zum Beispiel nach diesem Mülleimer an der Straße, der ja ein pferdefressender Tiger *sein könnte*.«

Diana lachte. Douglas kicherte, und rannte dann vor zum Haus seines besten Freundes.

Mit fast 10 Jahren hatte er mehr Freiheiten als seine kleine Schwester.

Und so nahm der Spaziergang mit vielen Pausen seinen gewohnten Verlauf die Straße hinunter. Sheila schien die Unterbrechung nicht zu stören, sie traf sich mit den Kindern und den Eltern,

die zu den normalen Klön- und Streichelsitzungen herauskamen.

»Bleibst Du jetzt wieder hier?« fragte eine Frau.

»Nein, wir sind hier nur zu Besuch über den Vierten.«

Sheila's Ton war ein bißchen seltsam, aber James führte das auf die taktlose Frage zurück.

In Anbetracht der zarten Kinderfüße änderte James seine normale Route und übersprang die wilde Strecke durch den Park. Vom Supermarkt aus gingen sie direkt an der Seitenstraße entlang weiter zur Seltersbude, dabei vermieden sie auch noch die Bundesstraße mit ihrem stärkeren Verkehr. James freute sich, daß dort nicht viel los war und daß Lucie hinter dem Tresen Dienst hatte.

Sobald sie die Gruppe sich nähern sah, trat Lucie vor die Tür. »Hi, Jimboy, wie geht's?« Sie war eine imposante Frau mit einem Bauch, der ihr fast bis zu den Knien hing, mit großer Stimme und großem Herzen. »Und wie geht's meinem vierbeinigen Lieblingsmädchen?« Cherry schubberte sich an Lucie's Seite und genoß ganz offensichtlich, an den Ohren gekratzt zu werden.

»Uns geht's prima, Lucie. Erkennst Du noch diese kleinen Banditen?«

»Sicher, selbst wenn sie Dir überhaupt nicht ähnlich sehen, allen Heiligen sei Dank! Wollt Ihr was Kaltes zum Trinken an einem heißen Tag wie heute?«

»Ähm, nicht gerade jetzt. James sah wie die hoffnungsvollen Blicke von den Gesichtern seiner Kinder verschwanden. »Ich dachte, wir holen uns ein bißchen Eiscreme bei Dave's Drive In.« Es freute ihn, wie sich die Gesichter seiner Kinder wieder aufhellten.

»Und wie geht es mit Deinem Buch vorwärts? Du weißt doch Sheila, Dein Mann ist ein Wahnsinns-Schriftsteller! Ich kann schon gar nicht ruhig schlafen, weil ich wissen will, wie's weiter geht.«

James bemühte sich zu erröten. Wieder sah ihn Sheila so seltsam an.

»Ja, mit Worten war er immer schon gut.«

»Ja weißt Du, wenn ich hier Nachtschicht habe wie heute, dann seh ich mich schon danach, daß er hier vorbeikommt, aber ich versuche, ihn davon zu überzeugen, daß es mir nur um sein Pony geht. Nicht daß er sich noch mehr auf sich einbildet, weißt Du! Aber es ist auf alle Fälle gut, daß er immer so zur Ladenschlußzeit hier vorbeikommt. Es hat so viele Überfälle auf Seltersbuden hier in letzter Zeit gegeben, so daß mein Mann und ich uns ganz wohl fühlen, wenn er da ist.«

Diesmal wurde James wirklich rot. »Au, ja, Du weißt doch, das ist nur weil ich immer mit Dir flirten muß. Bei irischen Frauen kann ich einfach nicht anders.«

Lucie brüllte vor Lachen und Cherry erschreckte sich ein wenig. »Ha, ich dachte, Du wärest eine Mischung aus Deutschem und Engländer und Italiener und jetzt erzählst Du mir, Du wärest Ire! Los, geh weiter, ich kann's mir nicht leisten, meinen Ruf zu verlieren, wenn hier so Typen wie Du herumhängen!«

Als die Gruppe weiterging, fragte Sheila: »Ist sie wirklich Irin?«

James grinste. »In Wirklichkeit ist sie Polin. Aber mir sind die guten Polenwitze ausgegangen, also hat sie letzstens behauptet, sie wäre Irin, so daß sie die Beleidigte spielen kann, wenn ich einen Irenwitz erzähle. Sie ist schon ein Pfundskerl - vier Kinder und ein Mann, und dann arbeitet sie in diesem Job und noch in einem anderen Teilzeitjob, vormittags geht sie zur Handelsschule. Und noch dazu gefällt ihr, was ich schreibe. Ich mag sie.«

»Es ist offensichtlich, daß sie Dich auch mag. Hast Du was mit ihr?«

Wieder einmal war ihr Gesichtsausdruck undurchdringlich.

»Eifersüchtig?« James nahm ihr mit einem Lächeln den Wind

aus den Segeln. »Nein, sie ist nur eine Freundin. Ich hab ihr eine Flasche billigen Sekt zu Weihnachten gekauft und sie hat sie mit zu ihrem Mann nach Hause genommen. Der ist auch ein netter Kerl.«

Langsam näherten sie sich Dave's Drive In. Eine der Kellnerinnen sah, wie sie auf den Bestellschalter zukamen.

»Was darf's denn heute sein?«

»Vier - nein fünf keine Eiswaffeln. Sind alle für Schokolade? Fünf mal Schokolade.«

Während das Highschoolmädchen die Süßigkeiten holte, zog James Servietten aus dem Spender. Nachdem er die Rechnung bezahlt hatte, teilte er das Eis aus.

»Wieso denn fünf Waffeln? Hättest Du nicht für Dich einfach eine größere nehmen können, wenn Du mehr willst?«

»Nein. Schau.«

Sheila und die Kinder machten eine Eßpause, als er Cherry auf den kiesbestreuten Parkplatz herausführte. Sie streckte sich und verrenkte sich fast den Hals bei dem Versuch an die Waffeln zu kommen, die er mit einer Hand hochhielt. Sobald sie von dem Fußweg für die Kunden zu Fuß herunter waren, legte er sich den Führstrick über die Schultern und nahm in jede Hand eine Waffel. Sobald sie konnte, fing Cherry an ihr Leckerchen zu verschlingen, wobei geschmolzenes Eis auf den Boden tropfte. James gab es ihr vorsichtig, weil er gelernt hatte, daß Cherry ohne Weiteres fähig war, das Meiste auf den Boden zu werfen und dann zu versuchen es zu essen, zusammen mit Kies und allem drum und dran. Weil er nicht wollte, daß das Pony wegen einer Unachtsamkeit krank wurde, hatte er schon bald gelernt, das zu vermeiden. Mit einer Handvoll Servietten wischte er ihr dann das Maul und die Beine ab, sobald sie fertig war, wobei er darauf achtete, seine eigene Waffel aus ihrer Reichweite zu halten.

Er brauchte nur wenige Servietten mehr, um seine Kinder abzuwischen als er für das Pferd gebraucht hatte.

\*\*\*

Nach dem späten Abendessen schliefen die Kinder bald ein, erschöpft von der langen Reise, dem Spaziergang und der Aufregung. Falabella Seniors hatten sich in ihr Schlafzimmer zurückgezogen und James und Sheila allein am Tisch zurückgelassen. Schon bald versiegteten die Floskeln.

Sheila legte ihre Hände flach auf den Tisch und sah James in die Augen. »Okay. Warum hast Du Dir nun *tatsächlich* ein Pony besorgt?«

Er umklammerte mit seinen Fingern die Tischkante. »Ich denke, das weißt Du.«

»Ja. Und??? «

Er sah ihr direkt in die Augen und setzte zu seiner besten Lüge aller Zeiten an. »Es hat nicht funktioniert. Du kannst die Zeit nicht zurückdrehen.«

Sheila nickte. »Das ist, was auch all die Bücher sagen haben.«

»Bücher?«

»Du weißt, diese Selbsthilfebücher, aus denen man lernen kann, warum man so selbstzerstörerische Dinge tut. Welche über Leben mit der Scheidung, oder darüber, wie Deine Eltern dich versauen können. Und welche über Drogenabhängige.«

Sie sah ihn scharf an. »Du hast Dich verändert.«

»Das hoffe ich doch schwer. Ich bin schon seit einiger Zeit clean.«

»Ja, nicht nur das. Deine Art hat sich geändert, Du scheinst irgendwie - ich weiß nicht genau. Aber es ist ein großer Fortschritt zum Guten.«

»Nun ja, deswegen habe ich Cherry auch behalten, nachdem ich herausgefunden habe, daß - Du weißt schon.«

Er atmete tief ein. »Ich denke, sie hat mir das Leben gerettet. Es ist eine lange Geschichte. Vielleicht erzähle ich sie Dir mal, wenn Du ein paar Wochen Zeit hast. Vielleicht auch nicht. Ich bin damit noch nicht ganz fertig.«

»Ich weiß, was Du meinst. Ich hatte auch viel Zeit zum Nachdenken. Wie auch immer, ich bin total fertig, ich muß ins Bett.«

»Ich muß noch ein bißchen was im Laden machen, aber ich bin auch müde.«

»Paß nur auf, wenn Du hereinkommst - denk dran, daß die Kinder auf dem Boden liegen.«

»Ich paß auf. Gute Nacht.« James klipste das Licht in der Küche aus, das ihr auf der Couch in die Augen geschienen hätte und ging hinaus in den Laden. Nachdem er Sheila ein paar Minuten zum Einschlafen gegeben hatte, schlüpfte er leise aus der Hintertür. Er zitterte vor Erregung, als er Cherry's Flanken streichelte, dann hob er ihren Schweif.

# Kapitel 12

*Juli 1987*

Während Sheila an diesem Morgen lange schlief, an diesem dritten Juli, stand James mit der Sonne auf. Er machte Würstchenkettchen heiß, kochte Eier und war gerade damit fertig geworden, als zwei hungrige Mäuler an zwei quicklebendigen Körpern in die Küche platzten.

»Oh Mann, ist das für alle? Wo ist der Toast? Hast Du Marmelade?«

»Du hast doch die Eier nicht gebraten, oder? Ich hasse gebratene Eier.«

Er mußte einen wahren Tanz mit den Töpfen und Tellern vollführen und hatte Schwierigkeiten, sie nicht fallen zu lassen, denn überall waren kleine Füße und Gesichter im Weg. Er schaffte es aber heil bis zum Tisch.

»Ja, Doug, das Essen ist für alle, die jetzt schon auf sind. Nein, Diana, das sind Rühreier.«

»Kaufen wir heute Knaller? Ich will Raketen haben, aber die kann man in Kansas nicht kaufen.«

»Oh, ich *hasse* Raketen und laute Knaller!«

»Ja, wir fahren nachher zu dem großen Feuerwerksverkauf. Diana, es tut mir leid, daß Du sie nicht alle magst, aber wir finden auch bestimmt etwas für Dich. Ich muß Deine Mutter noch wegen der Raketen fragen.«

»Ich schau mir gerne die an, die Du nachts abschießt. Und ich mag Rauchbomben. Kann ich ein paar Rauchbomben haben?«

»Ja, Diana, das ist gut. Hey, laß uns ein bißchen leiser sein, da wollen noch welche schlafen.«

»Darf ich Mom aufwecken, um sie wegen der Raketen zu fragen?«

»Nein! Mensch, Doug, wir fahren doch noch lange nicht - laß Deine Mutter schlafen. Sie hat 10 Stunden gefahren und jetzt ist sie fertig!«

James hatte freie Zeit, weil er in weiser Voraussicht die eingehenden Reparaturaufträge erst für später in der Woche terminiert hatte. Außer zum Feuerwerk einkaufen (da fuhr er dann doch ohne Sheila hin) lud er seine Familie zum Lunch bei Bill's ein, fuhr mit allen zusammen zum Schwimmen, um ein wenig der Hitze zu entkommen und ging, natürlich, auf den Abendspaziergang.

So bald es halbwegs dunkel war, stellte er eine Sperrholzplatte in den Vorgarten, auf der man Tischfeuerwerk wie Fontänen und Kreisel abbrennen konnte. Doug hatte sich die meiste Zeit des Tages mit Knallfröschen und Raketen beschäftigt, allerdings unter Vaters Aufsicht, um Feuer oder Verletzungen zu vermeiden. Diana hatte nicht nur ihre Rauchbomben, sondern auch »Champagnerpopers«, Knallbonbons, Tischfeuerwerksschlangen und eine Packung relativ harmloser Ladycracker.

Sheila saß auf der Veranda, sie interessierte sich am meisten für Fontänen und bengalischen Lichter. Die Wunderkerzen hoben sie sich bis zuletzt auf. Die zwei müden Kinder gingen ins Bett, wobei sich der Junge auf einen Tag mit seinem besten Freund und noch mehr Knallern freute, das Mädchen auf noch einmal Schwimmengehen und die große Show am Abend des vierten Juli.

James machte noch einen Kontrollgang, um sicher zu sein, daß keine Feuerwerkskörper, ob nun ihre eigenen oder die von Ande-



ren, das Gras oder das Dach in Brand gesetzt hatten. Er war zwar nicht allzusehr besorgt, weil das Wetter naß gewesen war, aber Vorsicht konnte ja nicht schaden. Sheila nahm eine lange kühle Dusche, während er seine Runde machte. Er stellte nicht sehr erfreut fest, daß Cherry ein wenig aufgereggt war und sah einige ausgebrannte große Raketenhülsen in ihrem Auslauf.

*Diese verdammte Sheisskopfbande! Da haben sie hinter ihrem Haus 3 Morgen Land aber sie müssen ihren Mist natürlich so abschießen, daß er bei mir runterkommt und meinem Pferd Angst macht. Arschlöcher!* Deren Extraland war sowieso ein rotes Tuch für James, weil ein guter Teil davon an die Rückseite seines Grundstücks grenzte. Es erstreckte sich von den Rückseiten dreier aneinanderliegender Grundstücke bis zu der Bahnbetriebsstraße; James hatte einmal versucht, es zurückzukaufen, hatte aber den Besitzer nicht erreichen können. Tom schlich herum und kaufte es, und log dann auch noch James direkt ins Gesicht als die Aufsichtsbehörde da war, um die Grundstücksgrenzen zu kontrollieren.

*Der Idiot hatte das Land gekauft und jetzt läßt er es einfach brach liegen. Was für ein großes Geschäft für einen großen »Landadligen« mit seinem blöden kleinen Rasentraktor, den er behandelt wie einen Rolls Royce. Immer wenn er den aus den Schuppen holt, kommen seine schweinefette Frau und seine zurückgebliebenen Kinder raus und sehen ihm bewundernd zu, als wenn er ein Priester wäre, der irgendeinen großartigen Ritus vollführt. Was für ein Arsch!*

James schüttelte den Kopf und ging wieder hinein. Sheila saß in der Couchecke, sie trug ein altes Baumwollnachthemd, an das er sich gut erinnerte. »Komm her und laß uns uns ein wenig unterhalten.«

»Sicher.«

Als er sich bei Sheila hinsetzte, bemerkte er, daß es ihr altes Stillnachthemd war mit Schlitzten auf der Vorderseite, so daß das Baby leicht an die Brüste kommen konnte.

»Ich wollte Dir etwas sagen. Du hast Dich verändert. Sehr verändert! Ich hab es schon gestern bemerkt, aber es kommt immer mehr zum Vorschein, je länger ich mit Dir zusammen bin.«

»Oh Gott, das hoffe ich doch wohl, mit mir war doch nichts mehr los, oder?«

»Ja. Ich mußte Dich einfach verlassen. Verstehst Du das?«

»Das hab ich nicht verstanden, nicht bis vor ein paar Monaten. Aber Du hast Recht, es war nötig.«

»Einer von uns hätte den anderen umgebracht, und es wäre reiner Zufall gewesen, wer wen. Aber ich bin beeindruckt von den Veränderungen an Dir.«

»Tja,« James grinste: »Vielleicht hätte ich eher ein paar Pfund abnehmen sollen.«

Sheila drückte ihm ihren Ellbogen in die Rippen. »Das hat Dir nicht geschadet, aber ich denke, es ist mehr ein Symptom der Veränderung. Einer grundsätzlichen Veränderung.«

»Erzähl mir mehr, ich hänge an Deinen Lippen.«

»Ja, richtig. Du dickschädelige Intelligenzbestie. Ich denke, was mich am meisten beeindruckt hat, ist, daß Du so viele Freunde gewonnen hast. Ich weiß, daß Du nie viele hattest und schon gar keine Frauen; zumindest keine solchen, denen Du nicht hinterhergehehelt hast wie ein Straßenkötter.«

»Autsch, war das so offensichtlich?«

»Ja auch für die. Manche haben mir sogar erzählt, daß Du sie sehr nervös machst.«

»Oho - ich weiß. Tja, wenn ich etwas im letzten Jahr hatte, dann war das Zeit zum Nachdenken. Vielleicht erzähl ich Dir dieser Tage die ganze lange schäbige Geschichte.«

»Morgen. Ich muß mit Dir auch über ein paar Dinge reden. Um ehrlich zu sein, ich hab mir schon ein paar Stichpunkte gemacht. Aber wenn ich Dich jetzt ansehe, dann seh ich den Mann, in den ich mich einst verliebt habe, den Mann, den ich geheiratet habe, und nicht den Fremden, dieses erschreckende Ding, mit dem ich die letzten 5 Jahre gelebt habe.«

»Oh«. Als Sheila sich auf der Couch bewegte, blickte eine ihrer Brüste aus dem Nachthemd. James zeigte darauf, »Meine Veränderungen sind aber nicht das einzige, was hier sichtbar ist.«

Sheila sah an sich hinunter und mußte dann lächeln. »Es ist schon eine Weile her, seit Du oder irgend jemand das gesehen hat.«

Sie kicherte leise. »Willst Du mehr davon sehen?«

»Ja.«

»Vielleicht willst Du sie Dir näher ansehen?« Sie griff hin und hob ihre rechte Brust mit der Hand hoch. »Richtig nah. Ja, genauso! Oh, wie kannst Du mit der Zunge sehen? Egal, sie war da. Genauso. Ja...«

*Sheila hat sich auch verändert! Das ist die selbe heiße instinktive Frau, die ich das erste Mal ins Bett zog, während wir die 3 Musketiere im Fernsehen ansahen, nachdem wir diese Flasche Wein getrunken hatten. Das war die erste Nacht, das erste Mal, daß eine Frau die ganze Nacht mit mir im Bett blieb und wir es bis zum Wahnsinn trieben. Wir haben nachher ausgerechnet, daß es bei einem dieser ersten fünf- oder sechsmal gewesen sein mußte, daß Doug empfangen wurde.*

Sie lehnten sich langsam auf der Couch zurück, Sheila tastete nach seinem Reißverschluß und seine freie Hand schlängelte sich unter den Saum ihres Nachthemdes. *Jesus, bei ihr läuft's wie in einem Bach! Ein Bach zwischen den Beinen - hört sich an wie ein Spielzeug - verkauft sich bestimmt gut ...*

Mund an Mund betasteten, erforschten, streichelten sie sich jetzt.  
»Hast Du - irgendwelche - Kondome?«  
»Nein. Äh, hast Du irgendwie Schaum oder so was?«  
»Oh! Nein, habe - habe ich nicht gebraucht - schon länger nicht  
- ja! Da. Ein bißchen sanfter. Ja.«

»Ich auch nicht.«

*Vielleicht sollte ich jetzt besser nicht sagen, warum nicht.*

»Oh, Scheiß! Verdammst, ich will jetzt Liebe machen! Nein, ich will Sex. Ich will puren, verschwitzten, animalischen Sex! Ich will Dich in mir fühlen.«

Sheila beugte sich vor und nahm James' für einen Moment in den Mund. Er stöhnte. Sehr zu seiner Frustration richtete sie sich wieder auf. »Davon tun mir immer noch die Kiefer weh. Verdammst, wenn wir es ohne irgendwas machen, dann ist es sicher wie das Amen in der Kirche, daß es bei mir wieder einschlägt. Du weißt, was wir für ein Glück haben.«

»Ja. Gott, das war schön. Glaubst du, wir können 69 machen?«

»Nein, ich bekomme den Mund einfach nicht so weit auf. Das tut weh, das weiß ich! Hast Du Vaseline?«

»Ähm, ja... Denkst Du, was ich denke?«

»Da kannst Du drauf wetten. Du weißt wie ich es von hinten mag...«

»Hey. Man könnte ja glatt meinen, Du wärst abnormal, wenn das für Dich nicht so normal wäre...«

»Halt den Mund, hol dies verdammte Zeug und dann fang an!«

»Ja, Ma'm! Kommt sofort, Ma'm! Mit Freuden doch, Ma'm!«

Nachdem Sheila eingeschlafen war, war der nächtliche Sex mit Cherry sogar noch besser als sonst.

»Sieh mal, ich hab meiner Familie versprochen, daß wir sie nach dem vierten besuchen kommen und das kann ich jetzt nicht absagen. Aber ich bin in drei Tagen zurück und dann müssen wir uns mal ernsthaft unterhalten.«

Es war am Vormittag des fünften. Doug und Diana waren auf den Rücksitzen des Autos ordnungsgemäß angeschnallt und Sheila saß hinter dem Steuer, das Fenster war offen, damit die Klimaanlage schon mal kalt werden konnte.

»Okay. Ich werde Dich vermissen.«

James beugte sich hinein, um sie zu küssen. Wo die Kinder es nicht sehen konnten, drückte er auch kurz ihre Brust. »Laß das! Oh, laß das noch ein bißchen...« Sheila wand sich ein wenig und tat dann entschlossen seine Hand beiseite. »Ich - wir sehen Dich bald wieder.« Damit kurbelte sie das Fenster hoch und fuhr rückwärts aus der Einfahrt auf die Straße hinaus.

*Okay und was zum Teufel, ihr Götter und Göttinnen, was machen wir jetzt?* Am vierten Juli hatten James und Sheila kleine Blicke ausgetauscht, sich liebkost wann immer sie alleine waren und einen guten Teil der Nacht nach ihrer Rückkehr vom Feuerwerken mit wiederholtem Geschlechtsverkehr zugebracht. *Gott sei Dank, war noch ein Laden auf, wo ich Verhütungsschaum kaufen konnte. Mein Schwanz würde aussehen wie ein roher Hamburger, wenn wir das alles anal gemacht hätten!*

Er ging wieder hinein und setzte sich an seinen Schreibtisch.

*Ich nehme an, es konnte einfach nicht so schön und einfach bleiben, oder? Was zum Teufel mach ich jetzt? Entweder Hungersnot oder Überfluß - entweder habe ich überhaupt keinen zum Sex oder gleich zuviel! Für welche entscheide ich mich denn jetzt? Muß ich mich überhaupt entscheiden? Vielleicht nicht. Früher oder später geht Sheila zurück an ihre Schule, da hat sie schließlich den Vertrag unterschrieben. Das gibt mir wenigstens ein bißchen Luft, um dieses ganze Durcheinander zu ordnen.*

*Wenn ich wählen muß ... welche? Wenn es einfach nur um reinen Sex geht - dann weiß ich es nicht. Da kann ich auch gleich 'ne Münze werfen. Cherry ist so verdammt angenehm enger und*

*dann dieses Anklammern. Und sie riecht und schmeckt auch besser. Schon seit ich sie kenne, riecht Sheila wie ein toter Thunfisch in der Sonne, selbst direkt nach dem Duschen. Natürlich, das war so bei jeder Frau, mit der ich zusammen war außer bei dieser schwarzen Stripperin. Ich frage mich, ob alle schwarzen Frauen so frisch und sauber riechen?*

*Auf der anderen Seite ist es auch ganz schön, wenn man sich dabei hinlegen kann. Gesicht an Gesicht. Und Busen. Busen! Sheila hat Großartige! Ich wünschte, Pferde hätten auch welche - es ist frustrierend, wenn man auf Titten abfährt und dann ein Stute einfach keine hat! Und wenn sie heiß ist, dann hat man bei Sheila den besten Sex, den ich je auf zwei Beinen erlebt habe!*

*Scheiße!*

*Vielleicht hätte ich ihr in der Nacht die Wahrheit sagen sollen. Aber ich konnte es nicht. Sie hätte mich vielleicht nie wieder die Kinder sehen lassen. Natürlich, wenn sie mich und Cherry erwischt, dann ist sowieso alles aus. Scheiße.*

*Oh, ja gut, ich habe drei Tage. Ich frage mich, ob die Scheißköpfe noch in ihrem Garten sind? Es ist immer noch kühl genug, um in den Stall zu gehen...*

James und Sheila verwandten viel Zeit nach Einbruch der Dunkelheit darauf, auf der vorderen Veranda zu sitzen, wenn es kühl war und die Glühwürmchen über dem unbebauten Grundstück auf der anderen Seite der Straße blinkten. Tiefe Diskussionen, frohe Erinnerungen, philosophische Gedanken, all dies wurde ausgetauscht und ausgekostet, wenn sie dort saßen und am Eistee nippeten. Pläne wurden gemacht.

Obwohl er fast verrückt wurde bei dem Gedanken an was er tun sollte, war James rauschhaft glücklich, wieder mit Sheila zusammen zu sein. Oder zumindest berauscht.

»Ich muß für ein Jahr zurückgehen. Ich habe einen Vertrag unterschrieben.«

»Verdammt, ich nehme an, das mußt du wohl.«

»Ja, muß ich. Wovon sollte ich leben, wenn ich wieder hierhin zurückzöge. Um für dieses Schuljahr noch einen Lehrertjob zu bekommen, ist es zu spät.«

»Davon abgesehen, wir sollten es doch nicht zu *sehr* überstürzen, oder? Wir brauchen Zeit, um unsere Gedanken zu ordnen und um sicher zu sein, daß wir wirklich wieder zusammen kommen wollen. Ich meine, jetzt im Moment fühlt es sich richtig an, aber wir haben nicht viele Erfahrungen mit spontanen Entscheidungen - wenigstens nicht mit guten.«

»Du hast recht, okay. Wir machen das so: Ich und die Kinder bleiben den Rest des Sommers hier, zumindest die meiste Zeit. Dann, wenn die Schule im August wieder anfängt, nehme ich die Kinder und wir fahren wieder nach Westen. Du kannst dann dahin kommen, wann immer Du Zeit hast und bleiben, solange Du kannst.«

»Nun, es wäre mir nicht Recht, Mom und Dad zu lange alleine zu lassen, von Cherry ganz zu schweigen. Es wäre nicht fair, sie zu bitten, sich für mehr als ein paar Tage um sie zu kümmern.«

»Ich weiß. Aber ein paar Tage im Monat oder so wäre doch wohl in Ordnung, oder?«

»Ich nehm's an. Das wird zwar teuer, aber das ist es wert.«

»Ich mach Dir das schon wertvoll, Junge!«

Sheila streckte die Hand aus und drückte. »Hmmm... Das glaub ich Dir sogar.« Sie verbrachten jetzt ihre Nächte zusammen im Bett. Die meiste Zeit. James fand immer eine Möglichkeit, auch mit Cherry alleine zu sein, entweder nachdem Sheila eingeschlafen war oder während des Tages, wenn sie in der Stadt Freunde besuchte.

Eines Tages kam sie zurück und gab bekannt: »Ich habe mit Jackie heute gesprochen.«

»Wer?«

»Jackie - die Sekretärin bei der Schulaufsichtsbehörde. Sie sagte mir, daß sie einen Sprachtherapeuten bräuchten, dann rief sie den neuen Superintendenten an, der war erfreut bei dem Gedanken, daß ich evtl. zur Verfügung stehe. Er will mich unter Vertrag nehmen.«

»Und was ist mit Deinem Vertrag in Kansas?«

»Sie können nichts groß unternehmen, wenn ich aus familiären Gründen aus dem Staat wegziehe. Ich habe sie angerufen, die Situation erklärt, und die Verwaltung da scheint der Meinung zu sein, daß es wunderbar sei, wenn wir wieder zusammen kämen! Sie sagten, sie werden mich aus dem Vertrag entlassen, wenn ich darum bitte.«

»Wow! Soll das heißen, Du kannst jetzt sofort wieder herziehen?«

»Ja. Natürlich werde ich ein Haus oder sowas mieten. Es wäre nicht fair, Deine Eltern rauszuwerfen und wir sollten die Dinge immer noch nicht überstürzen.«

»Ja, das ist vernünftig gedacht.«

*Oh, das ist schön, denke ich ... Aber will ich denn? Das macht die Entscheidung natürlich noch schwerer. Wenn sie dauernd hier herumschwirrt, wird sie früher oder später Cherry und mich erwischen. Natürlich, wenn sie hier erstmal eine Weile alleine wohnt, ist das nicht ganz so wahrscheinlich - aber dann ist es auch schwieriger, sich rauszuschleichen, weil sie natürlich erwarten wird, daß ich die meisten Nächte mir ihr verbringe.*

*Was ist denn überhaupt so schwer daran, den Sex mit Cherry aufzugeben? Ich hab sie doch nur gekauft, um eine Möglichkeit zum Sex zu haben, und die bietet Sheila doch auch. So, warum*



*ist das nun unterschiedlich und in mancher Beziehung sogar besser? Kann ich mich denn nicht über die eigenen Eier erheben? Muß denn mein Schwanz dauernd mein Hirn beherrschen?*

*Ist es - ist denn da vielleicht mehr zwischen mir und Cherry als nur Sex?*

*Nein! Es ist eine Sache, das System zu umgehen - aber etwas emotionelles .. das wäre doch nun wirklich pervers!*

*Verliebt? In ein Tier??? Nein. Liebe tut so weh. Ich bin nicht verliebt in irgend jemand oder irgend etwas. Oh sicher, ich liebe Mom und Dad und meine Kinder und meine Katze, sogar Cherry irgendwie. Aber ich bin nicht verliebt! Nicht in Cherry und nicht in Sheila.*

*Liebe ist zu gefährlich.*

»Hey, wo bist Du?«

»Oh! Äh, Entschuldigung. Ich hab nur nachgedacht.«

»Worüber?«

»Äh, übers Umziehen. Ja! Das wird ein großes Projekt, weißt Du?«

»Natürlich wird es das. Obwohl dahin gezogen bin ich nur mit einem Anhänger.«

»Vergiß nicht Deine Schwester und ihren Mann und Deine Eltern - die haben auch große Wagenladungen mitgenommen. Und hast Du nichts gekauft seitdem Du da bist?«

»Nur ein Tagesbett. Und Doug's Etagenbett. Und ein paar große hölzerne Vitrinen. Und ein paar Regale ... Du hast Recht, es wird mehr Aufwand, zurückzukommen, als es war zu gehen.«

»So, wann wird die Miete fällig?«

»Am 31. Aber ich muß gut sauber machen, um meine Kautions zurückzubekommen.«

»Dann brauchen wir vielleicht einen Lastwagen, und soviel Geld habe ich nicht über.«

»Ich werde am 22. bezahlt und ich habe jetzt noch Geld über.«

»Vielleicht müssen wir schnell mal hinfahren und uns die Sache vor Ort ansehen, so daß ich mir ausrechnen kann, wie groß der Lastwagen sein muß.«

»Ha! Gute Idee - Und vielleicht können wir uns ja auch ausrechnen, was wir *damit* tun.«

Sheila packte James in den Schritt.

»Au! Ich kann mir vorstellen, was man schon jetzt damit tun könnte... Hey, man könnte uns beobachten!«

»Dann haben *die* Glück gehabt. Komm her, Weib.«

Dorthin zu fahren, einen Lagerraum zu mieten, das meiste der Habseligkeiten dort hinein zu bringen - die Habseligkeiten, die sie nicht auf seinem Pick-Up unterbringen konnten - und das Apartment zu putzen verbrauchte vier Tage. James und Sheila arbeiteten schwer bei Tag und liebten sich schwer bei Nacht. James genoß die Spiele, die sie spielten, weit weg von Eltern, Kindern und neugierigen Nachbarn, aber er stellte fest, daß er Cherry vermißte.

»Laß es uns nach Pfer - äh, Hundart machen!«

Sheila setzte sich abrupt auf und kreuzte die Beine.

»Hey, ich hab gehört, was Du sagen wolltest. Hast Du mir über Cherry die Wahrheit erzählt?«

James streichelte einer ihrer Brüste, bis Sheila sie wegzog.

»Ja, sicher. Schau, ich habe es ein paarmal versucht, aber es war nicht dasselbe. Sie hat keine Phantasie, so wie Du. Ich meine, mit ihr war es besser als gar nichts, und besser als mit den meisten Frauen, aber nicht besser als mir Dir!«

*Scheiße. Ich hoffe, ich kann das hinbiegen, nach all der Arbeit, die wir hier getan haben.*

»Wirklich? So wie *das*?«

Sheila strich mit einer Hand über James Genitalien und glitt dann mit einem Finger weiter nach unten und erforschte seinen After.

»Ahaaa... Ja! Ohha, das fühlt sich aber seltsam an!«

»Hmpff. Ich wette, es fühlt sich genauso an, wie es sich für mich anfühlt. Verdammt gut.«

»Oh, ja, jetzt wo Du es erwähnst ...«

Sheila öffnete ihre Beine wieder für seine Hand, drehte sich dann um stand auf Händen und Knien. »Komm her, Du Hengst, erinnere Dich dran, *ich* bin von jetzt an die einzige Stute auf Deiner Weide!«

»Ich komme, Sheila!«

»Verdammt, wollen die, daß wir diese verdammte Bude neu bauen, bloß weil wir darin gewohnt haben?«

»Hör auf zu meckern, wir sind doch fast fertig. Wir müssen nur noch den Herd und den Kühlschrank vorziehen und unter und hinter ihnen saubermachen. Wir haben das ganze Holz abgewaschen, die Teppiche shampooiert, die Löcher alle zugeschmiert und den Ofen saubergemacht. Wir sind fast fertig.«

»Großartig, dann ist ja alles, was wir noch zu tun haben, 10 Stunden zurückzufahren, dann mit einem großen Lastwagen zurückzukommen und den Lagerraum leermachen und dann noch den ganzen Kram mitzunehmen, den Du in Wichita gelagert hast und ...«

»Halt die Klappe, Junge. Laß es uns einfach machen.«

»Verdammt, ich hab jetzt in der ganzen Stadt gesehen und es gibt wirklich *nichts* zu mieten, was ich bezahlen könnte oder worin ich wohnen würde.«

»Was ist denn mit dem Pfarrhaus unten an der Straße? Hast Du Dir das nicht angesehen?«

»Sie wollen 400,00 Dollar im Monat dafür und eine große Kautions. Du weißt, was diese Bastarde in Kansas mit der Kautions für mein Apartment gemacht haben.«

»Ich sag immer noch, Du solltest zurückgehen und sie verklagen. Wir hatten die Bude *sauber*! Miese Gauner wie die glauben, daß eine Kautioin ein Bonus ist, den sie von jedem Mieter kassieren können. Wenn ich nur daran gedacht hätte, eine Kamera mitzubringen, um die Beweise zu sichern.«

»Vergiß es. Ich will in diese Stadt nur noch zurück, um meinen Kram aufzuladen und wieder abzuhaufen.«

»Das müssen wir dann auch ziemlich bald tun, sonst läuft nämlich die Mietzeit von dem Lager ab und dann mußt Du versuchen umzuziehen, während Du arbeitest.«

Sie blickten finster auf den Boden vor der Veranda.

»Meinst Du, wir passen alle hier rein?«

»Mit all Deinen Kram, und dem von Mom und Dad und meinem? Au weia.«

»Ich weiß, ich weiß, aber wir haben ja auch vieles doppelt. Wir könnten einen großen Bazar veranstalten.«

»Aber einen *ganz* großen!«

# Kapitel 13

*August 1987*

Sheila nahm die Kinder mit, um die Schulsachen für das neue Schuljahr einzukaufen. Tony und Grace hatten ihre Blutzucker-tests und James war ganz schrecklich beschäftigt mit all den Reparaturaufträgen, die diesen Tag hereinkamen.

Er saß am Küchentisch und löste ein Kreuzworträtsel, wünschte, die Hitze wäre ein wenig weniger drückend, so daß er Cherry »besuchen« gehen könnte, als es klingelte.

»Oh, Hi, Mrs. Windward. Tut mir leid, aber von meiner Familie ist keiner zuhause.«

»Es ist schon gut. Ich wollte mit Ihnen selber sprechen. Kann ich hereinkommen?«

»Sicher, warum nicht?«

James hielt die Tür auf und trat beiseite. »Darf ich Ihnen etwas anbieten? Eistee?«

»Nein danke.«

»Nun setzen Sie sich doch hier an den Tisch. An dem spielt sich sowieso alles ab. Was kann ich für Sie tun?«

»Ich wollte mit Ihnen über Ihr Pony sprechen. Ich denke -«

James unterbrach sie stirnrunzelnd. »Ich dachte, das Thema wäre erledigt!«

»Bitte unterbrechen Sie mich nicht, bis ich fertig bin. Vielleicht möchte ich etwas anderes sagen, als Sie erwarten.«

»Fahren Sie fort.« James zündete sich eine Zigarette an und nahm einen Schluck Tee.

»Ich denke, ich bin vielleicht unfair gewesen,« sie hielt eine

Hand hoch, als James den Mund öffnete. »Ich habe Sie beobachtet, und Sie scheinen sich gut um das Tier zu kümmern, ihre Kinder mögen es und die anderen Kinder aus der Nachbarschaft auch. Obwohl ich immer noch nicht darüber entzückt bin, eines so nah bei meinem Haus zu haben, so hat es doch nicht die Probleme bereitet, die ich befürchtet hatte, als Sie es hier hinbrachten.«

»Sie« korrigierte James.

»Bitte - das fällt mir nicht leicht zu sagen.«

Sie holte tief Atem.

»Ich habe mich an die Zeit erinnert, als Sie sich für meinen Mann stark gemacht haben, bei diesem Ärger mit dem Sheisskopfmädchen, als sie behauptete, er hätte sie mißbraucht.«

»Ja, ich denke immer noch, daß sie da gelogen hat. Meine Kinder haben gehört wie sie im Schulbus den einen Tag getönt hat, sie hätte den Richter angelogen und daß er deswegen ins Gefängnis mußte.«

»Aber Sie haben ihn von Anfang an verteidigt, sogar bevor ihre Kinder irgend etwas hörten. Warum?«

James dachte einen Moment nach. »Ich bin mir nicht ganz sicher. Ich kannte einfach Paul und ich kannte die Sheisskopfs. Sie lügen immer und versuchen, anderen Leuten Ärger zu machen. An dem Tag, an dem es passiert sein soll, kamen sie zu uns und wollten sich mit Sheila und mir alleine unterhalten. Dann erzählten sie uns, was Paul getan hatte oder angeblich getan hatte. ... Sie sagten, daß die Behörden sie angewiesen hatten niemanden was davon zu erzählen, aber sie dächten, wir sollten das wissen, weil wir ihre Nachbarn seien und unsere Kinder auf ihrem Hof spielten und sie gerne besuchten.«

»Sheila war entsetzt und fragte mich, warum ich nicht herüberginge und Paul auf der Stelle erschösse. Um ehrlich zu sein, sie wurde deswegen fürchterlich wütend auf mich, aber sie hat

ihre eigenen Probleme und eines davon ist ein sehr starker überbeschützender Mutterinstinkt. Wie auch immer - etwas später hat sie sich beruhigt, besonders nachdem ich sie daran erinnerte, daß Tammy den selben Vorwurf gegen einen kleinen Jungen von dem Haus auf der anderen Straßenseite schon vor einem Jahr gemacht hatte - eine offensichtlich falsche Anklage. Sie war nur sauer auf ihn, weil er nicht mit ihr spielen wollte.«

»Nun, Sie und Sheila und eine andere Familie waren so ungefähr die einzigen in der Stadt, die für ihn einstanden. Selbst unsere Kirche wollte nichts mehr mit uns zu tun haben. Sie legten mir nahe, mich doch woanders einzuschreiben.«

Mrs. Windward's Gesichtszüge wurden hart und ihre Augen feucht.

»Und dann dieser Rechtsanwalt, den wir beauftragten, der einzige, den wir uns leisten konnten. Er riet Paul auf mildernde Umstände zu plädieren - und dann haben Sie ihn trotzdem ins Gefängnis geworfen! Zwei Jahre mußte er drin bleiben, so ein alter Mann! Und als er wieder rauskam, war ihm alles egal. Sie waren die einzigen Nachbarn, die überhaupt mit ihm sprachen. Sie haben mir bei den Bäumen geholfen, beim Schnee, als mein Auto seinen Geist aufgab - und als Paul ein paar Monate nach seiner Entlassung starb, waren Sie die *einzigsten* außer unserer Familie, die herüberkamen oder anriefen oder mit zur Beerdigung gingen.«

»Sie waren ein wahrer Freund und ein guter Nachbar und als Sie eine schwere Zeit hatten, hab ich Ihnen auch noch Ärger gemacht, weil Sie ein Haustier kauften! Es tut mir leid, ich hätte das nicht - «

Sie unterbrach sich, um sich in ihr Spitzen-Taschentuch zu schneuzen. »Ich hätte mich nicht benehmen sollen wie eine alte gemeine Frau! Ich war nur so wütend wegen Paul. Ich bin es im-

mer noch. Aber Sie und ihre Eltern und ihre Frau und Kinder« (Schnüff) »Sie sind wundervoll gewesen und ich frage mich nur, ob Sie mir denn vergeben können?«

James tätschelte ihre Hand über den Tisch hinweg. »Sicher, wenn Sie mir vergeben können, daß ich dann auch so unfreundlich war. Gott weiß, ich sollte es verstehen, daß ein Verlust einen Menschen dazu bringen kann, so zu handeln, wie er das sonst nie täte. Schauen Sie, lassen Sie es uns doch das als erledigt ansehen und wie vorher als Nachbarn weiterleben, okay?«

(Schnüff.) »Okay. Danke. Wenn mein Sohn vorbeikommt, um meinen Rasen zu mähen, möchten Sie dann gerne das Schnittgut für Ihr Pony haben?«

»Sicher. Sie mag das.«

Mrs. Windward stand auf. »Danke für das Gespräch. Ich muß jetzt auf meine Avon-Tour - aber kommen Sie herüber, wann immer Sie wollen.«

James brachte sie zur Tür. »Das werde ich tun. Und nebenbei, lassen Sie doch bitte einen Ihrer Kataloge hier, wenn Sie mal dran denken. Sheila hat demnächst Geburtstag und ich möchte ihr da noch ein paar Dinge besorgen.«

*Die Sheisskopfs haßten mich während dieser Zeit. Weil ich mich weigerte, bei ihrem Haßintrigen mitzumachen und sogar anbot, zu Pauls Gunsten als Leumundszeuge aufzutreten, erzählten Tony's Eltern ihm, daß ich vorhätte, zu Gericht zu gehen und Tammy eine Lügnerin zu nennen. Er fing an große Steine in das hohe Gras in meinen hinteren Garten zu werfen, in der Hoffnung, daß ich mit dem Rasenmäher drüberfuhr. Sie waren aber leicht auszumachen und ich warf sie wieder zurück. Dann versuchte er es mit rostigen Drahtstücken - das funktionierte. Mein Rasenmäher warf einen Brocken davon hinten raus und der ging mir glatt durch den Knöchel.*



*Nachdem ich die Krücken loswar, habe ich mich dann doch an den Bastarden gerächt. Ich ging auf das Land, das er hinter meinem Haus gekauft hatte, trieb ein paar zweifußlange, drei- viertel Zoll starke Armierungseisen in den Boden und ließ gerade soviel herausstehen, daß sie in seinem dummen Balkenmäher an seinem Spielzeugtrecker hängen bleiben mußten. Ich habe sie natürlich an der von meinem Grundstück am weitesten entfernten Seite eingetrieben. Sie hatten mehr als ein Jahr lang unter der Traufe hinter meinem Haus herumgelegen und waren völlig verrostet. Keiner konnte nachweisen, daß sie nicht schon seit Jahren da in dem Boden steckten.*

*Es war göttlich. Er erwischte alle drei Stücke auf einmal. Er fuhr so schnell, daß die Vorderabdeckung des Mähwerks sich in die Messer zurückbog und dort zerhäckselt wurde. Bevor er den Trecker anhalten konnte oder die wirbelnden Schneiden ihren Schwung verlieren konnten, war sich die Maschine weit genug vorge rollt, so daß die Schneiden die Stäbe berühren konnten. Die Schneiden, Halterungen, Wellen und Rollen wurden total auseinander gerissen! Stücke aus Stahl und Gußeisen sausten durch die Luft, durchbohrten drei der vier Reifen, schlugen ein Loch in das Kurbelgehäuse des Motors und zerbrachen sogar eine Spurstange der Steuerung.*

*Dieser dumme Bastard mußte fast zwei Riesen bezahlen, bis alles erneuert war. Ich rechnete mir aus, daß wir jetzt quitt waren, weil mich sein Drahttrick ungefähr das Gleiche an Arztrechnungen und Einkommensverlust gekostet hatte.*

*Tom entschloß sich offensichtlich, mit mir keinen Ärger mehr anzufangen. Es war sowieso wieder an der Zeit, sich eine neue Zielscheibe zu suchen. Sie fingen an, auf zwei Kindern aus der Straße herumzuhacken.*

*Scheißköpfe.*

*Oktober 1987*

»Cherry, Du bist was Besonderes.« Sheila saß auf der hinteren Veranda neben James, und kommentierte wie das Pony geschäftig seine Haare mit Lippen und Zähnen »kämmt«. Sie war an einer Stelle angepflockt, wo sie bis zur Tür gehen konnte und machte Anstalten hineinzukommen. Sheila erlaubte das nicht, weil sie und James gerade einen neuen Vinylteppich in der Küche verlegt hatten.

Cherry schien Sheila keine Beachtung zu schenken, verlegte vielmehr ihre Aufmerksamkeit auf James' Gesicht und badete es mit ihrer Zunge.

»Huch! Pferdespucke!« Sheila zog ein Gesicht.

»Hey, das ist nicht so übel! Du läßt doch auch Hunde Dein Gesicht ablecken und Du küßt Katzen.«

»Aber das sind doch Haustiere und Katzen sind so sauber.«

»Oh, und überleg' Dir mal wo die Katze zuletzt dran geleck haben könnte....«

Sheila wurde blaß und Doug und Diana prusteten los.

»Oh, Mom,« sagte das Mädchen, »ich denke, das ist doch süß. Cherry liebt Daddy.«

»Ich hab's bemerkt. Guck, jetzt gibt sie ihm einen Zungenkuß. UH.«

James drehte seinen Kopf für eine Minute weg. Cherry störte das nicht; sie leckte einfach an seinen linken Ohr weiter. »Hey, ein dicker schlabberiger Pferdekuß ist das Beste für einen verdorbenen Magen, weil der Speichel so viel Natriumbicarbonat hat.«

»Bitteschön, bitteschön. Ich halt mich da lieber an Alka-Selzer, wenn ich was brauche. Hey, was macht sie denn jetzt?«

Cherry rieb und knabberte an James Hemd Tasche. »Oh, sie will nur eine Zigarette.«

Er zog eine heraus, um sie ihr zu geben. »Ist das nicht schädlich für sie?«

»Ja, zuviel wäre schon schädlich, aber so haben die Leute früher ihre Pferde, Maultiere und Esel gegen Würmer behandelt.«

»Oh.«

### *November 1987*

»Vorsicht, da! Sachte. Sachte. Okay, wir sind durch die Tür durch, Kipp die Couch jetzt wieder gerade. Paß auf, daß Du an der Hecktür nicht stolperst.«

Zwei von James' Schwestern und ihre Männer waren da um den älteren Falabellas beim Umzug in ein kleines Haus ein paar Blocks weiter zu helfen.

Ein paar Tage vorher hatte James ein Gespräch mit seiner Mutter gehabt.

»Sohn, ich denke, es ist das Beste, wenn wir einen kleinen Bereich für uns alleine finden. Hier sind einfach zu viele Leute, und Sheila und ich geraten manchmal aneinander. Ich denke, daß sie es nicht mag, wenn sie jemanden in dem hat, was sie als 'ihre' Küche empfindet. Wir werden immer noch in der Nähe sein für Dich und die Kinder, aber wir müssen, solange wir können, so unabhängig wie möglich sein. Es ist schon in Ordnung. Es wird uns gut gehen.«

*Eigentlich war ich erleichtert. In letzter Zeit ging kaum ein Tag vorbei, an dem Sheila nicht über irgend etwas meckerte, was Mom oder Dad getan hatten. Es stimmte schon, wenn vier Erwachsene den Kindern sagten, was sie durften oder nicht durften, war es nicht einfach. Diana nutzte die Situation geschickt*

*und spielte oft die Erwachsenen gegeneinander aus. Dad war in einem Moment außer sich wegen etwas, was sie getan hatte und im nächsten hatte er einen Anfall, weil ich ihr ein paar Ohrfeigen verpaßte, weil ich wußte, daß sie das mit Absicht getan hatte. Diana spielte dieses Spielchen wie ein Tennisspieler einen langsamen Lob spielt. Doug ist ein guter Junge, aber er versucht, es jedem Recht zu machen und das arme Kind wird manchmal verrückt, wenn es versucht, drei oder vier verschiedenen Richtungen zu folgen. Daß er hyperaktiv ist und sich an aufeinanderfolgende Anweisungen nicht erinnern kann, macht die Sache nicht leichter. Er versucht sein Bestes.*

*Es ist gut, daß sie ausziehen - drei Betten, drei Schlafzimmer und ein Wohnzimmer, das Sheila und ich zum Schlafen benutzen, eineinhalb Badezimmer, nur eine kleine Eßecke und jeder eine andere Diät - es ist ein Wunder, daß wir nicht noch mehr Ärger miteinander gehabt haben.*

### *Anfang Dezember 1987*

»Ah, es ist schön, von Joplin wegzukommen und dahin zu fahren, wo man *wirklich* einkaufen kann.«

Sheila streckte ihre Arme hinter dem Kopf aus.

James sah sie kurz mit einem höflichen Lächeln an und wendete seine Aufmerksamkeit wieder der Straße zu.

*Springfield ist nicht wirklich soviel größer als Joplin, aber sie haben einige konzentrierte Einkaufsbereiche - die Battlefield Mall, South Glenstone Avenue mit all den an ihr liegenden kleineren Einkaufszentren an ihr, und dem größten Proshop der Welt - aber ich nehme mal an, da fahren wir nicht hin. Ich wünschte, wir*

würden; sie haben die größte Auswahl an Waffen im Umkreis von hunderten von Meilen.

Sie landeten dann bei Pier One Imports, wo James sich beim Anblick von Messingpferden amüsierte und sich durch die breite Auswahl an Weihrauch wühlte auf der Suche nach etwas, das vielleicht bei einem Fluch half - Sheila flippte wie gewöhnlich beim Anblick all der Körbe und Flechtarbeiten aus.

Spielzeugläden boten Legosteinsätze an, die in Joplin nicht zu haben waren und auch bestimmte »Mein Kleines Pony«-Figuren und -Zubehör.

James schleppte sich mannhaft und geduldig durch Laden für Laden mit Frauenkleidung und Schuhen und las dabei das Taschenbuch, das er sich in weiser Voraussicht vor der Abfahrt eingesteckt hatte. Am späten Nachmittag rief Sheila ihn aus der Ecke, in der er wartete, zu sich.

»Komm, zieh das an, Honey.«

Mit einem Seufzen plazierte er das Lesezeichen und steckte das Buch wieder in seine Hüfttasche. Ein schneller Rundblick lokalisierte Sheila in einem kleinen Laden direkt neben einem Ständer mit Damen-Unterwäsche. Wie viele andere Männer auch machten Miederwarengeschäfte James nervös.

*Was ist wenn Leute denken, daß ich irgendwie pervers wäre und ich versuche, Damenunterwäsche für mich selber zu kaufen? Ha. Ich meine, ich denke, ich bin schon pervers aber doch nicht so! Ich mach das besser gleich ganz klar, damit es da keine Mißverständnisse gibt.*

»Okay, Süße, was ist los?« sagte er zu Sheila. »Das ist meine Ehefrau. Sheila,« sagte er herzlich zu der Verkäuferin. »Wir sind jetzt seit fast 10 Jahren verheiratet. *Glücklich* verheiratet. Wir haben zwei Kinder. Eigene Kinder. Oh, ich meine, es ist natürlich nichts Falsches am Adoptieren, es ist wunderbar und braucht viel

Liebe, aber wir haben unsere Kinder gemacht, äh, ich meine, das ist, ich äh...«

James wand sich verzweifelt, als er sah, wie Sheila und die Verkäuferin mit Gewalt versuchten, das Lachen zu unterdrücken.

*Okay. Das war's. Was jetzt? Wegrennen? Würde ich ja gerne aber ich käme hier nicht weg. Ich würde auf einem Kaugummipapier ausrutschen und mit dem Kopf voraus in einem Bikinihöschenständer landen. Nimm dich zusammen, Junge! Kinn hoch, Brust raus, eine steife Oberlippe und all das. Du bist ein Mann der Queen in britischer Tradition, von altem Blut. Stell dich der Musik.*

»Was ist los mit euch? Ich bin ein Mann der Queen -«

Das war's dann wirklich. Kreischendes Gelächter ergoß sich über die Gestelle mit Sweatshirts, Blusen, Nachthemden, Spitzenunterwäsche und BHs. Die zwei Frauen lachten noch lauter und James' Gesichtszüge entgleisten. »Queen's Man?« *Oh scheid, das ist nicht das, was ich sagen wollte. Ich hatte Queen's Man im Kopf und meine Zunge hat es dann ausgesprochen. »Queen's Man.« Hmpf! Queen's - Oh, oh, zum Teufel!* James Gesicht zerfiel, er schnarchte und gurgelte und fiel dann in das Gelächter der Anderen ein.

Die Leute sehen uns an, als wenn wir spinnen würden.

Er sank langsam und hilflos zu Boden.

### *Heiligabend 1987*

Die Kinder waren nach einer größeren Anstrengung ihrer Eltern glücklich im Bett. Der Fernseher spielte leise im Hintergrund, der Mormon Tabernacle Choir präsentierte traditionelle Hymnen. James und Sheila saßen auf der Couch und tauschten private Geschenke aus.

»Oooh, und was haben wir hier?« Sheila riß das Papier auf, was James einen innerlichen Stich versetzte. Sehr lange Jahre lang, während er aufwuchs, hatte er gelernt, Geschenke vorsichtig auszuwickeln, so daß man das Papier hinterher noch gebrauchen konnte. Es hatte etwas seltsam tröstliches, wenn man das selbe Papier Jahr für Jahr unter dem Baum sah. Sein Lieblingsstück war ein dunkelgrünes mit darauf gedruckten kleinen Weihnachtsmännern und roten und goldenen eingepackten Päckchen gewesen. Er konnte sich an zwölf Weihnachten erinnern, an denen das Papier für immer kleinere Päckchen benutzt wurde, wobei abgerissene Ecken geglättet und dabei immer nur das absolute Minimum abgeschnitten wurde. Mit Sicherheit hatte seine Mutter heute noch den letzten Rest sorgfältig aufgehoben in ihrer Schachtel mit Weihnachtspapier.

Sheila hielt ein Babydollnachthemd aus schwarzer Spitze hoch. Ihre Hände waren durch das Material klar sichtbar. »Hey,ey,ey! Soll mich das jetzt in kalten Winternächten warmhalten, hm?«

James grinste sie lüstern an. »Soll es nicht. Es soll eher meinen Ofen anheizen, so daß ich dich warmhalten kann!«

Sie wühlte in dem Papier herum. »Und wo sind die Höschen?«  
»Höuschen?«

James sagte in seiner besten mexikanischen Banditenstimme, »Wir brauchen keine stinkigen Höschen!«

»Ha! Ich zeig sie *Dir*, Fidel. Mach das hier auf!«

James öffnete die leichte flache Schachtel. Darin *war* ein paar Höschen. Frauenhöschen. Schwarze winzige mit Spitzen. »Queen's Choice? Glaubst Du wirklich, daß die mir passen? Autsch!«

Sheila ließ sein Ohr los. »Dummchen! Schau doch mal näher hin.«

Er holte sie hoch und breitete sie am Bund aus. »Oho! Da ist ihnen das Material ausgegangen! Oder vielleicht hat auch jemand vergessen, den Schritt zuzunähen!«

»Ja. So eine Schande, was? Wenn ich sie trage, wird's fast so sein, als wenn ich überhaupt keine an hätte.«

»Hmmm... Da magst Du recht haben. Das ist ein anregender Gedanke, aber ist denn da nichts für *mich*?«

Wortlos reichte sie ihm ein weiteres Päckchen, ähnlich dem ersten. Die Box enthielt einen himmelblauen Bändertanga, offensichtlich für einen Mann geschnitten. James mußte lachen. Es waren einige Verzierungen aufgenäht. Da waren Augenbrauen aus Filz über Plastikaugen, die Art von Augen mit den schwarzen Scheibchen, die darin herumrollten. Zwei runde, schlabberige Ohren standen von den Seiten ab und in der Mitte unter den Augen war ein Elefantenrüssel. Ein schneller Blick bestätigte James Verdacht, daß der Rüssel hohl und auf eine Loch im Stoff angesetzt war.

»Ich Tarzan, Du Jane?«

»Nein, Du Dummchen, ich Jane, Du Simba oder wie zum Teufel der Name von dem Elefanten war.«

»Mister Dumbo!«

»Richtig, dann also, Jumbo Dumbo! Spielen wir mit unseren Geschenken!«

### *Neujahrstag 1988, 0.01Uhr*

»Frohes neues Jahr, fröhlichen Hochzeitstag« James und Sheila erhoben ihre Gläser mit Diätpepsi, so wie die anderen herum Gläser mit verschiedenen Getränken erhoben. Der Klang von Feuerwerk und reichlich Gewehrfeuer klang durch die Nacht als Süd-



west Missouri das neue Jahr gemäß der zentralen Standardzeit einläutete, es war ein Schaltjahr.

Gary von unten aus dem Block fragte: »Wie ist das denn gekommen, daß ihr beide am Neujahrstag geheiratet habt?«

James antwortete als erster. »Ganz einfach, ein Blick in das Steuerrecht machte uns klar, daß es vorteilhaft wäre, unsere Steuererklärung von 1977 als Singles einzureichen und wir hatten es zwar eilig zu heiraten, aber wir konnten noch ein paar Tage warten um dem Steuerstichtag abzuwarten und - AUTSCH!«

Sheila ergriff das Wort, dieweil er seinen Fuß hob und ihn schüttelte, um zu sehen ob etwas gebrochen war.

»Hört nicht auf diesen Schwätzer. Es klingt gut, aber der *wirkliche* Grund war, daß James auf den ersten Januar bestand, weil er dann den Hochzeitstag nicht vergessen konnte!«

Gary nickte mit durch den Alkohol etwas zu schwungvollen Bewegungen. »Hört sich beides plausibel an!«

Später, als wir alleine waren, fragte Sheila: »Was stimmt nicht?«

»Stimm nicht? Was meinst Du mit stimmt nicht?«

»Du - Dein *Ding*, es fällt immer raus. Mach ich irgendwas falsch?«

James seufzte und rollte sich von ihr herunter auf die Seite. Er liebte Sheila, brachte sie mit seinen Fingern zum Orgasmus. Sie griff zu ihm hinüber um ihm auch diese Freude zu machen, aber er war erschlaft. Sie drehte sich um und starrte ihn an.

»Äh, sieh mal, das passiert jedem mal ab und an.« sagte James ihr. » Es ist spät und wir sind beide wahnsinnig müde. Es ist okay. Es ist nicht Dein Fehler oder irgendwas. Fühle Dich bloß nicht nicht gut genug oder schuldig.«

Sie schliefen ein.

März 1988

*Es ist mein Geburtstag, es ist fast Mitternacht, und ich habe kein Wort oder irgend etwas davon gesehen. Sheila und ich hatten keinen Sex mehr seit - nun, seit Neujahr. Sie spricht nicht darüber, gibt einfach vor, daß alles normal sei. Sie hat ihr Bett in ein anderes Zimmer geräumt und mich nicht eingeladen, das Rollbett das ich benutze, mitzubringen.*

*Sie geht jetzt sehr früh zu Bett und so versuche ich, sie nicht aufzuwecken. Dann überläßt sie es mir, vorher aufzustehen, die Kinder zu füttern, sie für die Schule anzuziehen, auf den Bus zu warten ... zur Hölle, es stört mich nicht, mich um meine Kinder zu kümmern, aber was glaubt sie, wen sie mit diesem - ich-geh heute-früh-ins-Bett - Quatsch verarschen kann?*

*Wenn ich Cherry nicht hätte, ich bekäme einen Triebstau...*

Juni 1988

»Hallo?«

Eine undeutliche Stimme war am Telephon. »Meine linke Seite, ich kann sie kaum bewegen. Mom ist weg zu - zur Kirche.«

»Dad? DAD!? Ich bin sofort da!«

»Reverend Falabella hat einen schweren Schlaganfall erlitten, hervorgerufen durch eine Blockade direkt hinter der rechten Halsschlagader. Wir nehmen an, daß wir noch rechtzeitig etwas tun konnten; er wird leben und vielleicht auch ein wenig die Kontrolle über seine linke Seite wiedergewinnen können. Aber er muß wenigstens sechs Wochen in einem Rehabilitati-

onszentrum bleiben. Möglicherweise wird er auch an den Rollstuhl gefesselt sein. Wir haben keinerlei Möglichkeit, das Ergebnis vorherzusagen.

»Können wir ihn jetzt sehen?«

# Kapitel 14

*Sommer 1988*

»Kommen Sie herein. Kommen Sie herein! Mr. und Mrs. Falabella? Ich bin Jim Young, Ihr Berater. Nehmen Sie Platz. Ja, bitte setzen Sie sich zusammen dort auf die Couch, machen Sie es sich bequem. Nun, erzählen Sie mir doch bitte, wissen Sie, was Sie von Ihrer Ehe erwarten?«

James und Sheila gingen jede Woche in die Beratung. Sie erstellten die Liste ihrer Erwartungen, die Listen der Dinge, die sie aneinander schätzten, die Listen der Dinge, die sie nicht mochten, führten Tagebücher über kleine Verletzungen und nette Gesten. James hörte bald auf, vollständige und ehrliche Angaben zu machen, weil Sheila immer schlechter auf alles, was er sagte, zu reagieren schien, obwohl er sein Bestes versuchte, fair und ausgewogen zu sein. Er gab sich Mühe, positive Dinge, die sie tat, aufzuführen und zuzugeben, wenn er sich aufregte. Aber Sheila schien alles, was er anführte, als persönlichen Angriff aufzufassen. Mitte August stellte sie ihre Besuche bei dem Berater ein. James ging weiter hin und fand in Mr. Young (M.A. in Psychologie) einen verständnisvollen und aufgeschlossenen Zeitgenossen. Er erzählte ihm von seinem frühen Erlebnissen mit geschlechtlichen sozialen Beziehungen.

*September 1988*

»*Verdammt sollst Du sein!*« James sah nach oben und blickte durch die Decke in den Himmel. »*Verdammt sollst Du sein in Deiner eigenen Hölle!*« *Wie konntest Du?*

Er wußte es besser. Er wollte nicht die Jerry Lewis MDA Telephonshow ansehen, aber irgendwie tat er das doch jedes Jahr. James wußte nicht, ob er all diesen Beschiß, dies auf-die-Trärendrüsen-drücken, die wohlgeplanten emotionalen Appelle glauben sollte, die jedes Mal am Labor-Day-Wochenende gezeigt wurden. Manchmal hatte er den Verdacht, daß er und die halbe Nation für dumm verkauft wurden.

*Ich hasse Jerry Lewis Filme - es ist bezeichnend, daß die Franzosen, diese miserablen Snobs, ihn lieben. Aber diese Kinder - diese kleinen Kinder, süß wie Knöpfe, fröhlich lächelnd, wie sie auf Jerry Lewis und die TV Kameras mit Hoffnung, mit Liebe schauen, selbst wenn sie wissen, daß sie sterben... Verdammt sollst Du sein! Wie kannst Du behaupten, ein liebender Gott zu sein, und solche Dinge bei hübschen, süßen kleinen Kindern zulassen. Wie?*

Wieder schrie James seine Frage in den Himmel. Er richtete sie nicht nur an seine heidnischen Götter von denen er wußte, daß sie sich darum nicht allzusehr kümmerten, sondern auch an die Götter von Israel, Jesus und alle Heiligen der Christenheit.

*Wie kann irgendein Gott mit dem Etikett »Gott der Liebe« so etwas kleinen Kindern antun, die es nicht verdient haben? Das Universum ist nicht fair! Wie kann ich mich über meine kleinen Schwierigkeiten beklagen und in mein Bier weinen? Ich bin noch gesund, zumindest gesünder als diese Kinder. Ich bin nur einfach kein Familienmensch; vielleicht muß ich deswegen sogar früher oder später Sheila, Doug und Diana zurücklassen, weil es nicht gut für sie ist, daß ich um sie bin. Ja und? DIESE KINDER ABER WERDEN NIE EINE CHANCE HABEN!*

Trotz seiner Zweifel griff James dann doch zum Telephonhörer und meldete eine Spende an.

Endlich, an einem Abend im frühen September, brachte James das Thema seines ersten sexuellen Erlebnisses mit einem Tier ins Gespräch ein und erzählte dann allmählich dem Berater von seiner derzeitigen Affäre mit Cherry.

*Der Mann ist gut. Der hält sein Pokerface durch obwohl ich wette, daß er so eine Geschichte zum ersten Mal hört!*

Jim Young fragte nach Details und machte sich ein paar Notizen, während James sein Bestes tat, ihm ehrlich zu antworten.

»So, bin ich jetzt ein Kandidat für die Klapsmühle oder was?«

Jim lächelte James an. »Nein, glaub ich nicht. Sehen Sie mal, unsere Zeit ist bald um. Lassen Sie mich diese Woche ein paar Dinge nachsehen und mich mit ein paar Leuten unterhalten. Ich kann Ihnen jetzt schon sagen, daß Sie immer noch Schwierigkeiten haben, obwohl ich zugestehen muß, daß Sie schon aus sich selbst heraus einen mordsmäßigen Fortschritt gemacht haben.«

»Oh. Eine Woche?«

Irgendwie verging die Zeit... »Kommen Sie nur rein, James.« Jim Young stand neben einer Staffelei mit einer stilisierten Zeichnung eines menschlichen Kopfes und Gehirns, einen Zeigestock in der Hand.

»Soll ich mitschreiben, Herr Lehrer?« grinste James.

»Vielleicht, aber ich kann mir auch vorstellen, daß Sie keine Schwierigkeiten haben, sich daran zu erinnern.«

James ließ sich auf einen komfortablen Sessel nieder.

Jim saß auf der Ecke seines Schreibtisches in Zeigestockreichweite zu der Staffelei. »Zuerst will ich über menschliche Bedürfnisse sprechen.«

»Ich nehme an, Sie wissen, wohin Sie damit wollen. Ich hoffe, es ist die selbe Richtung, in die ich auch will.«

»Nervös?«

»Ja, ein bißchen... Ich würde gerne wissen, ob ich verrückt bin.«

»Das glaube ich nicht. Und ich glaube auch nicht, daß *Sie* das glauben. Wollen Sie wissen, warum?«

»Das warum will ich schon seit Jahren wissen.«

»Ich weiß.«

Jim tippte mit seinem Zeigestock auf die Zeichnung in der Nähe des Mittelhirns. »Lassen Sie uns mit den Grundlagen beginnen. Ungefähr hier ist das Lustzentrum des Gehirns. Wir haben das herausgefunden indem wir Elektroden in diesen Bereich eingeführt und kleine elektrische Ströme durch sie geschickt haben. Die Leute, die sich für dieses Experiment als Freiwillige gemeldet hatten, sagten, daß sie eine phantastische undefinierbare Lust empfunden haben, als wir den Strom anstellten. Spätere Experimente haben das bestätigt.«

»Darüber habe ich gelesen.«

»Richtig. Gut, reden wir jetzt über Drogen. Sie waren eine ganze Weile schwer abhängig, nicht wahr?«

»Äh.«

»Gut. Folgendes passiert, wenn Sie Drogen benutzen, besonders bei stimmungsverändernden Drogen. Das Lustzentrum ist so etwas Ähnliches wie der Thermostat an Ihrer Heizung zu Hause. Normalerweise haben sie den so auf um die 21 Grad eingestellt; aber wenn Sie Drogen nehmen, ist das im ersten Moment wie ein plötzlicher, zusätzlicher Hitzeausbruch. Schon bald, wenn Sie damit weitermachen, nimmt der Thermostat des Lustzentrums diese Extrahitze wahr und drosselt die Heizung. Das ist, wenn die Wirkung nachläßt - es braucht dann eine konstante Versorgung mit Drogen, um ein normales Niveau aufrecht zu erhalten. Und es braucht eine größere Dosis, um diese 'Hitze' zu spüren, mehr und mehr Drogen, um da eine Wirkung zu spüren. Schon bald können Sie nicht mehr genug ein-

nehmen, um diesen früh erlebten Ausbruch von Wohlgefühl wieder zu erlangen.«

»Ja.«

»Und dann, wenn Sie aufhören ...«

*Bumm! Krach - Peng!*

»Richtig! Ihr Thermostat ist jetzt viel niedriger als normal eingestellt, um die Drogen zu kompensieren. Und wenn die Drogen nicht da sind, dann ist Ihr normales Niveau viel zu tief. Daraus resultiert dann Depression, schwere Depression. Ihr Gehirn braucht eine Weile, um wieder ins Gleichgewicht zu kommen.«

»Aber das ist mir doch gar nicht passiert! Gut, manchmal ja, wenn ich nichts mehr hatte und kein neues Rezept bekommen konnte, aber nicht allzu schlimm und bei diesem letzten Mal überhaupt nicht.«

»Ich weiß. Das war einer der ersten Hinweise, die ich hatte. Um ehrlich zu sein, habe nicht ich das herausgefunden, sondern meinem Boß Rick ist es aufgefallen, als ich mich mit ihm über Sie unterhalten habe.«

»Das ist *nicht* normal, trotzdem, aber sind Sie sicher, daß ich nicht verrückt bin oder ist es vielleicht ein Nebeneffekt der Narkolepsie?«

»Das ist ein weiterer Punkt - wie lange ist es her, seit Sie Ihre letzte Schlafattacke hatten?«

»Oh, ich erinnere mich nicht mehr genau. Nicht mehr, seit ich aufgehört habe, Drogen zu nehmen.«

»Richtig. Ich hab mir Ihre Akte von Ihrem Neurologen geholt und ich glaube, daß er mit seiner ursprünglichen Diagnose Recht hatte. Sie hatten ganz klar Narkolepsie, sie zeigten alle Symptome des klassischen Syndroms. Er ist ganz aufgeregt über Ihre Veränderung. Wir vermuten, daß Ihre massiven Überdosen vielleicht irgendwie Ihre Hirnchemie gerade gerückt haben.«



James' Augenbrauen waren bei dieser kleinen Ansprache immer höher gerutscht.

»Also? Was ist dann die Antwort? Warum bin ich nicht abgestürzt?«

»Das einzige, was wir uns vorstellen können, ist, daß irgendwie irgend etwas die Stimulation durch die Drogen in ihrem Hirn ersetzt hat. Genau: Wann haben Sie sich das letzte Mal einen Schuß versetzt?«

»Ja, kurz bevor der Mann mir Cherry nach Hause gebracht hat.«

»Aha.«

»Nun ja, dann war ich zu beschäftigt, um Drogen zu nehmen und ich habe hart gearbeitet, um den Platz für sie herzurichten. Mehr hat das nicht zu bedeuten! Ich ging an diesem Abend müde ins Bett, wachte früh auf und arbeitete den ganzen nächsten Tag hart durch. Irgendwie war ich immerzu beschäftigt; ich habe die Drogen auch nie wirklich vermißt. Am Ende habe ich den Rest ins Klo gekippt und das ganze Zubehör verbrannt. Glauben Sie, daß da noch mehr ist?«

»Ja. Wir kommen gleich darauf zurück. Warten Sie, es gibt da ein paar Dinge, die ich über das Gehirn noch anführen möchte. Erstens, Sie rauchen, nicht wahr?«

»Wie ein Schlot.«

»Okay, nun haben Sie doch sicher gehört, daß Nikotin ein größeres Suchtpotential hat als alles andere, was wir kennen?«

James zog ein schiefes Gesicht. »Das können Sie mir wohl glauben! Das Speed wegzulassen, selbst in den Zeiten, wo ich aufhören mußte, weil ich keines mehr hatte, war ein Zuckerschlecken im Vergleich zu den Zeiten, wo ich versucht habe, das Rauchen aufzugeben.«

»Okay, hören Sie sich das jetzt an. Der Grund, warum die Nikotinsucht so stark ist, ist weil das Nikotin Ihren Blutkreislauf,

Ihre Atmung und Ihre Herzfrequenz verändert. Es verändert alle möglichen Dinge - und Ihr Körper gewöhnt sich daran wie an andere Drogen. Aber wenn Sie aufhören ... dann versucht alles gleichzeitig sich wieder zurück zu justieren. Das ist ein Unterschied zum Ausfall des Lustzentrums bei anderen Drogen. Diesmal sind sie nicht nur deprimiert, sondern Ihr Gehirn ist davon überzeugt, daß mit Ihrem Körper etwas ernsthaft in Unordnung ist. Sie haben vielleicht schon mal gesagt 'ich könnte sterben für eine Zigarette', oder? Gut, Ihr Hirn ist überzeugt, daß Sie das auch *wirklich tun!* Es löst einen Überlebensinstinkt aus.«

»Oh, das klingt einleuchtend! Als ich versuchte aufzuhören, bin ich nicht nur nervös geworden sondern habe auch Angst bekommen und das hat alles noch viel schlimmer gemacht!«

»Ja. Ich hab vor 5 Jahren aufgehört. Ich habe mich drei Tage lang in meinem Arbeitszimmer verkrochen, weil ich Angst hatte, ich würde meiner Familie den Kopf abbeißen. Sie verstanden es zwar, aber es war trotzdem hart für sie.«

Jim's dunkles Gesicht überzog sich mit einem strahlenden Lächeln.

»Ja. Okay, und was hat das mit mir und Cherry zu tun?«

»Schon mal was von Endorphinen gehört?«

»Morphiumähnliche Stoffe, die das Gehirn selber herstellt?«

»Richtig. Langstreckenläufer und Jogger werden manchmal abhängig von etwas, was man Laufrausch nennt. Lange Sportausübung regt das Hirn an, Endorphine zu erzeugen. Sie gelten als mächtige Schmerzkiller aber sie verursachen auch eine milde Euphorie. Bei genügend hoher Konzentration können sie sehr giftig sein.«

»Es gibt noch andere Möglichkeiten, Endorphine zu erzeugen, und diese Chemikalien können auch einen Drogenentzug zu erleichtern. In Ihrem Fall ...«

»Einer der mächtigsten Wege, Endorphine zu produzieren, geht über die Emotion. Haben Sie jemals den Satz gehört 'Süchtig nach Liebe'?«

James starrte ihn an. Sein Mund bewegte sich langsam, aber Worte wollten einen Moment lang nicht kommen. Dann: »Wollen Sie mir erzählen, ich *liebe* Cherry?«

»Es scheint so.«

»Aber das ist - das ist doch krank. *Wirklich* krank! Wollen Sie mir jetzt doch sagen, daß ich verrückt bin?«

»Nein! Sie brauchen noch ein paar weitere Fakten, bevor Sie wirklich Schlüsse ziehen können!«

James ließ sich widerwillig wieder in seinem Sessel nieder, in seinem Kopf schwirrten die Gedanken.

Jim kam herüber und setzte sich auf die Armlehne und griff James Schulter mit einer kräftigen schwarzen Hand.

»Hören Sie zu mein Freund, hören Sie gut zu. Ich habe Ihnen etwas von Überlebensreflexen erzählt. Es gibt einige Dinge, die der menschliche Körper *braucht*, um zu überleben. Luft, Wasser, Nahrung - das sind natürlich die grundlegendsten. Nehmen Sie Luft weg, und schon bald können Sie an nichts anderes mehr denken, als wie Sie zum nächsten Atemzug kommen. Nehmen Sie das Wasser weg, und innerhalb von einigen Stunden fühlen Sie sich unwohl, innerhalb von Tagen verzweifelt. Ohne Nahrung können Sie länger auskommen, aber Ihr Körper und Ihr Verstand mögen das auch nicht. Ein Fehlen von einer dieser drei Komponenten resultiert früher oder später in extremem Überlebensreflexverhalten.«

»Uh, ein bißchen verhungern hier und da könnten mir nicht schaden.« grinste James. Jim lächelte zurück.

»Das trifft auf die meisten von uns zu. Aber es gibt noch eine vierte Notwendigkeit. Vielleicht ist sie nicht so offensichtlich wie

die ersten drei, aber alle normalen Menschen haben ein Bedürfnis nach Liebe, geliebt zu werden. Wilde, verrückte, romantische Liebe ergibt eine wilde verrückte chemische Hochstimmung. Aber das Gehirn scheint sich an Endorphine nicht zu gewöhnen, und so kann eine lange tiefe Liebe das Gehirn dauerhaft versorgen. Ihr Geist mag das. Nehmen Sie die Liebe weg, dann finden Sie entweder eine Möglichkeit, sie zu ersetzen oder sie verbringen Ihr Leben im Unglück.«

»Aber - ein Tier? Ich meine, beim Sex ist sie großartig, aber Liebe? Besonders, nachdem Sheila wieder zurückgekommen ist?«

»Sie sind von Frauen so oft verletzt worden. Sie sind besonders schwer von Sheila verletzt worden. Denken Sie zurück. Fühlten Sie sich besser nach Sex mit ihr oder nach Sex mit Cherry? Wessen Gesellschaft genießen Sie am meisten?«

»Oh, Gott! Ich denke - ich fühlte mich immer so, als wenn ich in Gegenwart von Sheila vorsichtig sein mußte. Ich denke... Cherry.«

Jim drückte James Schulter noch einmal und sie zitterte unter seiner Hand.

»Es ist in Ordnung, es ist in Ordnung, James. Schau her Bruder, Du hast ein paar fürchterliche Schläge in Deinem Leben einstecken müssen. Zwar keine mit denen man, wenn sie einzeln kommen, nicht fertig werden könnte. Aber Sie hatten schlechte Karten. Sie haben eine wilde Kombination abbekommen, und ich denke, Sie wissen das auch. Was Sie nicht wissen, ist, daß eine ganze Menge Leute, die dasselbe hätten durchmachen müssen, jetzt in der Ecke saßen und mit ihren Zehen spielen würden. So, Sie sind ein bißchen verbogen. Na und? Viele Leuten wären zerbrochen!«

»Sicher, Sheila kam zurück - nachdem Sie schon die wichtigsten Lebensentscheidungen in ihrer gegebenen Situation getroffen

hatten. Sie brachten es fertig, sich ganz gut zu integrieren. Vielleicht sind ein paar Teile noch nicht an der richtigen Stelle, aber sie haben es ausgesprochen gut hinbekommen so wie Sie jetzt sind. Sagen Sie mir, haben Sie Sheila jemals wirklich getraut, daß sie nicht wieder weggeht?«

»Oh, ich glaube nicht ...«

»Das hätte mich auch sehr erstaunt. Hier ist die Situation. Sie brauchen Liebe. Sie trauen Sheila nicht, daß sie sie nicht wieder wegnimmt - Sie trauen eigentlich keiner Frau, daß sie sie nicht wieder wegnimmt, also geben Sie ihnen die Liebe auch erst gar nicht. Für Männer interessieren Sie sich nicht. Ihr erstes sexuelles Erlebnis war mit einem Pferd. Das war es auch, wohin Sie sich wendeten, wenn ihre Beziehung mit Frauen zerbrachen. Was erwarten Sie?«

»Kann ich das ändern?«

»Wollen Sie das wirklich?«

»Tja, Mensch, ich will normal sein!«

»Was ist das? Wessen Definition von 'normal' wollen Sie denn versuchen, zu entsprechen? Ich sage Ihnen, ich mach das hier seit acht Jahren und vorher habe ich das sechs Jahre gelernt, und ich weiß noch immer nicht, was »normal« ist!«

»Du kannst noch viel mehr Zeit aufwenden und noch einen Haufen Geld mehr ausgeben, um den Vorstellungen von jemand anderem zu entsprechen, oder Du kannst die Tatsache akzeptieren, daß Du zu einer funktionierenden Lösung Deiner Probleme gekommen bist. Versuch aufzuhören, 'normal' zu sein und sei einfach Du selber. Eine lebenswürdige, intelligente, sensitive Person, die zu einer anderen Musik marschiert.«

»Ist das das, was Sie Ihren Schwulen Patienten erzählen? Ich meine, wenn sie sich ändern wollen?«

»Tatsächlich ist es das, wenigstens in den meisten Fällen. Man-

che Leute bringen sich buchstäblich um, so wie Sie das auch getan haben, wenn sie versuchen, zu bekämpfen, was Sie sind. Sie haben schon von ganz alleine einen großen Fortschritt gemacht aber sowohl ich als auch mein Boß stimmen darin überein, daß Sie glücklicher werden, wenn Sie den letzten Schritt machen und sich eingestehen, daß sie Cherry lieben und lernen, daß es okay ist, Cherry zu lieben; Ihren Erzählungen nach scheint sie doch sehr nett zu sein. Selbst wenn das bedeuten sollte zu akzeptieren, daß Sie sich beschränken auf etwas, was weniger als eine vollwertige menschliche Beziehung ist, so ist es doch besser, als die immer wiederkehrende Frustration bei immer wiederkehrenden Fehlschlägen von etwas, das für Sie einfach nicht vorgesehen ist. Und das läßt alle Optionen offen sehr sehr gut zu werden, wenigstens für Sie. Vielleicht schaffen Sie es eines Tages, die letzten Wunden zu heilen und eine Frau zu finden, mit der Sie Ihr Leben teilen - aber wenn nicht, dann hätten Sie doch ein glücklicheres, volleres Leben mit Ihrer pferdischen Geliebten gelebt als es sonst der Fall gewesen wäre.«

James saß da, bewegungslos. »Liebe ich sie? Ich weiß nicht. Es scheint mir einfach so - es ist einfach etwas, worüber ich nicht nachdenken wollte. Aber, vielleicht ...«

»Hey, sehen Sie mal, Mann. Es ist eine halbe Stunde über die Zeit. Die Mädchen vorne am Schalter sind weg, mein Mittagessen ist mittlerweile kalt und meine Frau wütend. Lassen Sie uns ein anderes Mal weiterreden.«

James und Jim standen auf gingen durch die verlassene Halle. »Danke. Oh, ich denke darüber nach. Vielleicht, wenn Sie Recht haben... Vielleicht brauche ich gar nicht wiederzukommen.«

»Das ist auch okay.«

James grinste. »Wie wollen Sie jemals reich werden, wenn Sie dauernd Ihre Klienten heilen?«

Jim beugte sich vor und haute sich aufs Knie. »Reich? Hier? Von Typen wie Ihnen? Mann, nur keine Angst, das wird nie passieren! Ich krieg das selbe Geld, ob ich nun meine Zeit vergeude mit Leuten, die mich dazu bringen, zu spät zum Essen zu kommen oder ob ich auf meinem Hintern herumsitze! Davon abgesehen, bei dem was *Sie* machen, ist immer mehr zu holen!«

»He, hey. Ja, das habe ich mir schon fast gedacht. Hey, schauen Sie, es war großartig und Sie haben mir eine ganze Menge zum Nachdenken gegeben. Entweder Sie sehen mich wieder oder nicht.«

»Ich hoffe fast, ich sehe Sie nicht wieder. Wegen Ihnen mußte ich mich durch Bücher wühlen, die ich jahrelang nicht einmal aufgeschlagen habe und sie halfen trotzdem nicht weiter! Sie sind ein ziemlich einzigartiger Fall, wissen Sie?«

»Das hat man mir schon mal gesagt, nur nicht ganz so nett,« sagte James, als sie auf den Parkplatz hinausgingen.

»Gut, wenn Sie nicht zu einer weiteren Sitzung kommen, dann lassen Sie mich wenigstens beizeiten wissen, was passiert.«

James schloß die Autotür auf. »Das werde ich tun. Ach was, vielleicht kaufe ich Ihnen ein Bier. Das ist verdammt nochmal billiger als Ihre Stundensätze.«

Jim grinste ihn im Licht der Straßenlaternen an und schloß dann die Tür, als James nach seinem Sicherheitsgurt griff.

James machte eine Pause in einem 24-Stunden-Fast-Food Restaurant und nippte an einem Softdrink, während sein Geist sich ein paar Minuten des - nicht wirklich Denkens, eher Fühlens, genehmigte. Eine Stunde später fuhr er nach Hause.

Sheila war schon fest eingeschlafen, und so ging er in sein Schlafzimmer/Arbeitszimmer und zog sich aus. Er zog Joggingshorts und Sandalen an, die selben, die er in seiner ersten Nacht mit Cherry getragen hatte, und verließ das Haus durch eine Hintertür.

Cherry begrüßte ihn sanft, als er sich dem Tor näherte. Er ging

in den Stall und sie folgte ihm. James setzte sich auf die Futterkiste und streichelte die weiche Nase, die Cherry ihm hinstreckte. Wieder mehr fühlend als denkend. Sie schubberte sich an seiner Brust, leckte sein Gesicht, und dann stupste sie ihn zwischen den Beinen an, mit erhobenen Schweif.

»Du hast Lust, kleines Mädchen? Meine kleine Geliebte? Ich auch!«

Sie liebten sich langsam, bedienten sich dabei ihrer ganzen Körper im Vorspiel, rieben sich aneinander, liebkosten sich mit Händen, Lippen, Nasen, Zähnen, gebrauchten alles, was jeder gebrauchen konnte, dann, als seine Hoden und Penis schon vor Erregung schmerzten, drang er in sie ein und sie wiegten sich auf ihren Füßen in seliger Harmonie.

Es war mehr als James erwartete, mehr als er sich erinnern konnte, jemals erlebt zu haben, ob mit Cherry, mit Sheila oder ...

Sie wurden davongetragen - James mit Bewußtsein, Cherry wie es schien, mit einem tierischen Sinn von etwas Besonderem. Ihre Orgasmen kamen gleichzeitig und schienen für immer anzuhalten. James blieb lange Zeit hart, er stand still, festgehalten, tief im Inneren seiner Geliebten.

Ja - meiner GELIEBTEN. Der Berater hatte Recht. Ahja, jetzt hört es auf.

Er ging zurück zu der Futterkiste bei Cherry's Kopf und setzte sich hin, nackt wie er war. Sie leckte ihn sauber, leckte die Säfte ihrer Liebe ab und er streichelte ihre Augen, ihre Ohren mit unendlicher Zärtlichkeit.

»Ich liebe Dich, kleines Mädchen. Ich liebe Dich so sehr. Du bist so süß, so witzig, so - oh, Cherry, mein Liebling!«

Er umarmte ihren Hals fest, ihr Kopf lag über seiner Schulter, und er rieb seine Wangen an ihrem glänzenden Fell.

James erwachte, als die Sonne über dem östlichen Horizont



blinzelte. Er lag im weichen Stroh außerhalb des Stalles, die Shorts bedeckten seine Blöße. Cherry lag schlafend auf dem Boden neben ihm, der obere Teil ihres Kopfes ruhte auf seinem linken Arm. James war glücklich.

# Nachwort und Anmerkung des Autors

*September 1992*

Warum schreibt man ein Buch über so ein beunruhigendes Thema? Warum hat es mit James kein böses Ende genommen, ein Ende, von dem die Moralisten sagen mögen, daß er es verdient?

Dies sind die zwei von den vielen Fragen, die man mir am häufigsten gestellt hat. Die Antworten mögen Ihnen nicht gefallen, aber ich hoffe, Sie können sie verstehen.

Ich schrieb den *Horseman*, weil mehrere Leute, die ich respektiere, meinten, daß diese Geschichte erzählt werden müßte. Bei allen Unterschieden sind die Menschen immer noch im Grunde ziemlich gleich - manche haben nur andere Lösungen für ihre Probleme. James ist nicht alleine. Ich denke, es ist wichtig, daß andere in seiner Lage entdecken, daß sie auch nicht alleine sind.

Viele von uns gehen durch das Leben und leben mit unserer Gesellschaft mehr oder weniger im Gleichschritt. Wir neigen dazu, jene, die zum »Schlag eines anderen Trommlers« oder in diesem Fall, »Hufschlag« marschieren, schräg anzusehen. Ich hoffe gezeigt zu haben, daß wir manchmal kaum die Wahl haben. Unsere Gesellschaft ändert sich dauernd, die Welt entwickelt sich weiter. Große Veränderungen kommen nicht über Nacht, aber zum Beispiel die afrikanischen Amerikaner und andere ethnische/rassische Minderheiten sitzen heute in unserer Gesellschaft mit am Tisch und Schwule, wenn sie auch vielleicht nicht voll akzeptiert sind, müssen kaum körperliche Verletzungen oder Gefängnis befürchten, wenn sie sich outen. Diese Veränderung ist nicht in all den

Jahren erfolgt, wo diese sogenannten »Perversen« stillgehalten und ungerechte Behandlungen akzeptiert oder sich auf dem Klo versteckt haben. Den Menschen mußte die Situation bewußt gemacht werden und sie mußten erkennen, daß jene, die in dieser Situation gefangen waren, auch Menschen sind.

Obwohl ich sicher nicht dafür stimme, daß Zoophilie die Patentlösung für sexuell und sozial frustrierte Menschen ist, so glaube ich doch, daß Zoophile anerkannt werden sollten, als Menschen, die ein unschädliches abweichendes Verhalten zeigen, als Menschen, die den (allzu oft schwerwiegenden) »Beifall« der Gesellschaft nicht verdienen und als Menschen, die in vielen Fällen einen lebberen Lebensstil leben.

Es gibt zwei große Gruppen von Leuten, die sexuellen Kontakt zu Tieren haben. Da sind die »Bestialists« oder auch »Zooerasten« genannt, jene, die einen oder einige sexuelle Kontakte mit einem Tier haben oder die es nur benutzen, wenn eine »normale« Möglichkeit der Befriedigung nicht zur Verfügung steht. James ordnete sich in diese erste Kategorie eine lange Zeit lang ein, wobei er seine wahre Orientierung verleugnete.

Dann gibt es da die »Zoophilen«, jene von uns, die ein Tier als Partner *vorziehen* und oft eine tiefe gefühlsmäßige Beziehung mit ihm eingehen. Bei meinen Nachforschungen habe ich entdeckt, daß es eine kleine, aber signifikante Anzahl von Menschen in den Vereinigten Staaten gibt, die aus verschiedenen Gründen ein Tier als Partner vorziehen anstatt an den Balztänzen und Ritualen der Menschen teilzunehmen, an den manchmal verletzenden oder haßerfüllten Spielen, die Menschen mit- oder gegeneinander spielen.

Manche ihrer Motive ähneln denen von James, manche unterscheiden sich im Detail oder allgemein. Ein gemeinsamer Zug zieht sich aber dennoch durch unsere Geschichten. »Der Tag, an dem ich herausfand, daß es noch andere wie mich gibt, daß ich nicht

alleine bin, war einer der glücklichsten meines Lebens. Es ist so eine Erleichterung zu einer anderen Person zu sprechen, die wirklich *versteht*, weil sie so etwas auch erlebt hat!«

Dies erklärt zum Teil, warum ich diese Geschichte geschrieben habe.

Und warum habe ich sie nicht in eine moralisierendes Hülle verpackt?

Weil die Realität eben nicht immer so ist.

*Der Horseman* ist ein Werk der Dichtung, *und* ein Werk der Wahrheit. Es gibt James wirklich, und seine Geschichte geht weiter. Einige kleinere Gegebenheiten in diesem Buch sind erdichtet, obwohl sie auf wahren Geschehnissen basieren, manche sind überarbeitet und angepaßt, damit sich die Geschichte besser liest, manche geschahen genauso wie hier dargestellt. Namen wurden verändert, um die Unschuldigen *und* die Schuldigen zu schützen. Manche der Charaktere sind real, genauso wie porträtiert, manche sind Destillate aus mehreren Menschen, manche sind teilweise oder vollkommen imaginär. Die Orte sind mehr oder weniger richtig, aber geben Sie sich keine Mühe, James zu finden. Ich bin beschäftigt. Ich lege Wert auf meine Privatssphäre und bin bereit, mich und jene, die ich liebe, vor Eindringlingen zu schützen, vor Eindringlingen, Einmischungen, Beleidigungen oder Belästigungen durch selbsternannte Moralisten.

Ich bin James. Ich bin auch jemand Anderes.

Ich schrieb den Hauptteil dieser Erzählung in der dritten Person, weil einige Teile aus dem Blickwinkel des Ich-Erzählers sehr schwer zu Papier zu bringen waren. Immer wieder einmal mußte ich die »Sichern«-Taste blind drücken, weil manche dieser Erinnerungen immer noch schmerzen - sehr schmerzen!

Cherry starb tragischerweise am 13.9.1988, vier Tage nachdem ich die Existenz unserer romantischen Liebe zugelassen und

akzeptiert hatte. Sie hauchte ihr Leben mit dem Kopf auf meiner Brust aus, meine Arme um ihren Hals. Meine Frau, meine Kinder und gemeinsame Freunde von mir und Cherry trauerten mit mir. Viele waren überrascht, als ich nicht wieder zur Nadel griff. Unter diesen war ich kein Geringer.

Obwohl 2 Tierärzte ihr Bestes gaben, ihr Leben zu retten, erlag Cherry einer Cyanidvergiftung, da sie verwelkende Kirschblätter gefressen hatte. Unsere guten Freunde, B. und B., brachten ihren Bagger von einer nahegelegenen Baustelle früh am nächsten Morgen vorbei und gruben ihr ein Grab unter ihren Lieblingsflecken Zoysiagrass. Wir betteten sie zur Ruhe mit ihrer Decke, ihrem Halfter und Führstrick und den paar Dollars in Münzen, die meine Familie und ich während der vergangenen eineinhalb Jahre bei den Spaziergängen mit ihr auf der Straße gefunden hatten. Ich verfüllte das Grab eigenhändig.

Dem Rat guter Freunde folgend, kaufte ich sofort ein anderes Pony von dem selben Pferdehändler. Zuerst war ich außer mir über diesen ihren Vorschlag, es schien mir der Erinnerung an Cherry gegenüber illoyal zu sein. Diese guten Freunde überzeugten mich aber, daß es statt dessen sogar ein Dienst an ihr sei, die Anerkennung, daß sie so wichtig in meinen Leben gewesen war, daß ich ohne Pferd nicht mehr leben wollte. Ihr Rat erwies sich als richtig.

Während ich das Grab wieder zuschaukelte, taten die Sheisskopfs (unglücklicherweise sind die schmerzhaft real, wenn sie auch anders heißen) ihr absolut Bestes, mir mein Leben noch bedauernswerter zu machen, indem sie mich störten. Wegen des schlechten Wetters brauchte ich fünf Tage. Während dieser Zeit lieferten diese Nachbarn ein ganzes Dossier an Anzeigen bei der Polizei ab, in denen sie behaupteten, daß die Arbeit nicht schnell genug fortschritte, und daß Fliegen und Gestank von dem Grab

herrührten. Sie arbeiteten sich mit diesen Beschwerden die verschiedenen Hierarchien hinauf und ich wurde von Polizisten, Hilfssheriffs und Bediensteten der Gesundheitsbehörde besucht - alle kamen, sahen, rochen und bezeichneten meine Fortschritte als ausreichend, ohne irgendeinen Hinweis auf Belästigung oder Gesundheitsgefahren feststellen zu können. Als Linda Sheisskopf bei den örtlichen Behörden nicht durchkam, beschwerte sie sich beim Gouverneur. Diese Beschwerde bewirkte einen Besuch des Landesoberveterinärs, der sich fürchterlich über die Zeitverschwendung aufregte.

Die Sheisskopfs stiften immer noch Ärger in der Nachbarschaft, sie klagen Leute (offensichtlich nach dem Zufallsprinzip) an, ruchlose Taten und Verschwörungen gegen sie anzuzetteln. Die Ortspolizisten sind immer leicht erstaunt, daß noch niemand sie umgebracht hat. Manche Nachbarn sind mild erstaunt, daß die *Polizei* sie noch nicht umgebracht hat.

Mrs. Windward hat ihren Kosmetik-Heimverkauf aufgegeben, aber sie ist immer noch recht aktiv und gesund für ihr Alter, eine attraktive, gepflegte, wache und intelligente Frau.

Ich kann jetzt viel ehrlicher mit meiner Familie kommunizieren und tue das auch und habe gute, warme Beziehungen mit einer viel größeren Vielfalt von Menschen (inklusive Frauen - sie sind nun Freunde, anstatt wie früher Beute oder Gegner) mit dem Akzeptieren meiner selbst ging der Anpassungsdruck zurück, was mich dazu führte, mir über meine Lebensziele klar zu werden. Ehrlich klar zu werden. Ich Sorge mich jetzt viel weniger um die äußeren Zeichen von Erfolg und Status. Ich tue, was ich als notwendig oder angenehm empfinde und bin unabhängig davon, daß andere das für mich definieren. Ich schlafe jetzt Nachts gut, frei von einer großen Menge von dem Streß, den viele Leute aushalten müssen. Ich lebe mein Leben, und erlaube anderen,

ihres zu leben. Ich sehe ein, daß Ärzte schon von ihrem Beruf her versuchen müssen, einen neutralen Standpunkt zu behalten, aber ich sehe meine Situation nicht ganz so negativ wie manche das zu tun scheinen. Wo ich einmal meine Natur akzeptiert habe, konnte ich mich ihr anpassen. Von meinem Standpunkt aus ist die Verbesserung so radikal, daß ich ganz zufrieden bin und fühle, daß jeder Versuch, plötzlich den Kurs umzudrehen, leicht katastrophal enden könnte.

Frank Bunz, ehrenhaft wie ein Pferdehändler nur sein kann, verkauft immer noch Ponies ab Hof. Fortschreitende Altersdiabetes bremst ihn seit einiger Zeit etwas.

Reverend und Mrs. Falabella zogen nach seinem Schlaganfall ein paar Hundert Meilen nach Norden, um näher bei ihren Töchtern zu sein. Sie wohnt in einer Altenwohnung und er in einem nahegelegenen Pflegeheim. Mein Vater starb an Herzversagen an Dianas 10. Geburtstag 1990, zwei Jahre nach seinem Schlaganfall. Ich vermisse ihn sehr. Meine Mutter ist in Kirchengruppen aktiv und schreibt Artikel für christliche Zeitschriften. Sie akzeptiert das Anderssein ihres Sohns stoisch, wenn auch nicht immer mit Freuden. Wir mögen und verstehen uns jetzt besser.

Meine neue Stute war entschieden älter als Cherry, und es war nicht sehr leicht, mit ihr auszukommen. Trotzdem, mit Geduld, Freundlichkeit und zärtlicher Berührung akzeptierte sie mich am Ende.

Als ich sie das erste Mal in Frank Bunzens Pferch sah, mit weißen Flecken in ihrem schokoladenbraunen Fell, war Dotty wunderschön. Es war der Nachmittag des Tages, an dem Cherry starb und ich stand immer noch irgendwie unter Schock. Die Tierarztrechnungen hatten das mir zur Verfügung stehende Geld aufgezehrt, aber Frank akzeptierte es, einen Ponywagen mit einem

Ledergeschirr dafür im Tausch anzunehmen, und brachte sie auch noch vorbei. Zu dieser Zeit wußte ich noch nicht, woran genau Cherry gestorben war und machte mich daran, gründlichst Auslauf, Stall, Futter- und Wasserbehälter zu reinigen und zu desinfizieren, bevor Dotty gebracht wurde.

Zuerst war Dotty argwöhnisch, selbst bei Berührungen in der Nähe ihres Schweifes. Da sie eingeritten und eingefahren war, entschloß ich mich einfach, mit ihr als Mensch und Pferd zu arbeiten und zunächst ein solches Verhältnis aufzubauen, bis wir einander gewohnt waren. Das Herbstfest der kleinen Stadt stand vor der Tür und so rief ich einen Schmied an, um sie zu beschlagen, so daß wir Ponyreiten anbieten konnten um das Altenzentrum zu unterstützen. Offensichtlich waren Hufeisen für sie eine neue Erfahrung. Auf die beiden auf den Vorderbeinen guckte Dotty nur erstaunt, aber das erste Hufeisen am Hinterhuf brachte Wiehern, Auskeilen und einen Tanz um den Baum. Als der letzte Nagel endlich in den letzten Huf geschlagen wurde, lag ich auf dem Rücken, Dotty lag auf meiner Brust und ich hielt sie im Schwitzkasten fest, während der Hufschmied so lachen mußte, daß er kaum den Nagel traf.

Das Reiten ging dann trotzdem ganz gut. Obwohl zu dieser Zeit noch nicht sehr umgänglich, wurde Dotty sehr geschäftsmäßig, sobald sie einen Sattel auf ihren Rücken verspürte. Wir nahmen fast 50 Dollar ein, indem wir einen Ritt um 2 Blocks für 50 Cents verkauften. Wir waren müde (ich mußte mit ihr 1,5 Meilen zur Show hin und zurück laufen, weil ich keinen Anhänger hatte und sie natürlich bei jedem Ritt an der Hand führen) aber ich habe freundliche Erinnerungen an die lächelnden Kindergesichter. Viele vernarrte Großeltern machten Fotos von ihren kleinen Lieblingen bei deren erstem Ponyritt. Wir taten das Gleiche einen Monat später beim Schulkarneval und nahmen fast so viel Geld für Spielplatzausstattung ein.



Der erste Schneefall des Winters am Erntedanktag fand Dotty und mich auf der Straße mit zwei Schlitten in ihrem Schlepptau. Nach einer Anzahl durchfrorener Stunden, angefüllt mit entzückten Kindern gingen wir in meine Werkstatt um uns aufzuwärmen, nur Dotty und ich. Wir hatten an unserem Vertrauensverhältnis gearbeitet und sie war dazu gekommen, mein sanftes Streicheln unter ihrem Schweif zu genießen. Nachdem ich den Schnee und das Eis aus ihrem Fell gekämmt hatte und ihre Hufe gesäubert hatte, standen wir vor dem Heizlüfter auf dem Betonfußboden und ich liebte sie zum ersten Mal. Dann wußte ich mit Sicherheit, daß, während ich Cherry sehr vermißte, und immer ihren Tod bedauern würde, das Leben weitergehen konnte und würde. Wir zogen aus dem Haus, das 8 Jahre lang mein Heim gewesen war, am nächsten Frühling in ein Mietshaus mit einer Scheune und viel Weide und ließen Frau und Kinder zurück. Wir lieben uns sehr und ich sehe sie de facto als meine Frau an, wenn es auch de jure nicht möglich ist. Wir feiern unseren Hochzeitstag mit Freunden, Kuchen, Bier und Softdrinks.

Viele unserer nahen Freunde kennen die wahre Natur unserer Beziehung. Viele sehen sich ob ihrer eigenen Reaktion verwirrt, indem sie sagen: »Der Gedanke an Sex mit einem Tier ist abstoßend, aber bei James und Dotty scheint es einfach nur normal und richtig zu sein.«

Sheila und ich wurden im Frühjahr 1990 ohne Kampf oder Mißtöne geschieden; wir waren übereingekommen, daß wir einfach nicht gut genug zusammenpaßten, um zusammen zu leben. Obwohl ich mit Sicherheit weiß (weil sie Teile dieses Manuskripts gelesen hat), daß Sheila unsere Situation kennt, vermeiden wir normalerweise aufgrund eines unausgesprochenen Übereinkommens höflich dieses Thema. Wir kommen auf einer »nur Freunde« Basis gut miteinander aus und ich sah meine Kinder oft, bis vor

kurzem, wo Sheila und die Kinder ein paar Stunden weiter entfernt zogen (womit ich einverstanden war), weil sie dort besser Karriere machen konnte. Diana und Douglas lieben ihre »Stiefmama«.

Dotty und ich melden uns für den 10-Meilen-Mütter-Marsch der Aktion Pfennige wandern in Amerika im Frühjahr 1990. (mehr Leute setzten auf mein Pferd als auf mich). Tags zuvor hatte ich neue Wanderschuhe gekauft. An diesem Nachmittag ging ich in die Scheune, um Dotty zu füttern, und als ich über ein festes Eichentor kletterte um zu der Leiter zum Heuboden zu kommen, rutschte mein rechter Fuß aus und ich landete mit gespreizten Beinen auf dem Tor. Obwohl ich erwartete, jede Sekunde die schlimmsten Schmerzen meines Lebens zu spüren, landete ich doch nicht auf meinen Geschlechtsteilen und fühlte zu diesem Zeitpunkt nur ein leichtes Unwohlsein. Es brauchte ungefähr eine Woche, bis sich die inneren Verletzungen als massiver, infizierter Abszeß in der Leiste zeigten. Der zerstörte genug Blutgefäße und Nerven, um alle sexuellen Funktionen zu vernichten: keine Erektion, kein Orgasmus, keine Ejakulation. Sechs Monate später bekam ich ein aufpumpbares Penisimplantat und kann jetzt im wahrsten Sinne des Wortes eine Erektion tagelang aufrecht erhalten. Wie auch immer, ich habe keine Orgasmen, keine Ejakulation und auch kein Gefühl im Penis.

Ich war erschreckt, als ich daran ging, »die Pumpe« das erste Mal auszuprobieren. Aber da Dotty es zu lieben schien, machte ich weiter. In der Zeit nach der Behandlung habe ich gelernt, daß Sex und Liebe nicht immer Orgasmen benötigen, um befriedigend zu sein. Einfach nur nahe zu sein, miteinander verbunden zu sein, berühren, schmusen, sich Liebkosungen mit den Lippen, der Zunge und den Händen zu geben, kann wundervoll sein. Wenn ich im Wohnzimmer in meinem Sessel sitze mit zwei Katzen auf dem

Schoß, Dotty steht neben mir (sie ist von Natur aus stubenrein) und Fernseh- oder Musik höre, dann fühle ich eine Wärme und eine Kameradschaft, der ich trauen kann. Keine Spiele, keine Machtkämpfe, einfach ehrliche Zuneigung.

Sicher, ich sehe ein, daß ich mich »einschränke«, daß ich mich vor der »Fülle der menschlichen Erfahrung« drücke. Aber das erscheint mir zur Zeit ein unerreichbares Ziel zu sein, besetzt mit Schmerz, Verrat und Gefahr. Heute bin ich fähig, ein sympathisches Verhältnis zu Frauen aufzubauen, wobei keine sexuellen Interessen dabei stören, sie als menschliche Wesen zu erkennen. »Lieber ein Spatz in der Hand als eine Taube auf dem Dach.«

Ich denke auch nicht, daß Dotty irgendwie »menschlich« ist. Sie ist ein Pferd. In den meisten Dingen agiert und reagiert sie wie ein Pferd eben reagiert. Sie freut sich über ein Schubbern an der Schulter oder über ein süßes Leckerchen. Während der Rossigkeit ist sie an Sex mehr interessiert, aber sie genießt ihn immer. Sie hat nichtsdestotrotz das menschliche Vergnügen am Küssen gelernt, dem sie sich manchmal minutenlang hingibt. (Ihr Atem ist süß und rein). Ich habe eine Beziehung zu ihr auf der Basis einer Beziehung wie sie sie zu einem anderen Pferd hätte. Ich habe meine Wahl in vollem Bewußtsein getroffen und ich lasse die Phantasie nicht mit mir durchgehen. Alles in allem fühle ich mich jetzt, wo ich diese Wahl getroffen habe, besser, ich bin fähig, Menschen als Menschen anzunehmen, anstatt sie als Sexobjekte oder Rivalen zu klassifizieren.

Cherry lehrte mich, daß ich, nach allem, was mir in meinen Leben widerfahren war, lieben *konnte*. Dotty zeigt mir, *wie sehr* ich lieben kann.

Jetzt wo unser vierter Hochzeitstag näher rückt, stelle ich fest, daß ich Dotty immer mehr liebe, und sie scheint diese Liebe in vollem Maße zu erwidern. Sie ist jetzt 16 Jahre alt, und »Sweet

sixteen« scheint perfekt zu passen. Ihr Fell ist im guten Zustand, sie zeigt keine Zeichen von Lahmheit oder anderen Fußbeschwerden und ihre Glieder sind alle in ausgezeichneter Verfassung.

Wir leben nun draußen auf dem Land mit wenigen Nachbarn und jene, die uns nahe sind, wissen es und akzeptieren uns als Paar.

## Nachnachwort

Als ich mein erstes sexuelles Erlebnis mit einem Tier hatte, genoß ich es. Das beunruhigte mich und so, wo ich ohnehin schon zum Gelehrten neige, versuchte ich, das Thema zu erforschen.

Es war nur wenige verlässliche Literatur verfügbar, normalerweise ein paar Abschnitte oder Seiten die in massiven Bänden begraben waren. Kinsey's berühmtes Projekt, das seinen Ausfluß fand in *Das Sexualverhalten des menschlichen Mannes* berührte das Thema, brachte aber hauptsächlich trockene Statistik. Gemäß diesen Ergebnissen hatten die meisten Männer, die einen »Tierkontakt« hatten, diesen im frühen Erwachsenenalter und wiederholten diese Erfahrung nur einige wenige Male. Sie hörten auf, wenn sie so kurz vor 20 waren und fast keiner von Ihnen führte dies ins Erwachsenenalter weiter. Interessant dabei war, daß je höher der Ausbildungsstand war, um so höher auch das Alter war, in dem die Kontakte zu Tieren versiegten. Das deckt sich mit meiner Erfahrung und der von anderen Zoophilen, mit denen ich in Kontakt stehe.

Als ich noch in der Highschool und im College war, waren die einzigen Bücher, die sich ausschließlich mit Zoophilie behandelten, vorgeblich psychologischen Studien, die aber in Wirklichkeit dafür gedacht waren, anregende Geschichten unter der Tarnkappe von Fallstudien zu verkaufen. Diese Bücher tendierten ein wenig zum Predigen und stellten viele der »Zoos« als falsch erzogene oder moralisch verwerfliche Soziopathen dar, die sich mit Freude, mit allem paaren würden, bei dem auch nur halbwegs die Körpertemperatur stimmte. Unweigerlich wurden die Zoos dann porträtiert als Menschen mit einem verzweiferten Bedürfnis nach Hilfe und voller Leid.

Wer war ich, mich mit solchen »Autoritäten« anzulegen? Als ich noch neu an der Universität war, ging ich schon nach einigen Wochen zum Gesundheitsdienst und konsultierte einen Psychologen. Ganz im Gegensatz zu späteren Beratern, die beide einen professionellen Ehrgeiz hatten und auch persönliche Freunde wurden, hatte dieser fortgeschrittene Student absolut keine Vorstellung, was er mit mir anfangen sollte. Als meine »Behandlung« ihren Lauf nahm, wurde ich immer konfuser, überzeugt, daß ich so etwas wie ein absoluter Irrer sein mußte, menschlicher Müll. Ich wurde zum Eremiten, verließ mein Zimmer höchstens noch um meinem Studentenjob im Rechenzentrum nachzugehen oder in der riesigen Bibliothek zu wühlen. Einmal versuchte ich Selbstmord, indem ich eine ganze Flasche rezeptfreier Schlafmittel nahm. Glücklicherweise waren meine Kenntnisse in Pharmakologie zu dieser Zeit noch recht dürftig. Einen Tag später erwachte ich, immer noch in meinem eigenen Bett, und das Einzige, was ich davon hatte, waren rasende Kopfschmerzen.

Ein anderes Mal, als ich übers Wochenende zu Hause war, starrte ich eine ewig lange Stunde lang am Lauf einer geladenen Flinte herunter, den Daumen auf den Abzug und warf im Geiste eine Münze, ob ich nun abdrücken sollte oder nicht. Es ging mir besser, als ich endlich aufhörte, zu den Beratungen zu gehen und erkannte, was man mir da für einen Haufen Schrott verpaßt hatte. Nein, ich war immer noch nicht sehr gut angepaßt, aber die zynische Art, die ich angenommen hatte, beschützte mich in gewisser Weise.

Manche Psychologen meinen, daß fast alle Geisteskrankheiten nicht ihre Wurzeln in der Kindheit haben, sondern beginnen, sich da zu zeigen. Das war bei mir nicht der Fall.

Während langer Stunden der Unterhaltung mit Freunden, die auf dem beratenden Gebiet tätig sind, Freunde, die mit mir und

meiner Partnerin voll vertraut sind, sind wir übereingekommen, daß die Tatsache, daß ich zoophil wurde, von dem Zufall meiner ersten Begegnung mit und der Erforschung der alten Ponystute in dieser Scheune, wo ich 16 war, herrührte. Obwohl es offensichtlich ist, daß frühe traumatische Erfahrungen mich vielleicht für eine gewisse Art von sexuellem oder sozialen Schwierigkeiten in meinem späteren Leben vorbereitet haben, so war doch der Gedanke an Sex mit einem Tier mir vor dieser Zeit nie gekommen.

Mein Vater und ich waren geschickte Hypnotiseure, und so führten wir einige Rückführungen durch, die aber *keine* Phantasien über sexuelle Neigungen zu Pferden oder anderen Tieren vor meinem ersten Erlebnis in dieser Richtung zutage förderten. Im Gespräch mit Menschen, deren Geschäft es ist, sich da auszukennen, sind wir alle zu dem Schluß gekommen, daß ich in gewisser Weise unglaubliches Glück hatte. Ohne solch ein Ventil für meine Frustration, ein Ausgleich für meinen wachsenden Ärger mit und Mißtrauen zur Frauenschaft, hätte ich leicht einen unwiderruflich negativen Weg einschlagen können. Frauenfeind, Vergewaltiger, Frauenschläger, vielleicht sogar Kinderschänder - jedes oder alle von diesen Dingen hätten aus meinem allgemeinen Mißtrauen und dem Wunsch, die Kontrolle über ein entglittenes Leben wiederzugewinnen, erwachsen können. Ich bin nicht wirklich sicher, daß es in meinem Fall dazu gekommen wäre, denn meine Grundnatur ist passiv-aggressiv und nicht aktiv-aggressiv, aber wer kann das schon sicher sagen?

Zu dieser Zeit begann ich, dieses Buch zu schreiben, Dotty und ich waren schon in unser Haus, getrennt von meiner menschlichen Familie eingezogen, wir lebten mit drei anderen Männern in einem großen Haus. Ich war glücklich mit Dotty, doch fühlte ich, daß es in meinen Leben noch einen Mangel gab. War ich die

einzigste Person, die ihren tierischen Partner liebte oder war ich Teil einer sehr kleinen Minderheit? Wie konnte ich das herausfinden? Bücher war das eine, aber ihre Informationen waren nicht physisch greifbar.

Ich suchte nach jemandem, einer Selbsthilfegruppe, die vielleicht helfen konnte und zwar per Telefon und per Brief. An solche Leute wie »Lieber Dr. Sommer« zu schreiben, war Zeitverschwendung, weil ich nie eine Antwort bekam, obwohl ich einen an mich selbstadressierten frankierten Briefumschlag beilegte, wie gefordert und immerhin habe ich es dreimal versucht.

Der »Playboy-Advisor« war da schon viel hilfreicher. Obwohl sie nichts von einer Selbsthilfegruppe für Zoophile wußten, konnten mich die Leute dort an andere Gruppen verweisen, die mir vorschlugen, doch einmal Dr. John Monny vom Johns Hopkins University Teaching Hospital anzuschreiben. Dr. Monny sagte mir, daß nach seinem besten Wissen und Gewissen es keine solche Selbsthilfegruppe gab, aber er öffnete mir den Weg zu dem Verleger dieses Buches.

Bevor mich der Prozeß des Schreibens dazu zwang, meine Erinnerungen und Gefühle in eine logische Abfolge zu bringen, verstand ich meinen Background und meine Motivation nicht in Gänze. Als ich es dann tat, erkannte ich mehr und mehr, daß mein Leben ganz anders hätte verlaufen können, hätte es einen Platz gegeben, wo ich mit anderen hätte sprechen können, die die Wärme, Loyalität und Liebe eines Tieres den Kopf- und Machtspielen, die in menschlichen Beziehungen ja nur allzusehr an der Tagesordnung sind, vorzogen. Gab es da draußen andere wie mich, die unter einem einsamen Leben litten, sich vielleicht fragten, ob sie verrückt waren? Ich hatte mich mit meiner Abweichung arrangiert, aber wie viele andere, die so fühlten wie ich, waren aus sich allein heraus dazu fähig? Im Sommer 1991 ent-



deckte ich einige Mailboxsysteme die sich mit dem Thema Zoophilie befaßten und die ich mit meinen Computer erreichen konnte. Das war eine freudige Entdeckung und ich fand heraus, auf einer Basis von Mensch zu Mensch, daß es tatsächlich andere gab, die genau wußten, was ich erlebt hatte, und meine Gefühle teilten. Das war sehr schön für mich, aber nicht alle Zoophile haben Computer und Modems oder wissen nicht, wo sie anrufen können, wenn sie sie haben. Noch etwas mehr mußte getan werden.

Der Ruf nach »da muß man etwas tun« wird in unserem Land heute oft laut, aber nichts geschieht, bis nicht wirklich irgend jemand etwas *tut*. Meine äußeren Umstände sind ungewöhnlich - ich bin unabhängig tätig, auf einem Gebiet, wo die Menschen kaum umhin kommen, mich für bestimmte Dienstleistungen zu rufen und wo ich fast in der Öffentlichkeit stehe, mit meiner Situation, neben einem anderen - wog ich sorgfältig meine Möglichkeiten und ihre Risiken ab. Wo meine menschliche Familie nun aus der Gegend weggezogen ist, brauchte ich mir nicht länger Sorgen zu machen, sie durch meine Aktivitäten in Gefahr zu bringen.

Im Januar 1992 gründete ich mit der Hilfe einiger Freunde (sowohl am Ort als auch elektronisch) die Z.O.O., die Zoophilic Outreach Organisation [das übersetzt man wohl am Besten mit »Organisation zur Suche nach weiteren Zoophilen«]. Z.O.O. bietet Selbsthilfegruppen Ratschläge auf Laienbasis auf Gegenseitigkeit an. Es gibt keine Beiträge oder Rechnungen, denn die Leute in dieser Gruppe betrachten das als Investition für die Zukunft.

Viele der dauerhaft Zoophilen, mit denen ich Kontakt hatte, hatten einen anderen Background als ich - ihre Neigungen zu Tieren begannen in sehr jungem Alter und manche von ihnen haben nie Interesse an einer Beziehung mit Menschen gezeigt.

Manche Zoophilen fühlen, daß ihr »wahrer Geist« der eines Tieres ist und daß ihre menschlichen Körper nicht zu ihnen gehören. Sie fühlen sich am wohlsten, wenn sie unter ihren »wahren Artgenossen« sind, seien das nun Pferde, Hunde, Wölfe oder Delphine - das sind die Arten, denen die Zoophilen, die ich kenne, zuneigen. Jene in dieser Gruppe, zumindest nach meiner amateurhaften Meinung, sind so vergleichbar mit Transsexuellen, die fühlen, daß ihr körperliches Geschlecht nicht mit ihrem seelischen Geschlecht übereinstimmen. Manche haben den Begriff »Artendysphorie« geprägt um diese besondere Situation zu beschreiben.

Ich möchte darauf hinweisen, daß diese Zoophilen verschiedener Art alle voll funktionsfähige Mitglieder der Gesellschaft sind. Sie sind unabhängige Geschäftsleute, Künstler, Studenten, Vertreter, Schweißer, Verwaltungsangestellte, Techniker, Ingenieure sogar ein Psychologe. Von ihrer sexuellen Ausrichtung abgesehen sind sie Menschen wie Du und ich.

Hier und da schlagen ein paar Doktoren vor, daß wir eine »Kur« für unsere Neigung benötigen. Im Gegensatz dazu befürworten nur noch wenige die Homosexualität zu »kurieren« - sie ist sogar von der Standardliste der Geisteskrankheiten gestrichen worden - weil Homosexualität offiziell nicht mehr als psychologisches Problem anerkannt wird. Wenn Schwule oder lesbische Menschen heutzutage um Rat nachfragen, dann ist es normalerweise deswegen, weil sie Hilfe brauchen, mit der Welt zurechtzukommen, wo sie immer noch Feindschaft und Ablehnung erleben. Der Versuch, Homosexualität zu »kurieren«, hat sich im Allgemeinen als wirkungslos und oft zerstörerisch erwiesen.

Die Ärzte, die vorschlagen, den Versuch zu wagen die Zoophilie zu kurieren, tun dies oft von dem Standpunkt aus, einer Person, die wegen ihrer sexuellen Praktiken Schwierigkeiten mit dem Gesetz hat, zu helfen. Es kann auch gut ein, daß ein Zoophiler, der

unter einem archaischen »Sodomie« Gesetz verurteilt wird, einer psychologischen Behandlung zustimmen muß, damit er nicht ins Gefängnis geworfen wird. In diesen Fällen denken manche Ärzte, daß eine medikamentöse Therapie indiziert ist, sie schlagen Lithium oder Depo-Provera vor, um den Sexualtrieb zu dämpfen, so daß ein Patient die Möglichkeit, das was als Zwang betrachtet wird, zu kontrollieren, hat. Ich sähe es lieber, wenn die Gemeinschaft der Mediziner diesen Menschen Hilfe in Richtung Selbstakzeptanz und besserer Methoden mit einer Gesellschaft umzugehen, die ihre Probleme kaum versteht, anbieten würde.

Meiner Meinung nach sehen medikamentöse Therapien die Zoophilie nur als ein einfaches sexuelles Ventil und ignorieren ihre emotionale Komponente.

Ich fühle mich nicht so, als bräuchte ich eine »Behandlung«, vor allen Dingen nicht so was Radikales wie Depo-Provera, das man manchmal auch »chemische Kastration« nennt.

Lithium mag ein wundervolles Mittel sein für das bipolare Syndrom (manisch depressive Leute), aber seinen Nebenwirkungen stehe ich sehr argwöhnisch gegenüber. Ich hatte wirklich genug Erfahrung mit bewußtseinsverändernden Drogen. Danke.

Und, warum sollte ich mich denn ändern *wollen*? Um »sozialen Normen« gerecht zu werden? Ich brauche Gefängnis oder Verfolgung für meine Neigung in diesem Staat nicht zu befürchten, solange ich meinen Partner nicht verletze oder ein öffentliches Ärgernis durch Exhibitionismus oder ähnliche Verhaltensweisen hervorrufe.

Am Ende ist die Sexualität ja nur ein Teil - wenn auch ein wichtiger Teil, im Leben der meisten Menschen, mein eigenes eingeschlossen.

Das ist, denke ich, ein wichtiger Punkt. Zoophile sind nicht »normal« nach den gängigen Definitionen. *Ich* bin nicht »normal«.

Aber wir *sind* menschliche Wesen, wir teilen die meisten Eigenschaften mit dem Rest der Menschheit. Und als solche ist es vielleicht Zeit, daß die Gesellschaft ihre Einstellung uns gegenüber überdenkt, anstatt uns Psychopharmaka aufzuzwingen, uns einzusperren oder uns auszustoßen. Solange wie wir weder irgendwelchen Menschen noch unseren Partnern etwas zuleide tun oder sie verletzen, solange wir noch produktive funktionierende Mitglieder der Gesellschaft sind, warum überhäuft man uns dann mit Schimpf und Schande? Warum läßt man uns nicht einfach sein, wie wir nun einmal sind? Wird die Gesellschaft *verletzt* oder bereichert durch Vielfalt? Bitte denken Sie darüber nach.

Das Leben bringt noch immer seine Schwierigkeiten und Herausforderungen, seine Versuchungen und Triumphe, aber damit kann James umgehen. Er und Dotty stellen sich gemeinsam dem Leben. Haben Sie kein Mitleid mit James, mit seinen Schwierigkeiten, mit seiner Unterschiedlichkeit. Freuen Sie sich mit ihm - daß er sich selbst gefunden hat und daß er, am Ende, die Liebe gefunden hat.

Ich bin James. Ich bin glücklich.

## Nachwort des Übersetzers

Soweit die Übersetzung des Horseman. Ich danke Angelo Schuler und [...], die das Kunststück geschafft haben, aus den Geräuschen auf meinen Cassetten ein lesbares Manuskript zu zaubern. Und ich danke Mark Matthews für seine Hilfe bei manchen Fragen, die mir auch Lexika nicht beantworten konnten. Noch dazu, wo es ihm gesundheitlich nicht sehr gut ging. Ich bin mir bewußt, daß man so ein Werk nicht ungestraft übersetzt und weise daher ausdrücklich darauf hin, daß mein Vater gleichen Namens weder mit der Übersetzung noch mit der Thematik dieses Werkes in irgendeiner Verbindung steht.

Ganz am Anfang, als ich in Computernetze hineinroch, stolperte ich in einem Bereich eines Netzes über eine Diskussion, die sich um Zoophilie drehte. Sie bestand im Wesentlichen darin, daß über einen Zoophilen, der sich dort noch dazu mit vollem Namen und Anschrift geoutet hatte, wahre Haßtiraden ausgegossen wurden, die bis zu einer tatsächlich erfolgten Anzeige und der Androhung des Besuches durch eine Schlägertruppe reichten. Die gleiche spontane Reaktion in Form wütender Haßausbrüche konnte ich noch oft beobachten, begann mir dann meine eigenen Gedanken zu machen und beschäftigte mich mit dem Thema. Zoophile werden immer sofort als Tierquäler gesehen. Die gibt es sicherlich auch, wie es sie überall gibt, allerdings erschienen mir die Zoophilen, die ich kennengelernt habe, extrem sanft zu sein. Meiner Ansicht nach kann man bei der Beurteilung des Verhältnisses eines Menschen zu einem Tier die Tatsache eines wie auch immer gearteten Geschlechtsverkehrs nicht als Kriterium zugrunde legen. Die Zoophilen, die ich kennengelernt habe, würden dem Wesen, das sie lieben, nie in irgendeiner Form Leiden oder Schmer-

zen zufügen. Es kann nur als Maßstab genommen werden, wie sich diese Person ihrem Tier generell gegenüber verhält. Übt sie zum Beispiel Zwang aus. Wird das Tier irgendwie festgebunden, erleidet es irgendwelche Schmerzen, usw. Die Gesellschaft macht es sich viel zu einfach, wenn sie Zoophile einfach als Tierquäler abstempelt. Viele bei der Nutztierhaltung gängigen Perversitäten würden einem Zoophilen nie in den Sinn kommen. Genauso sind sie im Schnitt wesentlich besser über die Bedürfnisse ihres Partners informiert, als der eher gedankenlose Heimtierhalter. Wie oben schon erwähnt, sicherlich gibt es unter den Zoophilen auch solche, die ihre Tiere nur zur Triebabfuhr benutzen, wobei sie sich auf die selbe Stufe stellen wie jeder andere, der seine Tiere nicht als Persönlichkeiten sondern als Funktionen sieht. Sollten Tiere dabei leiden, so gehört derjenige, der sie leiden läßt, bestraft. Sei es nun der Besitzer einer Legehennenbatterie, in der sich die Hennen nicht einmal in ihrem kurzen Leben richtig ausstrecken können, sei es in der sonstigen Massentierhaltung, seien es die unzählbaren Entgleisungen überall dort, wo mit Tieren Geld verdient wird, all dies sind Auswüchse einer Einstellung, die ein Tier nur als Sache und nicht als Persönlichkeit sieht. Die Zoophilen, die ich kennengelernt, von denen ich gehört und mit denen ich mich geschrieben habe, sehen ihr Tier als Partner, mit dem sie eine Verbindung eingehen, aber auf jeden Fall als Persönlichkeit. Insofern hat diese verachtete und verhaßte Minderheit der »Normal«-Bevölkerung Einiges voraus.

Briefe des Autors, in denen er mir bei der  
Übersetzung geholfen hat.

Z.O.O.

"Mark Matthews"

George Willard

Rt. 1 Box 134-B

Carl Junction MO 64834

Michael Kiok

Castroper Strasse 370

D-44627 HFerne

Germany

Dear Michael:

First, school arrangements: In the state and towns where I was educated, public schools were divided into two major sections. Primary or elementary school included kindergarten through eighth grades, and secondary or high school was ninth through twelfth grades. These last are also known as "freshman," "sophomore," "junior," and "senior" years. At that time, a twelve-grade education was considered the minimum standard for a successful life.

The "prom" comes from the word "promenade." It is a formal or semi-formal ball, and considered the acme of high school social life. In larger cities, the young men wear tuxedos or mess jackets, the girls wear formal gowns, and couples often arrive in rented limousines. There is a catered dinner followed by a dance.

The prom is traditionally "put on" by the junior class for the seniors. That class does the work of decorating, arranging for music, the meal, and cleanup afterwards. This class also pays the bill for these things. Members of both classes are allowed to dance, depending on volunteer duties such as serving cake and beverages. From the members of the senior class are elected a king and queen of the prom.

There is no spoken expectation that a male student must have lost his virginity by the time of his prom, but the odds that a dating couple might succumb to romantic impulses after the dance were fairly high. This is often the first date where the students are allowed to stay out very late. Alcoholic beverages are often involved, supplied by an older friend.

In short, a high-school boy who was not only a virgin but had never even had a date by the time his first prom came around could feel very socially retarded.

Average school age at the time was five for entering kindergarten. I was fourteen upon entry into high school, sixteen when I first fondled the little mare, seventeen when I had my first intercourse, and eighteen when I graduated high school (in 1969).



The candlestick would resemble an elongated three-sided pyramid (with a triangular base) turned upside-down, with the point fitting into a wooden base.

Ach, the poem! It is laden with old cultural references, specifically the "swinging a chain" phrase. In the thirties in America, there was a fashion phenomenon known as the "zoot suit." It had baggy long pants tight at the cuff, a long coat with heavily padded shoulders, and was usually worn with a pocket watch and chain. "Cool cats" would stand aloof looking over "the chicks," perhaps selecting one for his attentions. During this process, he might show his casual lack of interest by twirling the watch around on the end of the chain, swinging it in circles.

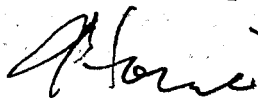
Yes, this is the origin of the American slang "swinger" for a socially-active person; one who dates often and widely.

Good luck on the poem; I suspect you have your work cut out for you. You might consider leaving it in English for the readers to puzzle out, just mentioning that it was considered degrading at the time.

Feel free to ask about anything else which might puzzle you.

And good luck at avoiding pornography problems. Do I understand you correctly that the explicit descriptions are only considered pornographic if they are part of a work intended to be sexually-stimulating? For what it is worth to you, many American writers, including one who writes "Christian Witness" books have read the work and did not consider it obscene or pornographic. The sdsex scenes are necessary to convey the depth of feelings involved.

Good luck with the publishers!



George "Mark Matthews" "Hossie" Willard

Z.O.O.  
"Mark Matthews"  
George Willard  
Rt. 1 Box 134-B  
Carl Junction MO 64834

Guten Tag!

I am glad to hear from you! My internet access is rather complex, and I do not have a reliable e-mail address. Fido, unfortunately, is a very ill dog, and I get very little traffic from there these days.

Yes, you have my permission to make a translation .. for what that is worth.

I am told that anyone can translate anything they want in any language without permission. It is publications of such a translation which requires permission from the holders of the copyright and publication rights.

Your next step in the process will be to find a publisher who wants to publish the translation. At that point, they must then contact my publisher, Prometheus Books, to arrange licensing, rights, and payment.

International Division  
Prometheus Books  
59 John Glenn Drive  
Amherst NY 14228

Any European publisher should be familiar with the process of acquiring rights to a translation. They and my publisher will work out the details of who gets paid how much for what, and you will have to work out details of getting paid for your work at translation with the European publisher.

Thanks for the work and the personal concern. I have been in and out of various hospitals for a variety of reasons, but am doing fairly well now.

George "Mark Matthews" Willard



## InMemoriam

George Willard

George Willard, der dieses Buch unter dem Pseudonym Mark Matthews veröffentlichte, hat das Erscheinen dieser Übersetzung nicht mehr erlebt. Er erlag am 29. August 1999 seinen Krankheiten. Für seine Stute Pixel (Dotty) ist auch in Zukunft gesorgt.

Sein Tod ist für alle, denen er mit seinem Buch, seinem Gang an die Öffentlichkeit (zuletzt in der Jerry Springer Show und einer englischen Dokumentation) und seinen Aktivitäten im Internet zu diesem »Ich bin nicht , Erlebnis verholfen hat, ein Verlust.

Möge ihm unsere Dankbarkeit auch jetzt noch eine Hilfe sein ...

Nicht nur mein Dank auch an Caballito, der sich mehr als zwei Jahre um ihn gekümmert und sein Wirken bis zum Ende ermöglicht hat.

Die Hornepage von George und Pixel Willard konnte gesichert werden und steht unter der Adresse

<http://www.fifine.org>

bis auf Weiteres zur Verfügung.

Im September 1999

Michael Kiok

Pixel starb hochbetagt im Jahre 2010.

James Falabella ist am Ende seiner Kräfte. Seine Frau Sheila will sich von ihm scheiden lassen und ist mit den Kindern ausgezogen. Seitdem, eigentlich schon seit langer Zeit vorher, fristet er sein frustriertes, einsames Dasein im Haus seiner Eltern, abgelenkt allein durch die tägliche Einnahme von Drogen sowie die Kommunikation mit seinen Internet-Freunden. Zu allem Überfluß beginnt ihn ein altes „Leiden“ wieder zu quälen: James ist zoophil, versucht seine gesellschaftlich scharf verurteilte sexuelle Veranlagung jedoch zu verbergen und zu unterdrücken.

Wieso konnte er nicht einfach ganz normal sein? Wie war er nur zu dieser seltsamen, so starken sexuellen Neigung gekommen? James beginnt, sein ganzes bisheriges Leben reflektierend, sich schonungslos selbst zu erforschen, um die Ursachen aufzudecken.

Am Ende dieses Prozesses liegt zwar kein lupenreines Happy End, aber doch ein gestärkter Protagonist, der sich selbst akzeptiert wie er ist.

Ein brisantes Thema, einmal nichtwissenschaftlich beleuchtet, von Michael Kiok übersetzt aus dem Amerikanischen „THE HORSEMAN“ von Mark Matthews.